Dostojewski

Die Besessenen

Zweiter Band

Die Besessenen

Roman

von

F. M. Dostojewski

Deutsch
von
Hubert Putze

Zweiter Band

Dresden und Leipzig
Verlag von Heinrich Minden
1888

Erstes Kapitel.

Die Nacht.

I.

Es vergingen acht Tage. Jetzt, da Alles vorüber ist und ich die Chronik schreibe, wissen wir bereits, wie die Sache lag, damals aber wußten wir noch nichts, und natürlich erschienen uns verschiedene Dinge sonderbar. Mindestens schlossen wir beide, Stephan Trofimowitsch und ich, uns in der ersten Zeit ein und sahen in Furcht von fern zu. Ich ging manchmal aus und brachte ihm, wie früher, verschiedene Nachrichten, ohne welche er nicht existiren konnte.

Ich brauche nicht erst zu sagen, daß in der Stadt die verschiedenartigsten Gerüchte über die Ohrfeige, die Ohnmacht Lisawetas und die übrigen Ereignisse am Sonntag kursirten. Aber wunderbar war für uns: durch wen hatte sich das Alles so schnell und genau nach Außen verbreiten können? Für keine der damals anwesenden Personen war es, wie uns schien, nothwendig oder vortheilhaft, das Geheimniß des Vorgegangenen zu verrathen. Dienstboten waren nicht dagewesen, nur Lebjadkin hätte etwas ausschwatzen können, nicht so sehr aus Bosheit, weil er damals in äußerster Furcht sich entfernt hatte, und die Furcht vor dem Feinde die Bosheit ihm gegenüber vernichtet, sondern nur aus unbezähmbarer Schwatzhaftigkeit. Aber Lebjadkin war mit seiner Schwester bereits am an-

deren Tage, ohne Nachricht zu hinterlassen, verschwunden; in Filippows Hause hatte er sich nicht gezeigt, er war, man wußte nicht wohin, fortgereist und wie von der Welt verschwunden. Schatow, welchen ich nach Marja Timofejewna fragen wollte, hatte sich eingeschlossen und blieb wie mir schien, diese ganzen acht Tage zu Hause, indem er sogar seine Beschäftigungen in der Stadt unterbrach. Mich nahm er nicht an. Dienstags ging ich zu ihm und klopfte an. Ich empfing keine Antwort, aber durch unzweifelhafte Beweise von seiner Anwesenheit überzeugt, klopfte ich ein zweites Mal. Da sprang er auf, jedenfalls vom Bett, und ging mit festen Schritten zur Thür und schrie mir aus vollem Halse zu: „Schatow ist nicht zu Hause.“ Mit diesem Bescheide war ich fortgegangen.

Schließlich blieb ich mit Stephan Trofimowitsch bei einem Gedanken stehen, allerdings nicht ohne Furcht wegen der Kühnheit unserer Vermuthung, aber wir ermuthigten uns gegenseitig. Wir kamen nämlich zu dem Schlusse, daß der Urheber der kursirenden Gerüchte kein anderer, als Peter Stephanowitsch sein konnte obwohl er selber einige Zeit später, bei einem Gespräch mit seinem Vater, versicherte, daß er die Geschichte bereits im Munde Aller, besonders im Klub, und mit den geringsten Einzelheiten, dem Gouverneur und seiner Gemahlin bekannt, angetroffen hätte. Auch Folgendes war merkwürdig: am nächsten Tage, Montag Abends, traf ich Liputin und er wußte bereits Alles bis aufs kleinste Detail, hatte es also unzewifelhaft aus erster Hand erfahren.

Viele, sogar vornehme, Damen erkundigten sich neugierig nach der „räthselhaften Lahmen,“ wie sie Marja Timofejewna nannten. Einige wünschten sogar dringend, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, so daß die Herren, welche die beiden Lebjadkins schleunigst verborgen hatten, augenscheinlich ganz praktisch gehandelt hatten. Aber im Vordergrunde stand immerhin Lisaweta Nikolajewnas Ohnmacht, dafür interessirte sich „die ganze Welt,“ schon

deshalb, weil die Sache Julia Michailowna, als Lisaweta Nikolajewnas Verwandte und Beschützerin, anging. Und was man nicht Alles zusammenschwatzte! Zum Geschwätz trug auch ein geheimnißvoller Umstand bei: beide Häuser waren fest verschlossen; Lisaweta lag, erzählte man, an einem hitzigen Fieber darnieder; dasselbe behauptete man auch von Nikolaus Wßewolodowitsch mit dem widerwärtigen Zusatz, daß ihm ein Zahn ausgeschlagen und seine Backe dick geschwollen sei. Man sprach sogar im Geheimen, daß möglichenfalls ein Mord bei uns vorkommen werde, daß Stawrogin nicht der Mensch danach sei, eine solche Beleidigung zu ertragen, und Schatow tödten werde, aber heimlich, wie bei korsikanischer Blutrache. Dieser Gedanke gefiel; aber die meisten unserer Dandys hörten das Alles mit Verachtung und der Miene nachlässiger, selbstverständlich erkünstelter, Gleichgültigkeit an. Ueberhaupt machte sich die alte Feindschaft unserer Gesellschaft gegen Nikolaus Wßewolodowitsch klar bemerkbar. Sogar gesetzte Leute suchten ihn zu beschuldigen, obwohl sie selber nicht wußten, wessen. Flüsternd erzählte man, daß er Lisaweta Nikolajewna um ihre Ehre gebracht, und eine Intrigue zwischen ihnen in der Schweiz gespielt habe. Vorsichtige Menschen hielten sich allerdings reservirt, hörten aber alle sehr gern zu. Es gab auch andere Gespräche, die aber nicht allgemein, sondern selten und fast verborgen geführt wurden; der Existenz dieser außerordentlich eigenthümlichen Gespräche erwähne ich nur deshalb, um im Voraus den Lesern, wegen der ferneren Ereignisse meiner Erzählung, eine Andeutung zu geben. Einige sprachen nämlich stirnrunzelnd und Gott weiß mit welchem Recht, Nikolaus Wßewolodowitsch habe ein besonderes Geschäft in unserem Gouvernement, stehe durch den Grafen K. mit hochgestellten Männern in Petersburg in Verbindung, sei sogar vielleicht Beamter und mit besonderen Aufträgen versehen. Als sehr gesetzte und reservirte Leute über dieses Gerücht lächelten und ganz vernünftig bemerkten, daß ein Mensch, welcher nur Skandal veranlasse und seine Thätigkeit bei

uns mit einer geschwollenen Backe beginne, zu einem Beamten nichts tauge, wurde ihnen flüsternd entgegnet, er sei zwar kein offizieller, aber so zu sagen, ein geheimer Beamter, und in solch' einem Falle gebiete der Dienst, daß der Betreffende einem Beamten so wenig wie möglich ähnlich sei. Diese Bemerkung brachte Wirkung hervor; uns war bekannt, daß man in der Hauptstadt auf die Landstände unseres Gouvernements ein scharfes Augenmerk hatte. Ich wiederhole, diese Gerüchte tauchten nur für einen Augenblick auf, um spurlos zu verschwinden; aber ich bemerke, daß die Ursache vieler Gerüchte theilweis einige kurze, aber boshafte Worte waren, welche der unlängst aus Petersburg zurückgekehrte, verabschiedete Gardekapitän Artemius Pawlowitsch Gaganow unklar und abgebrochen im Klub geäußert hatte; er war ein sehr reicher Gutsbesitzer unseres Gouvernements und Kreises, ein Lebemann der Hauptstadt und der Sohn des verstorbenen Paul Pawlowitsch Gaganow, desselben geachteten alten Herrn, mit welchem Nikolaus Wßewolodowitsch vor länger als vier Jahren den in seiner Grobheit und Plötzlichkeit ungewöhnlichen Zusammenstoß gehabt hatte, dessen ich bereits im Anfange meiner Erzählung erwähnte.

Allen war bekannt, daß Julia Michailowna einen außergewöhnlichen Besuch bei Barbara Petrowna hatte machen wollen, und man ihr auf der Rampe des Hauses erklärt, die Gnädige könne wegen Unwohlseins den Besuch nicht annehmen. Ebenso auch, daß Julia Michailowna zwei Tage nach ihrem Besuch einen expressen Boten zu Barbara Petrowna geschickt hatte, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Schließlich begann sie, überall Barbara Petrowna zu vertheidigen, allerdings nur möglichst unbestimmt. Alle verfänglichen Anspielungen auf die Sonntagsgeschichte hörte sie streng und kalt an, so daß sie in den folgenden Tagen in ihrer Gegenwart nicht mehr erneuert wurden. Auf diese Weise befestigte sich überall der Gedanke, daß nicht nur diese ganze Geschichte, sondern auch ihr eigent-

licher Grund, bis auf die kleinsten Details, Julia Michailowna, und zwar nicht wie einer Fremden, sondern als Betheiligten, bekannt sei. Ich bemerke hierbei, daß sie bei uns schon begann, ein wenig den hohen Einfluß zu erlangen, nach welchem sie unzweifelhaft strebte und verlangte, und schon anfing, sich „umringt" zu sehen. Ein Theil der Gesellschaft rühmte ihren praktischen Verstand und Takt .... doch hierüber später. Durch ihren Schutz erklärten sich auch theilweis Peter Stephanowitsch's schnelle Erfolge in unserer Gesellschaft, — Erfolge, welche damals besonders Stephan Trofimowitsch stutzig machten.

Vielleicht legte ich und Stephan Trofimowitsch diesen Erfolgen eine zu große Bedeutung bei. Erstens hatte sich Peter Stephanowitsch fast augenblicklich, in den ersten vier Tagen nach seiner Ankunft, mit der ganzen Stadt bekannt gemacht. Er war am Sonntage eingetroffen, und schon am Dienstag traf ich ihn in einem Wagen mit Artemius Pawlowitsch Gaganow, einem, trotz seiner ganzen weltmännischen Bildung, stolzen, reizbaren und aufgeblasenen Menschen, mit welchem wegen seines Charakters schwer zu verkehren war. Beim Gouverneur war Peter Stephanowitsch ebenfalls gut aufgenommen worden, dergestalt, daß er alsbald zu einem nahestehenden, oder, zu sagen, gern gesehenen jungen Mann dort wurde; er speiste fast täglich bei Julia Michailowna. Er hatte sie zwar schon in der Schweiz kennen gelernt, doch war sein schneller Erfolg in dem Hause Seiner Excellenz wirklich etwas wunderbar. Er hatte früher, ob mit Recht oder nicht, für einen ausländischen Revolutionär gegolten, hatte sich bei ausländischen Ausgaben von Druckschriften und an Kongressen betheiligt, „was man sogar aus Zeitungen beweisen kann", wie sich mir gegenüber Aljoscha Tefjatnikow, jetzt o weh, ein verabschiedeter Beamter, damals aber ein im Hause des alten Gouverneurs ebenfalls gern gesehener junger Mann, ausdrückte. Und dennoch stand die Thatsache fest: der frühere Revolutionär zeigte sich im ge-

liebten Vaterlande nicht nur vollständig ruhig, sondern sogar fast angespornt; daher lag, möglichenfalls, nichts wider ihn vor. Liputin flüsterte mir einmal zu, daß gerüchtsweise Peter Stephanowitsch Reue gezeigt und, nach Denunziation einiger Anderen, Verzeihung erhalten, seine Schuld gesühnt und versprochen habe, auch in Zukunft dem Vaterlande nützlich zu sein. Diese giftige Redensart überbrachte ich Stephan Trofimowitsch; dieser, obwohl beinahe unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen, versank in Nachdenken. In der Folge erwies sich, daß Peter Stephanowitsch mit außerordentlich schätzenswerthen Empfehlungsbriefen zu uns gekommen; wenigstens hatte er einen von einer sehr hochgestellten alten Dame in Petersburg, deren Mann ein sehr einflußreicher alter Herr war, an die Frau des Gouverneurs mitgebracht. Diese alte Dame, Julia Michailownas Taufpathin, schrieb in ihrem Briefe, daß auch der Graf K. durch Nikolaus Wßewolodowitsch Peter Stephanowitsch gut kenne, ihn freundlich behandelt habe und ihn „trotz früherer Verirrungen für einen würdigen jungen Mann“ hielte. Julia Michailowna hielt ihre spärlichen und mühsam unterhaltenen Verbindungen mit der „höchsten Welt“ ungemein hoch, und war über den Brief der hochgestellten alten Dame wirklich erfreut; aber immerhin waren Peter Stephanowitsch's Erfolge bei ihr eigenthümlich. Sogar ihren Gatten brachte Julia Michailowna in fast familiäre Beziehungen zu Peter Stephanowitsch, so daß sich von Lembke beklagte . . . aber hierüber ebenfalls später. Ich bemerke gleichfalls im Voraus, daß auch der große Schriftsteller Karmasinow Peter Stephanowitsch wohlwollend begegnete und ihn sogleich zu sich einlud. Diese Eile des so aufgeblasenen Menschen war es, was Stephan Trofimowitsch am peinlichsten berührte; ich aber erklärte mir die Sache anders: indem er den Nihilisten zu sich einlud, hatte Herr Karmasinow lediglich dessen Beziehungen zu den fortschrittlichen Jünglingen beider Hauptstädte im Auge. Der große Schriftsteller zitterte

krankhaft vor der revolutionären Jugend der Neuzeit, und indem er, des Sachverhalts unkundig, in ihren Händen die Schlüssel der Zukunft Rußlands wähnte, kroch er in entwürdigender Weise an sie heran, und gerade deshalb, weil sie ihn garnicht beachteten.

II.

Peter Stephanowitsch sprach zweimal bei seinem Vater vor, und leider in meiner Abwesenheit. Das erste Mal besuchte er ihn am Mittwoch, am vierten Tage nach seinem ersten Zusammentreffen mit ihm, und zwar in Geschäften. Hierbei bemerke ich, daß die Abrechnung wegen des Gutes still und ohne Zeugen unter beiden vor sich ging. Barbara Petrowna hatte alles auf sich genommen und bezahlt, natürlich gegen Erwerb des kleinen Grundstücks; sie benachrichtigte Stephan Trofimowitsch nur davon, daß Alles beendet; ihr Bevollmächtigter, der Kammerdiener Alexis Jegorowitsch, brachte ihm Etwas zum Unterschreiben, was er auch schweigend und würdevoll that. Hierbei bemerke ich, daß ich während dieser Tage unsern Alten von früher fast nicht wieder erkannte. Er hielt sich wie noch nie, war erstaunlich schweigsam, schrieb sogar nach jenem Sonntage keinen Brief mehr an Barbara Petrowna, was mir als ein Wunder vorkam, und war, was die Hauptsache ist, ruhig geworden. Ein bestimmter und außerordentlicher Gedanke verlieh ihm ersichtlich Ruhe und Kraft. Nachdem er diesen Gedanken gefunden, wartete er ruhig Etwas ab. Im Anfange übrigens war er krank, besonders am Montage; er hatte Cholerine. Ohne Nachrichten konnte er die ganze Zeit nicht bleiben; kaum aber hatte ich diese Thatsachen verlassen, war auf die Hauptsache übergegangen und hatte ihre Vorschläge gemacht, als er mir sogleich durch eine abwehrende Handbewegung aufzuhören gebot. Beide Begegnungen mit dem Sohne hatten ihn

aber verletzt, wenn auch nicht erschüttert. An den beiden Tagen nach den Begegnungen lag er auf dem Sopha, ein mit Essig angefeuchtetes Handtuch um den Kopf, fuhr aber fort, im höchsten Grade ruhig zu bleiben.

Bisweilen übrigens wehrte er mir mit den Händen nicht ab. Einige Mal schien es mir auch, als ob seine Entschlossenheit ihn verließe, und er mit einem neuen Andrang verführerischer Ideen kämpfte. Dies geschah nur in Augenblicken, aber ich bemerkte dieselben. Ich argwöhnte, daß er große Lust hatte, sich wieder zu zeigen, die Einsamkeit zu verlassen, einen Kampf zu beginnen und die letzte Schlacht zu liefern.

„Cher, ich würde diese Menschen vernichten!“ Diese Worte gingen plötzlich über seine Lippen, als er Donnerstag Abends, nach dem zweiten Wiedersehen mit Peter Stephanowitsch, den Kopf mit einem Handtuch umwunden, ausgestreckt auf dem Sopha lag.

Bis zu diesem Augenblick hatte er den ganzen Tag über noch kein Wort mit mir gesprochen.

„Fils, fils chéri“ und so weiter, ich gebe zu, daß alle diese Ausdrücke Unsinn und unwürdig sind, sie sollten unterbleiben, ich sehe es jetzt selber ein. Ich habe ihn nicht genährt und getränkt, ich habe ihn als Säugling mit der Post aus Berlin in das —sche Gouvernement geschickt, nun ja, und so weiter, ich gebe zu . . . „Du hast,“ sagt er, „mich nicht getränkt und hast mich mit der Post fortgeschickt, ja, und hast mich noch ausgeplündert.“ „Aber, Unglücklicher,“ rief ich zu ihm, „ich bin ja Deinetwegen mein lebelang herzkrank gewesen; sogar auch weil ich Dich fortgeschickt! Il rit. Aber ich gebe es ja zu, ich gebe es zu . . . hör' doch auf,“ schloß er wie irreredend.

„Passons,“ begann er wieder nach fünf Minuten. — „Ich verstehe nicht Turgenjew. Sein Basarow*) ist eine fingirte, garnicht existirende Gestalt; die neue Generation

*) Hauptgestalt in Turgenjews: Väter und Söhne. D. Uebers.

hat auch sogleich diese Gestalt als eine unnatürliche verworfen. Dieser Basarow ist ein unklares Gemisch eines Nosdrews mit Byron, c'est le mot! Sehen Sie sich solche Personen genau an: sie schlagen Purzelbäume und winseln vor Freude, wie junge Hunde in der Sonne, sie sind glücklich, sie sind Sieger! Wieviel von einem Byron liegt nicht in ihnen! . . . Und dabei welch' alltägliche Person! Was für eine lakaienhafte reizbare Selbstliebe; welch' niedriges Streben faire du bruit autour de son nom, ohne zu bemerken, daß son nom . . . O, Karrikatur!" „Ich bitte Dich," unterbrach ich ihn, „willst Du Dich denn wirklich der Menschheit an Stelle Christi anbieten? Il rit. Il rit beaucoup, il rit trop. Welch' seltsames Lächeln er hat! Seine Mutter hatte kein solches Lächeln. Il rit toujours."

Wieder trat Schweigen ein.

„Sie sind schlau; am Sonntage hatten sie sich verabredet . . ." sagte er plötzlich unbedacht.

„O, ohne Zweifel," rief ich aus, indem ich die Ohren spitzte, „das alles war heimlich abgekartet und doch plump gespielt."

„Davon spreche ich nicht. Wissen Sie, daß das alles absichtlich so fein gesponnen war, damit es der merke . . . welcher es merken sollte. Verstehen Sie das?"

„Nein, das verstehe ich nicht."

„Tant mieux. Passons. Ich bin heut sehr gereizt."

„Weshalb haben Sie sich denn erst mit ihm gestritten? Stephan Trofimowitsch?" fragte ich vorwurfsvoll.

„Je voulais convertir. Lachen Sie nur! Diese arme Tante wird schöne Sachen zu hören bekommen! O, mein Freund, glauben Sie mir, daß ich mich kürzlich als Patriot gefühlt habe! Uebrigens habe ich mich stets als Russe bekannt . . . ja, ein richtiger Russe kann auch nicht anders sein als ich und Sie. Il y a là dedans quelque chose d'aveugle et de louche."

„Unfehlbar," antwortete ich.

„Mein lieber Freund, die echte Wahrheit ist stets

unwahrscheinlich, wissen Sie das? Um die Wahrheit wahrscheinlicher zu machen, muß man ihr unfehlbar Lüge beimischen. Die Menschen haben das auch stets gethan. Vielleicht giebt es hier etwas für uns Unverständliches. Wie denken Sie? Giebt es Etwas, was wir in diesem triumphirenden Gethue nicht verstehen? Ich wünschte, daß dem so wäre. Ich wünschte es."

Ich schwieg. Auch er schwieg sehr lange.

„Jene sagen, daß die Behauptung von französischem Verstand . . ." flüsterte er plötzlich wie in Fieberhitze, „Lüge ist und es immer gewesen ist. Weshalb leugnet man den französischen Verstand? Einfach aus russischer Faulheit, aus unserer entwürdigenden Ohnmacht, selbst eine Idee hervorzubringen, und weil wir widerwärtige Schmarotzer in der Reihe der Völker sind. Ils sont tout simplement des paresseux ohne französischen Verstand. O, die Russen müssen zum Wohle der Menschheit wie schädliche Parasiten vertilgt werden! Wir haben danach nicht gestrebt, nicht im mindesten! jetzt verstehe ich nichts. Ich habe aufgehört zu begreifen!" „Begreifst Du," entgegnete ich ihm, „begreifst Du, daß, wenn bei Euch die Guillotine im Vordergrunde steht und mit solchem Entzücken gefeiert wird, dies lediglich nur deshalb geschieht, weil es am allerleichtesten ist, Köpfe abzuschlagen, aber am allerschwersten, eine Idee zu haben! Vous êtes des paresseux! Votre drapeau est une guénille, une impuissance. Diese Bauernwagen, oder wie jene sagen: „Das Rollen der Bauernwagen, welche der Menschheit Getreide zuführen," sollen nützlicher als die Sixtinische Madonna sein! oder wie jene sagen . . jedenfalls wird eine ebensolche Dummheit von ihnen behauptet." „Aber begreifst Du, begreifst Du, daß dem Menschen außer dem Glück in ganz gleicher Weise auch das Unglück nothwendig ist! Il rit." „Du hast," sagt er, „gut Witze machen, „„indem Du Deine Glieder (er hat sich etwas deutlicher ausgedrückt) auf einem Sammetsopha verwöhnst . . ."" Und bemerken Sie, diese unsere An-

gewohnheit, zwischen Vater und Sohn „Du“ zu sagen, ist gut, wenn beide übereinstimmen; aber wie, wenn sie sich anders gegenüberstehen?“

Wir schwiegen wiederum eine Minute.

„Cher,“ schloß er plötzlich indem er schnell aufstand, „wissen Sie, daß Das unfehlbar ein Ende haben wird?“

„Es ist schon beendet,“ sprach ich.

„Vous ne comprenez pas. Passons. Aber . . . auf der Welt nimmt gewöhnlich nichts ein Ende, aber hier wird's unfehlbar, unfehlbar ein Ende geben.“

Er stand auf, ging in der heftigsten Erregung durchs Zimmer und wieder zum Sopha gekommen, fiel er kraftlos darauf nieder.

Am Freitag, morgens, war Peter Stephanowitsch mit der Bahn fortgefahren und blieb bis zum Montag fort. Durch Liputin hatte ich von seiner Abreise erfahren, und zugleich auch, daß Lebjadkins, Bruder und Schwester, jenseits des Flusses, in der Töpfervorstadt seien. „Ich selber habe sie hinübergebracht,“ fügte er hinzu, und von Lebjadkins abbrechend, theilte er mir plötzlich mit, daß Lisaweta Nikolajewna Mauritius Nikolajewitsch heirathen werde und, wenn das auch nicht veröffentlicht wäre, doch die Verlobung stattgefunden hätte und die Sache abgeschlossen wäre. Am folgenden Tage traf ich Lisaweta Nikolajewna, welche zum ersten Mal nach ihrer Krankheit ausritt, in Begleitung von Mauritius Nikolajewitsch. Sie sah mich mit blitzenden Augen an, lachte und nickte mir sehr freundlich mit dem Kopf zu. Das alles berichtete ich Stephan Trofimowitsch; nur der Nachricht über Lebjadkins schenkte er einige Aufmerksamkeit.

Erst jetzt, nachdem ich unsere räthselhafte Lage während dieser acht Tage, da wir noch nichts wußten, beschrieben, trete ich so zu sagen bereits mit Kenntniß des Sachverhalts und wie sich Alles jetzt, da ich meine Chronik schreibe, enthüllt und erklärt hat, an die Beschreibung der ferneren Ereignisse heran. Ich beginne mit dem achten Tage nach jenem Sonntage, das heißt mit Montag Abend,

— weil wesentlich von diesem Abende ab „eine neue Geschichte“ begann.

III.

Es war acht Uhr Abends. Nikolaus Wßewolodowitsch saß allein in seinem Arbeitszimmer, — einem schon früher von ihm gern bewohnten, hohen, teppichbedeckten, und mit etwas schweren Möbeln alter Form augestatteten Gemach. Er saß in einer Ecke auf dem Sopha, angezogen, als ob er ausgehen wollte, ohne sich jedoch, wie es schien, dazu anzuschicken. Auf dem Tische vor ihm stand eine Lampe mit Lichtschirm. Die Wände und Ecken des großen Zimmers blieben im Schatten. Sein Blick war nachdenklich und konzentrirt, aber nicht ganz ruhig, sein Gesicht drückte Müdigkeit aus und war ein wenig geschwollen. Er hatte wirklich an einer dicken Backe gelitten, aber das Gerücht von einem ausgeschlagenen Zahn war übertrieben; der Zahn hatte nur gewackelt, stand aber jetzt wieder fest; auch die Oberlippe war inwendig verletzt worden, aber auch das war geheilt. Die dicke Backe hatte sich die ganze Woche nicht verloren, weil der Kranke keinen Arzt hatte annehmen wollen, um die Geschwulst rechtzeitig aufzuschneiden, vielmehr gewartet hatte, bis sie von selber aufgegangen war. Er hatte nicht nur keinen Doktor zu sich gelassen, sondern auch der Mutter nur auf einen Augenblick einmal am Tage und unfehlbar nur in der Dämmerung, wenn es bereits dunkel und noch kein Licht angezündet war, den Eintritt gestattet. Er hatte auch Peter Stephanowitsch nicht angenommen, welcher vor seiner Abreise zwei bis drei Mal am Tage bei Barbara Petrowna vorgesprochen. Am Montag Abend erschien endlich Peter Stephanowitsch bei der ihn ungeduldig erwartenden Barbara Petrowna, nachdem er bereits am Morgen von seiner dreitägigen Reise zurückgekehrt, in der

ganzen Stadt herumgelaufen war und bei Julia Michailowna Mittag gespeist hatte. Das Verbot war aufgehoben, Nikolaus Wßewolodowitsch nahm den Besuch an. Barbara Petrowna selbst führte den Gast an die Thür des Arbeitszimmers; sie hatte längst das Wiedersehen gewünscht, und Peter Stephanowitsch gab ihr sein Wort, von Nikolaus zu ihr zu kommen und Bericht zu erstatten. Schüchtern klopfte sie an, und da sie keine Antwort empfing, wagte sie die Thür zwei Zoll weit zu öffnen.

„Nikolaus, darf ich Peter Stephanowitsch zu Dir hereinlassen?“ fragte sie ruhig und kurz, indem sie Nikolaus Wßewolodowitsch hinter der Lampe zu erblicken suchte.

„Natürlich, natürlich dürfen Sie es!“ rief laut und munter Peter Stephanowitsch, indem er eigenhändig die Thür öffnete und eintrat.

Nikolaus Wßewolodowitsch hatte das Klopfen an der Thür nicht gehört, sondern nur der Mutter schüchterne Frage, welche er aber keine Zeit hatte zu beantworten. Vor ihm lag in diesem Augenblick ein soeben von ihm durchgelesener Brief, über welchen er nachdachte. Er erzitterte, als er Peter Stephanowitsch's lautes Rufen hörte und wollte den Brief schnell unter einem ihm in die Hände gerathenen Briefbeschwerer verbergen, das glückte ihm aber nicht vollständig; eine Ecke des Briefes und fast das ganze Couvert ragten hervor.

„Ich habe absichtlich aus aller Kraft geschrieen, um Sie nicht unvermuthet zu überraschen,“ flüsterte schnell Peter Stepanowitsch mit erstaunlicher Naivetät, an den Tisch herangelaufen, und starrte einen Augenblick den Briefbeschwerer und die Ecke des Briefes an.

„Und Sie haben jedenfalls noch Zeit gehabt zu sehen, wie ich einen soeben erhaltenen Brief vor Ihnen unter dem Briefbeschwerer versteckt,“ sprach Nikolaus Wßewolodoiwsch ruhig, ohne sich vom Platze zu rühren.

„Einen Brief? Gott sei mit Ihnen und Ihrem Briefe, was geht der mich an?“ entgegnete der Gast, „aber … hauptsächlich,“ flüsterte er wieder, indem er nach der be-

reits zugemachten Thür sich umwandte und mit dem Kopf nach ihr deutete.

„Sie horcht niemals,“ bemerkte kalt Nikolaus Wßewolodowitsch.

„Wenn sie nun doch horchte!“ wiederholte im Nu Peter Stephanowitsch das Wort, munter die Stimme erhebend und sich in einen Lehnstuhl setzend. „Ich habe nichts dagegen, nur bin ich jetzt hierher gelaufen, um unter vier Augen mit Ihnen zu sprechen . . . Habe ich Sie endlich erwischt! Vor Allem, wie steht's mit Ihrer Gesundheit? Wie ich sehe, gut; morgen werden Sie sich vielleicht wieder sehen lassen — nun?“

„Vielleicht.“

„Reißen Sie alle, reißen Sie mich endlich aus der Ungewißheit!“ er gestikulirte wüthend, mit einer scherzhaften und vergnügten Miene. „Wenn Sie wüßten, was ich ihm vorschwatzen mußte! Uebrigens wissen Sie es.“ Er lachte.

„Alles weiß ich nicht. Ich habe nur von der Mutter gehört, daß Sie sehr . . . rührig gewesen.

„Das heißt, ich habe ja nichts Bestimmtes gesagt,“ Peter Stephanowitsch fuhr plötzlich auf, als wenn er sich gegen einen schweren Vorwurf vertheidigen müßte, „wissen Sie, ich habe von Schatows Frau gesprochen, nämlich den Gerüchten über Ihr Verhältniß mit ihr in Paris, wodurch sich auch sicherlich der Vorfall am Sonntag aufgeklärt hat . . . Sie sind doch nicht aufgebracht?“

„Ich bin überzeugt, Sie haben sich viel Mühe gegeben.“

„Nun, ich fürchtete mich nur vor Ihrem Zorn. Was bedeutet das übrigens; „Sie haben sich viel Mühe gegeben?“ Das ist ja ein Vorwurf. Uebrigens ist es so, wie Sie sagen, und am meisten fürchtete ich, als ich hierher ging, daß Sie nichts berichtigen würden.“

„Ich will nichts berichtigen,“ sagte Nikolaus Wße-

wolodowitsch, mit einer gewissen Gereiztheit, lächelte aber sogleich.

„Nicht davon, nicht davon spreche ich, irren Sie sich nicht, nicht davon!“ Peter Stephanowitsch bewegte die Hände in abwehrender Weise, indem er nur so schnatterte und über des Wirthes Gereiztheit sich freute. „Ich werde Sie nicht mit „Unserer“ Sache aufregen, besonders nicht in ihrem gegenwärtigen Zustande. Ich bin nur wegen des Vorfalls am Sonntag hierher geeilt, um das Allernothwendigste zu besprechen, daher muß „Unsere“ Sache beiseite bleiben. Ich komme zu Ihnen mit den offensten Erklärungen, welche, und dies ist die Hauptsache, ich Ihnen machen muß, und deren Sie selber nicht bedürfen, — dies sage ich, damit sich Ihre Eigenliebe nicht verletzt fühle, zugleich ist es aber auch Wahrheit. Ich bin gekommen, Ihnen zu sagen, daß ich von jetzt ab immer offen sein werde.“

„Also sind Sie früher nicht offen gewesen?“

„Das wissen Sie ja selber. Ich bin vielmals schlau gewesen . . . Sie haben gelächelt; ich freue mich sehr über das Lächeln, weil es mir einen Vorwand zu einer Erklärung bietet; ich habe ja absichtlich Ihr Lächeln durch das prahlerische Wort: „ich bin schlau gewesen“ hervorgerufen, damit Sie sogleich über meinen kühnen Gedanken, schlau sein zu können, sich ärgern sollten, und ich mich sogleich erklären könnte. Sehen Sie, sehen Sie, wie ich jetzt aufrichtig geworden! Nun, mein Herr, ist es Ihnen gefällig, zuzuhören?“

In dem verächtlich ruhigen und sogar spöttischen Gesichtsausdruck, welchen Nikolaus Wßewolodowitsch, trotz des ersichtlichen Wunsches des Gastes, durch seine unverschämten, zuvor ausgedachten und absichtlich plumpen Einfältigkeiten den Wirth zu reizen, beibehielt, zeigte sich endlich eine etwas unruhige Neugierde.

„Hören Sie,“ Peter Stephanowitsch fing dabei noch mehr als vorher zu gestikuliren an: „als ich vor zehn Tagen hier in diese Stadt reiste, entschloß ich mich fest,

eine Rolle zu übernehmen. Das Beste ist allerdings seine eigene Persönlichkeit, ohne jedwede Rolle, zu zeigen; nicht wahr? Es giebt nichts schlaueres, als mit seiner Persönlichkeit aufzutreten; denn niemand glaubt ihr. Offen gestanden, wollte ich die Rolle eines Narren übernehmen, weil es leichter ist, einen Narren zu spielen, als die eigene Persönlichkeit in den Vordergrund zu drängen, aber da ein Narr immerhin ein Extrem ist und ein Extrem Neugierde erweckt, blieb ich definitiv dabei stehen, mich so zu zeigen, wie ich bin. Nun, wie bin ich? Ich halte die goldene Mittelstraße: ich bin weder dumm noch klug; ziemlich unbegabt und sehr originell, wie hier einige kluge Köpfe sagen; ist es nicht so?"

„Was soll ich sagen? vielleicht ist es so," Nikolaus Wßewolodowitsch lächelte etwas.

„Ah, Sie sind damit einverstanden — freut mich sehr; ich wußte im Voraus, daß dies ihre eigenen Gedanken sind. . . Beruhigen Sie sich, beruhigen Sie sich, ich bin deshalb nicht aufgebracht auf Sie; ich habe mich in dieser Weise durchaus nicht deshalb geschildert, um dadurch Ihre entgegengesetzten Lobeserhebungen; wie: „nein, Sie sind, so zu sagen, nicht unbegabt, nein, Sie sind, so zu sagen, sehr klug" hervorzurufen . . . Ah, Sie lächeln wieder! Ich bin abermals auf dem Holzwege; Sie würden überhaupt nicht gesagt haben: „Sie sind sehr klug," nun, meinethalben; ich erlaube Alles. Passons, wie Papachen sagt, und, beiläufig bemerkt, seien Sie nicht aufgebracht wegen meiner Redseligkeit. A propos: ich spreche immer viel, das heißt, mache viel Worte und spreche schnell, und niemals kommt etwas Ordentliches heraus. Und weshalb mache ich viel Worte, ohne daß etwas Ordentliches herauskommt? Weil ich nicht sprechen kann. Wer gut sprechen kann, spricht kurz. Ich bin also auch unbegabt. Da aber diese Gabe der Unbegabtheit bei mir eine natürliche ist, weshalb soll ich sie da nicht künstlich benutzen? Ich mache denn auch Gebrauch von ihr. Allerdings hatte ich, als ich mich hierher reisefertig

machte, daran gedacht zu schweigen; aber Schweigen ist ein großes Talent und paßt daher nicht für mich; zweitens ist Schweigen immerhin gefährlich; nun, da kam ich schließlich zu dem Resultat, daß das Allerbeste für mich Sprechen wäre, aber gerade auf unbegabte Art, nämlich sehr viel und hastig zu sprechen, Beweise zu führen und sich schließlich stets in seinen eigenen Beweisen zu verwickeln, so daß der Zuhörer, ohne einen richtigen Schluß gehört zu haben, von einem fortgeht, die Hände über dem Kopfe zusammenschlägt und am liebsten ausspucken möchte. Das Resultat ist zunächst, daß man die Menschen von seiner Einfalt überzeugt, sie sehr gelangweilt hat und unverständlich geblieben ist — drei Vortheile auf einmal! Ich bitte Sie, wer wird Einen dann in Verdacht hochverrätherischer Pläne haben? Ja, jeder wird sich durch den beleidigt fühlen, welcher sagt, daß ich mich mit geheimen Plänen trage. Dazu kommt noch, daß ich sie bisweilen zum Lachen bringe — und das ist auch werthvoll. Alle verzeihen mir jetzt blos deswegen, weil der Weise, welcher im Auslande Proklamationen herausgegeben, sich hier dümmer als sie selber erweist, ist es nicht so? An Ihrem Lächeln sehe ich, daß Sie mir beistimmen."

Nikolaus Wßewolodowitsch lächelte übrigens durchaus nicht, hörte im Gegentheil mürrisch und etwas ungeduldig zu.

„Ah, wie? Sie haben, scheint mir, gesagt: das ist ganz gleichgültig," schnatterte Peter Stephanowitsch (Nikolaus Wßewolodowitsch hatte kein Wort gesprochen.) „Sicherlich, sicherlich; ich versichere Sie, daß ich mich durchaus nicht deshalb so benehme, um Sie durch meine Kameradschaft zu kompromittiren. Aber wissen Sie, heute sind Sie schrecklich reizbar, ich bin mit offenherziger und froher Seele zu Ihnen geeilt, und Sie legen jedes kleine Wort von mir auf die Goldwaage; ich versichere Sie, daß ich heute über nichts Kitzliges sprechen werde, ich gebe Ihnen

mein Wort darauf und erkläre mich von vornherein mit all' Ihren Bedingungen einverstanden!"

Nikolaus Wßewolodowitsch schwieg hartnäckig.

„Ah? wie? haben Sie etwas gesagt? Ich sehe, daß ich wieder zu viel von mir gesprochen; Sie haben keine Bedingungen gestellt und werden mir keine stellen; ich glaub's, ich glaub's, beruhigen Sie sich; ich weiß ja selber, daß es sich nicht lohnt, mir welche zu stellen, so ist es doch? Ich antworte Ihnen im Voraus — allerdings weil ich unbegabt, nichts als unbegabt bin. . . Sie lachen? nun, wie?"

„Es ist weiter nichts," Nikolaus Wßewolodowitsch lächelte endlich, — „ich erinnerte mich soeben, daß ich Sie wirklich unbegabt genannt habe, aber nicht in Ihrer Gegenwart, man hat es Ihnen nur hinterbracht. . . Ich würde Sie bitten, schnell zur Sache zu kommen."

„Ich bin ja bei der Sache; ich spreche gerade wegen des Sonntags!" flüsterte Peter Stephanowitsch, „nun, was bin ich, Ihrer Ansicht nach, am Sonntage gewesen? Ich bin eben heftig, mittelmäßig und unbegabt gewesen und habe in der unbegabtesten Weise mich des Gesprächs bemächtigt. Aber alle haben mir verziehen, weil ich erstens sehr originell bin, wie jetzt das Urtheil aller hier zu sein scheint, und zweitens, weil ich ein hübsches Geschichtchen erzählt und ihnen allen aus der Verlegenheit geholfen habe."

„Das heißt, Sie haben das gerade erzählt, um einen Zweifel übrig zu lassen, und ein Zusammenhandeln und Einverständniß zwischen uns beiden durchblicken zu lassen, während es kein Einverständniß zwischen uns gegeben, und ich Sie um soviel wie nichts gebeten habe."

„Gerade deshalb, gerade deshalb!" fiel Peter Stephanowitsch wie entzückt ein. „Ich habe dies nur deshalb gethan, damit Sie meinen ganzen Beweggrund bemerken sollen; ich habe mich mit Ihnen hauptsächlich deshalb gebrüstet, weil ich Sie gefangen hielt und Sie kompromittiren wollte."

„Es ist interessant, daß Sie jetzt so offenherzig sind!“

„Seien Sie nicht aufgebracht, funkeln Sie nicht mit den Augen ... Uebrigens thun Sie es nicht. Es ist für Sie interessant zu erfahren, weshalb ich so offenherzig bin. Nur deshalb, weil jetzt Alles verändert, beendet, vorbei und wie mit Sand verweht ist. Ich habe plötzlich meine Gedanken über Sie geändert. Die alte Art hat jetzt ein Ende, ich werde Sie niemals in ihr, sondern von jetzt ab in einer neuen Art kompromittiren.“

„Haben Sie Ihre Taktik geändert?“

„Ich verfolge keine Taktik. Sie haben jetzt in Allem Ihren vollständig freien Willen, das heißt, wollen Sie „ja“ sagen, so können Sie auch „nein“ sagen. Das ist meine neue Taktik. „Unserer Sache“ werde ich solange mit keiner Silbe erwähnen, bis Sie es nicht selber befehlen. Sie lachen? Nun, wohl bekomm's; ich selber lache. Aber ich bin jetzt ernsthaft, sehr ernsthaft, obwohl ein so hastiger Mensch sicherlich unbegabt ist, nicht wahr? Das ist aber ganz gleichgültig; wenn auch unbegabt, bin ich doch sehr ernsthaft.“

In der That sprach er ernst, in einem ganz andern Tone und in besonderer Aufregung, sodaß Nikolaus Wßewolodowitsch ihn mit Interesse ansah.

„Sie sagen, daß Sie Ihre Gedanken über mich geändert?“ fragte er.

„Ich habe dies von dem Augenblick ab gethan, da Sie nach Schatows Schlage die Hände auf den Rücken nahmen, aber genug, genug, ich bitte Sie, keine Frage mehr; ich werde jetzt nichts mehr sagen.“

Er war aufgesprungen und bewegte die Hände, als wenn er weitern Fragen abwehren wollte; da dieselben aber nicht erfolgten, und er keinen Grund zum Fortgehen hatte, setzte er sich, ein wenig ruhiger, wieder auf den Lehnstuhl.

„Da fällt mir gerade ein,“ begann er sogleich, „hier schwatzt man, und wettet darauf, daß Sie ihn tödten

werden, sodaß Lembke daran gedacht hat, sogar die Polizei in Bewegung zu setzen, Julia Michailowna hat es aber verboten . . . Genug, genug davon, ich wollte Sie nur benachrichtigen. Da fällt mir wieder ein: ich habe Lebjadkins am selben Tage hinübergebracht, wissen Sie das? haben Sie mein Briefchen mit ihrer Adresse erhalten?"

„Ich habe es damals erhalten."

„Nicht aus „Unbegabtheit", sondern aus aufrichtiger Bereitwilligkeit habe ich es gethan. War es unbegabt gethan, so war es dafür aufrichtig gemeint."

„Ja, das schadete nichts, vielleicht war es auch nothwendig . . ." sprach nachdenklich Nikolaus Wßewolodowitsch; „nur schreiben Sie mir keine Briefe mehr, ich bitte Sie."

„Einer war unbedingt nothwendig."

„Weiß es Liputin?"

„Er mußte es erfahren; aber Liputin, wie Sie selber wissen, wagt nicht . . . Da fällt mir ein, wir müßten zu den Unsrigen gehen, das heißt zu ihnen, und nicht zu den „Unsrigen", das Wort ist Ihnen ja nicht recht. Beunruhigen Sie sich nicht, ich meine nicht jetzt, sondern ein anderes Mal. Es wird sogleich regnen. Ich werde ihnen Ihr Kommen ankündigen, sie werden sich versammeln, und wir gehen abends hin. Sie werden mit aufgesperrtem Munde, wie junge Dohlen im Nest, erwarten, welchen Gast wir ihnen mitbringen. Es ist ein hitziges Volk. Haben sie sich Auszüge aus Büchern gemacht, dann versammeln sie sich, um sich zu streiten. Wirginßki gehört den Interationalen an, Liputin ist, bei großer Neigung zu politischer Thätigkeit, Anhänger Fouriers, ein, wie ich Ihnen sagen muß, in einer Beziehung kostbarer Mensch, der aber in allen anderen strenge Behandlung verlangt; der Langohrige schließlich, der trägt sein eigenes System vor. Und wissen Sie, sie sind beleidigt, weil ich mit ihnen rücksichtslos umspringe und sie mit Wasser begieße, ha—ha! Aber hingehen müssen wir jedenfalls."

„Haben Sie mich als einen Chef angekündigt?"

brachte Nikolaus Wßewolodowitsch so gleichgültig wie möglich hervor. Peter Stephanowitsch sah ihn schnell an.

„Da fällt mir ein,“ sprach er, als wenn er nicht gehört hätte und sich schnell an etwas Anderes erinnerte, „ich bin zwei bis drei Mal bei der hochzuverehrenden Barbara Petrowna gewesen und war genöthigt, viel zu sprechen.“

„Ich stelle mir es vor.“

„Nein, stellen Sie es sich nicht vor, ich sagte einfach, daß Sie keinen Mord begehen würden, ja, auch noch andere hübsche Dinge. Stellen Sie sich vor: sie wußte bereits am zweiten Tage, daß ich Marja Timofejewna über den Fluß gebracht; haben Sie es ihr gesagt.“

„Ich denke nicht daran.“

„Ich wußte schon, daß Sie es nicht gewesen. Wer könnte es außer Ihnen gewesen sein? Das ist interessant.“

„Liputin, natürlich.“

„Nei—n, nicht Liputin,“ brummte stirnrunzelnd Peter Stephanowitsch; „ich weiß, wer es gewesen. Das sieht Schatow am ähnlichsten . . . Uebrigens ist das Unsinn, lassen wir es! Dies ist übrigens ungemein wichtig. . . . Da fällt mir ein, ich hatte immer erwartet, daß Ihre Frau Mutter mir gegenüber mit einer Hauptfrage herausplatzen würde . . . Ach, ja, alle Tage von Anfang ab war sie schrecklich mürrisch gewesen, und wie ich heut plötzlich ankomme, glänzt sie über und über. Weshalb das?“

„Weil ich ihr heut mein Wort gegeben, mich nach fünf Tagen um Lisaweta Nikolajewna zu bewerben,“ entgegnete Nikolaus Wßewolodowitsch mit unerwarteter Offenheit.

„Ah, nun . . . ja gewiß,“ flüsterte Peter Stephanowitsch abgebrochen; „es kursiren Gerüchte von Ihrer Verlobung, wissen Sie das? Sie sind also wahr. Aber Sie haben Recht, sie wird von der Trauung fort zu Ihnen

gelaufen kommen, Sie brauchen sie nur ein Mal zu rufen. Sie sind doch nicht aufgebracht, daß ich so spreche?“

„Nein, ich bin's nicht.“

„Ich bemerke, daß Sie heut sehr schwer aufzubringen sind und fange an, mich vor Ihnen zu fürchten. Ich möchte gar zu gern wissen, wie Sie sich morgen sehen lassen werden. Sie haben jedenfalls Verschiedenes in Bereitschaft. Sie sind doch nicht aufgebracht, daß ich so spreche.“

Nikolaus Wßewolodowitsch antwortete gar nicht, was Peter Stephanowitsch noch mehr reizte.

„Da fällt mir ein, haben Sie Ihrer Mutter das Versprechen hinsichtlich Lisaweta Nikolajewnas im Ernst gegeben?“ fragte er.

Nikolaus Wßewolodowitsch sah ihn fest und kalt an.

„Ach, ich verstehe, nur um sie zu beruhigen, nun ja.“

„Und wenn allen Ernstes?“ fragte Nikolaus Wßewolodowitsch mit fester Stimme.

„Nun, dann mit Gott, wie man in solchen Fällen sagt, der Sache schadet es nicht (sehen Sie, ich habe nicht gesagt: „Unserer Sache,“ Sie haben das Wörtchen „Unsere“ nicht gern), und ich . . . ich stehe Ihnen zu Diensten, das wissen sie selbst.“

„Meinen Sie?“

„Ich meine nichts, gar nichts,“ entgegnete schleunigst mit Lachen Peter Stephanowitsch, „denn ich weiß, Sie haben selber Ihre Angelegenheiten im Voraus bedacht und erwogen. Ich spreche nur davon, daß ich allen Ernstes Ihnen zu Diensten stehe, immer und überall und in jedem Falle, das heißt in jedem, verstehen Sie das?“

Nikolaus Wßewolodowitsch gähnte.

„Ich langweile Sie,“ Peter Stephanowitsch sprang plötzlich auf, indem er seinen runden, ganz neuen Hut ergriff, er machte Miene fortzugehen, blieb aber doch noch, indem er im Stehen ununterbrochen weiter sprach, bisweilen einige Schritte im Zimmer machte und bei

belebten Stellen des Gesprächs sich mit dem Hut auf das Knie schlug.

„Ich gedachte, Sie noch mit Lembkes zu amüsiren," rief er heiter aus.

„Jetzt nicht, später vielleicht. Aber wie ist Julia Michailownas Befinden?"

„Was Sie alle für ein feines Benehmen haben: ihr Befinden ist Ihnen so gleichgültig, wie das einer grauen Katze, und dennoch fragen Sie danach. Das lobe ich. Sie ist gesund und verehrt Sie abergläubisch, sie erwartet Wunderdinge von Ihnen. Ueber das Sonntagsereigniß schweigt sie, und ist überzeugt, daß Sie durch Ihr bloßes Erscheinen Alles besiegen werden. Bei Gott, sie denkt, daß Sie Gott weiß was vermögen. Uebrigens sind Sie jetzt eine räthselhafte und romanhafte Persönlichkeit, noch mehr als jemals, — eine außerordentlich günstige Stellung! Alle erwarten Sie mit unglaublicher Spannung. Schon eh' ich abreiste war Alles in fieberhafter Aufregung, aber jetzt noch mehr. Daß ich es nicht vergesse: nochmals meinen Dank für den Brief. Alle fürchten sich vor dem Grafen K. Wissen Sie, man hält Sie, scheint es, für einen Spion. Ich sage immer „ja" dazu, Sie sind doch nicht aufgebracht?"

„Nein."

„Also nein; dieser Ruf ist in der Folge nothwendig. Die Menschen haben hier ihre bestimmten Stufen. Ich muntere sie auf, sie zu wahren; Julia Michailowna steht an der Spitze, auch Gaganow . . . Sie lachen? Ja, ich verfahre mit Taktik: ich lüge und lüge, und plötzlich sage ich ein verständiges Wort, und gerade dann, wenn Alle es vermissen. Sie umringen mich, und ich beginne wieder zu lügen. Sie wollen von mir nichts mehr wissen: „er hat Fähigkeiten, sprechen sie, ist aber sehr komisch." Lembke will mich in den Staatsdienst berufen, damit ich mich bessere. Wissen Sie, ich behandele ihn schrecklich, kompromittire ihn nämlich, daß er die Augen aufsperrt. Julia Michailowna spornt mich dazu an. Ja, da fällt

mir gerade ein: Gaganow ist auf Sie ganz wüthend. Gestern hat er in Duchow ganz abscheulich über Sie zu mir gesprochen. Ich habe ihm sogleich theilweise Recht gegeben, natürlich nicht vollständig. Ich habe einen ganzen Tag bei ihm in Duchow zugebracht. Ein prächtiges Gut, ein schönes Haus."

„Ist er denn jetzt in Duchow?" Nikolaus Wßewolodowitsch fuhr plötzlich auf, indem er sich fast erhob und eine starke Bewegung nach vorn machte.

„Nein, er hat mich heut Morgen hierher gefahren, wir sind zusammen zurückgekehrt," sprach Peter Stephanowitsch, als wenn er Nikolaus Wßewolodowitsch's augenblickliche Erregung gar nicht bemerkte. „Was ist das? ich habe ein Buch auf die Erde geworfen;" er bückte sich, das Buch, ein Andenken, aufzuheben. „Die Frauen Balzac's sind es, mit Bildern," er schlug es plötzlich auf, „ich habe es nicht gelesen. Lembke schreibt auch Romane."

„So?" fragte Nikolaus Wßewolodowitsch, als wenn er sich interessirte.

„In russischer Sprache, natürlich im Geheimen. Julia Michailowna weiß und erlaubt es. Er ist eine Schlafmütze, übrigens hat er Manieren; das ist bei solchen Leuten ausgebildet. Welche Strenge der Formen, welche Zurückhaltung! Wenn wir nur etwas Derartiges hätten."

„Sie loben die Verwaltung?"

„Das fehlte noch! Nur was in Rußland natürlich ist und erreicht wird . . . nein, nein," er fuhr plötzlich auf, „ich werde hierüber, über Heikles keine Silbe mehr sprechen. Aber verzeihen Sie, Sie sind etwas grün im Gesicht."

„Ich habe Fieber."

„Man muß es glauben, legen Sie sich nieder. Da fällt mir ein: hier im Kreise giebt es Skopzen*), in-

---

*) Russische Sektirer, welche auf Grund mißverstandener Bibelstellen, sich zeugungsunfähig machen.

teressante Leute . . . Uebrigens später von ihnen. Doch muß ich Ihnen noch eine kleine Anekdote erzählen: hier im Kreise steht ein Infanterieregiment. Am Freitag Abend habe ich mit den Offizieren in B—tzi gezecht. Wir haben unter ihnen drei Anhänger, vous comprenez? Sie sprachen über Atheismus und kassirten, natürlich, Gott. Sie winselten vor Vergnügen. Da fällt mir ein: Schatow versichert, daß, wenn in Rußland eine Empörung ausbricht, sie unfehlbar mit Atheismus beginnt. Vielleicht hat er Recht. Ein Kapitän in grauen Haaren saß da, schwieg fortwährend, sprach keine Silbe, stellte sich plötzlich in die Mitte des Zimmers und sprach, wissen Sie, so laut, als wenn er allein da wäre: „Wenn es keinen Gott giebt, was bin ich dann für ein Kapitän?“ Er nahm seine Mütze, breitete die Arme in der Luft aus und ging fort.“

„Er hat einen ziemlich gesunden Gedanken ausgedrückt,“ Nikolaus Wßewolodowitsch gähnte zum dritten Mal.

„Ja? Ich habe ihn nicht verstanden; ich wollte Sie fragen. Ich habe noch Etwas für Sie. Die Fabrik der Gebrüder Schpigulin ist interessant: fünfhundert Arbeiter sind in ihr, wie Sie wissen, beschäftigt, sie ist eine Brutstätte der Cholera, man hat sie seit fünfzehn Jahren nicht gereinigt, die Arbeiter werden gedrückt, die Kaufleute sind Millionäre. Ich versichere Sie, daß einige der Arbeiter einen Begriff von der Internationale haben. Wie, Sie haben gelächelt? Sie werden selber sehen, lassen Sie mir nur eine ganz kleine Frist! Ich habe Sie schon früher um eine Frist gebeten, und jetzt bitte ich nochmals darum, und dann . . . verzeihen Sie mir übrigens, davon werde ich keine Silbe mehr sprechen, nimmermehr, runzeln Sie nicht die Stirn. Verzeihen Sie nur. Was wollte ich doch sagen? ich bin plötzlich abgekommen, habe gerade die Hauptsache vergessen: man hat mir soeben gesagt, daß unsere Kiste aus Petersburg angekommen.“

„Was sagen Sie?" Nikolaus Wßewolodowitsch sah ihn fragend an.

„Nämlich Ihre Kiste mit Ihren Sachen, Fracks, Hosen und Wäsche soll angekommen sein. Ist es wahr?"

„Ja, man hat mir vorher davon gesprochen."

„Ach, so ist es für heut unmöglich! . ."

„Fragen Sie Alexis."

„Wie ist es morgen, morgen? Bei Ihren Sachen liegen mein Rock, mein Frack und drei Paar Beinkleider von Scharmer*) nach Ihrer Empfehlung; erinnern Sie sich?"

„Ich habe gehört, daß Sie hier den Gentleman spielen," sagte lächelnd Nikolaus Wßewolodowitsch. „Ist es wahr, daß Sie bei einem Bereiter Reitunterricht nehmen wollen?"

Peter Stephanowitsch lächelte verzerrt.

„Wissen Sie," sprach er plötzlich mit außerordentlich schneller, zitternder und abgebrochener Stimme, „wissen Sie, Nikolaus Wßewolodowitsch, wir wollen persönliches beiseite lassen, nicht wahr, ein für alle Mal? Sie können mich natürlich, so viel wie Sie wollen, verachten, wenn Ihnen dies so viel Spaß macht, aber immerhin würde es besser sein, einige Zeit meine Persönlichkeit außerm Spiele zu lassen, nicht wahr?"

„Gut, ich werde es thun," entgegnete Nikolaus Wßewolodowitsch. Peter Stephanowitsch lächelte, schlug sich mit dem Hut auf das Knie, trat von dem einen Fuß auf den andern und nahm seine frühere Miene an.

„Hier halten mich einige sogar für ihren Nebenbuhler bei Lisaweta Nikolajewna, da muß ich mich doch um mein Aeußeres kümmern," sprach er lachend. „Wer hat Ihnen dies nur hinterbracht? Hum, gerade acht Uhr; nun, ich werde mich auf den Weg machen; ich habe zwar Barbara Petrowna zugesagt, bei ihr vorzusprechen, verzichte aber darauf; und Sie müssen sich niederlegen, um

*) Bekannter Schneider in Petersburg.

morgen wieder munter zu sein. Draußen regnet es und ist finster, übrigens habe ich eine Droschke draußen stehen, weil es auf den Straßen des Nachts nicht sicher ist. . . Ah, da fällt mir wieder ein: hier in der Stadt und ihrer Umgebung treibt sich jetzt ein aus Sibirien entflohener Sträfling Fedka herum, stellen Sie sich vor, ein früherer Hofeknecht von mir, welchen Papachen vor fünfzehn Jahren unter die Soldaten hat stecken und sich mit Geld hat bezahlen lassen. Eine sehr merkwürdige Persönlichkeit."

„Sie . . . haben mit ihm gesprochen?" Nikolaus Wßewolodowitsch sah ihn starr an.

„Ich habe mit ihm gesprochen. Vor mir versteckt er sich nicht. Eine zu Allem, zu Allem erbötige Persönlichkeit; für Geld natürlich; aber er hat Ueberzeugungen, allerdings in seiner Art. Ach ja, da fällt mir wieder ein: wenn Sie vorhin im Ernst hinsichtlich Lisaweta Nikolajewnas gesprochen haben sollten, so wiederhole ich Ihnen noch einmal, daß auch ich eine zu Allem erbötige Persönlichkeit bin, in jeder Ihnen gefälligen Art, und Ihnen vollständig zu Diensten stehe . . . Was, ist das, Sie greifen nach dem Stock? Ach, nein, Sie thuen's nicht. . . . Stellen Sie sich vor, ich dachte, Sie suchten den Stock."

Nikolaus Wßewolodowitsch suchte und sprach nichts, stand aber plötzlich auf, mit einer eigenthümlichen Bewegung im Gesicht.

„Wenn Sie auch hinsichtlich des Herrn Gaganow einen Wunsch haben," platzte Peter Stephanowitsch plötzlich heraus, indem er mit dem Kopf direkt auf den Briefbeschwerer deutete, „so kann ich natürlich Alles arrangiren und bin überzeugt, Sie werden mich nicht umgehen."

Er ging schnell hinaus, ohne die Antwort abzuwarten, steckte aber noch einmal den Kopf durch die Thür.

„Ich wollte nur sagen," schrie er hastig, „daß auch Schatow, zum Beispiel, damals am Sonntag nicht das Recht gehabt, als er an Sie heranging, sein Leben zu

wagen, nicht wahr? Ich wünschte, daß Sie dies bemerkten."

Er verschwand wieder, ohne eine Antwort abzuwarten.

IV.

Vielleicht dachte er bei seinem Verschwinden, daß Nikolaus Wßewolodowitsch, allein gelassen, mit den Fäusten gegen die Wand schlagen würde und wäre sicherlich froh gewesen, dies zu sehen. Aber er würde sich getäuscht haben; Nikolaus Wßewolodowitsch blieb ruhig; zwei Minuten lang stand er sehr nachdenklich in seiner früheren Haltung am Tisch, bald aber zeigte sich ein mattes, kaltes Lächeln auf seinen Lippen. Langsam setzte er sich auf das Sopha, auf seinen früheren Platz in der Ecke und schloß ermüdet, die Augen. Die Ecke des Briefes sah wie früher unter dem Briefbeschwerer hervor; er aber rührte sich nicht, dies zu ändern.

Bald war er vollkommen eingeschlafen. Barbara Petrowna, welche sich diese ganzen Tage über mit Sorgen gequält, hielt es nicht länger aus und wagte nach dem Fortgange Peter Stephanowitsch's, welcher trotz seines Versprechens nicht zu ihr gekommen, trotz der ungeeigneten Zeit Nikolaus zu besuchen. Fortwährend schwebte ihr der Gedanke vor, daß er endlich doch etwas sagen würde. Leise, wie zuvor, klopfte sie an die Thür, welche sie, da sie keine Antwort erhielt, selber öffnete. Als sie Nikolaus unbeweglich dasitzen sah, näherte sie sich vorsichtig mit klopfendem Herzen dem Sopha. Sie erstaunte darüber, daß er so schnell eingeschlafen war und in so gerader und unbeweglicher Haltung schlafen konnte; er athmete nur unmerklich. Sein Gesicht war blaß und finster, aber ganz starr und unbeweglich; die Augenbrauen waren ein wenig zusammengezogen und gerunzelt; er hatte entschieden das Aussehen einer todten Wachsfigur. Kaum

athmend, blieb sie drei Minuten vor ihm stehen, plötzlich erfaßte sie Furcht, sie ging auf den Zehen von ihm fort, blieb an der Thür stehen, machte über ihm schnell das Zeichen des Kreuzes und entfernte sich unbemerkt mit einem neuen schweren Gefühl und mit neuem Kummer im Herzen.

Er schlief über eine Stunde und in derselben Erstarrung; keine Muskel seines Gesichtes bewegte sich; nicht die mindeste Bewegung war an seinem Körper bemerkbar, seine Augenbrauen waren noch immer so ernst zusammengezogen. Wäre Barbara Petrowna noch drei Minuten geblieben, sie würde das erdrückende Gefühl, welches diese lethargische Unbeweglichkeit hervorrief, nicht ausgehalten, und den Schläfer geweckt haben. Aber er öffnete von selber plötzlich die Augen und blieb, wie früher, ohne sich zu rühren noch zehn Minuten sitzen, indem er hartnäckig und gespannt einen ihn befremdenden Gegenstand in der Zimmerecke anzusehen schien, obwohl sich dort nichts besonderes befand.

Endlich ertönte der ruhige, dumpfe, einmalige Schlag der großen Wanduhr. Mit einer gewissen Unruhe wandte er den Kopf nach dem Zifferblatt, aber fast im selben Augenblick öffnete sich die auf den Korridor führende Hinterthür, und der Kammerdiener Alexis Jegorowitsch erschien. In der einen Hand trug er einen warmen Ueberzieher, eine Schärpe und einen Hut, und in der andern einen silbernen Präsentirteller, auf welchem ein Zettel lag.

„Halb zehn“, sprach er mit ruhiger Stimme, und überreichte, nachdem er den mitgebrachten Ueberzieher auf einen Stuhl in der Ecke gelegt, auf dem Teller den Zettel, ein kleines, offenes Stück Papier, auf welchem zwei Zeilen mit Bleistift geschrieben waren. Nachdem Nikolaus Wßewolodowitsch diese Zeilen überflogen, nahm er einen Bleistift vom Tisch, schrieb schnell zwei Worte unten auf den Zettel und legte ihn wieder auf den Teller zurück.

„Er ist sogleich nach meinem Fortgange zu übergeben; jetzt werde ich mich anziehen," sprach er, vom Sopha aufstehend.

Als er bemerkte, daß er einen leichten Sammetrock an hatte, dachte er einen Augenblick nach und ließ sich einen andern Rock, aus Tuch, geben, welcher für zeremonielle Abendbesuche bestimmt war. Nachdem er sich vollständig angekleidet und den Hut aufgesetzt hatte, verschloß er die Thür, durch welche Barbara Petrowna bei ihm eingetreten war, nahm den unter dem Briefbeschwerer versteckten Brief hervor und ging schweigend, von Alexis Jegorowitsch begleitet, in den Korridor hinaus. Von diesem stiegen sie auf einer schmalen, steinernen Hintertreppe in die, direct in den Garten führende Vorhalle hinab. In einer Ecke derselben stand eine Laterne und ein großer Regenschirm bereit.

„Durch den starken Regen sind die Straßen hier undurchwatbar kothig," meldete Alexis Jegorowitsch, indem er zum letzten Mal den schwachen Versuch zu machen schien, seinen Herrn vom Fortgehen zurückzuhalten. Aber der ging schweigend, nachdem er den Regenschirm aufgespannt, in den, wie ein Keller, finstern und nassen Garten hinaus. Der Wind sauste und schüttelte die Wipfel der halbentblätterten Bäume, die schmalen, sandbestreuten Gänge waren aufgeweicht und schlüpfrig. Alexis Jegorowitsch ging so wie er war, im Frack und ohne Hut, den Weg drei Schritt voraus mit der Laterne beleuchtend.

„Wird man es nicht merken?" fragte plötzlich Nikolaus Wßewolodowitsch.

„Aus den Fenstern sieht man's nicht, und sonst ist Alles von mir schon früher vorgesehen worden," antwortete ruhig und gemessen der Diener.

„Schläft die Mutter?"

„Wie in den letzten Tagen haben sie sich Punkt neun Uhr eingeschlossen und können nichts merken. Wann befehlen Sie, erwartet zu werden?" fügte er hinzu, indem

er eine Frage zu stellen wagte.

„Um ein Uhr, um halb zwei, nicht später als zwei.“

„Zu Befehl.“

Nachdem sie auf gewundenen Wegen den ganzen, ihnen auf's genauste bekannten, Garten, durchschritten, kamen sie an die steinerne Gartenmauer, in deren Ecke sie eine Thür fanden, welche auf eine enge und stille Gasse hinausführte; die Thür war fast immer verschlossen, jetzt aber zeigte sich der Schlüssel zu ihr in Alexis Jegorowitsch Händen.

„Wird die Thür nicht knarren?“ erkundigte sich wiederum Nikolaus Wßewolodowitsch.

Aber Alexis Jegorowitsch meldete, daß er sie erst gestern „wie auch heut“ eingeölt habe. Er war schon durchunddurch naß. Nachdem er das Pförtchen geöffnet, übergab er den Schlüssel Nikolaus Wßewolodowitsch.

„Wenn Sie doch beliebten, den weiteren Weg einzuschlagen, bemerke ich gehorsamst, denn dem hiesigen Gesindel traue ich nicht, besonders nicht in stillen Gassen, und am allerwenigsten jenseits des Flusses.

„Beunruhige Dich nicht, Alexis Jegorytsch.“

„Gott segne Sie, Herr, aber nur bei guten Werken.“

„Wie?“ Nikolaus Wßewolodowitsch, bereits auf die Gasse getreten, blieb stehen.

Mit fester Stimme wiederholte Alexis Jegorowitsch seinen Wunsch; früher hätte er sich niemals entschlossen, solche Worte seinem Herrn zu sagen.

Nikolaus Wßewolodowitsch schloß die Thür zu, steckte den Schlüssel in die Tasche und ging die Gasse entlang, bei jedem Schritt drei Zoll tief im Schmutze versinkend. Endlich gelangte er durch eine lange und öde Straße auf das Pflaster. Die Stadt war ihm, wie seine fünf Finger bekannt; aber die Bogajawslenska Straße war noch weit. Erst nach zehn Uhr stand er vor dem verschlossenen Thor des finstern, alten Hauses der Filippows.

Das Parterre war jetzt, seit der Abreise der Lebjadkins, vollständig unbewohnt, aber im Halbgeschosse, bei Schatow, glänzte Licht. Da es keine Klingel gab, schlug er mit der Hand gegen die Thür. Ein Fensterchen wurde geöffnet, und Schatow sah auf die Straße hinab; pechschwarze Finsterniß herrschte, und es war schwer, jemand zu erkennen. Schatow sah eine Minute lang hinab.

„Sind Sie es?“ fragte er plötzlich.

„Ich bin es,“ antwortete der unerwartete Gast. Schatow schlug das Fenster zu, ging nach unten und öffnete die Hausthür. Nikolaus Wßewolodowitsch überschritt die hohe Schwelle und ging, ohne ein Wort zu sprechen, an Schatow vorbei, direkt in den Anbau zu Kirilow.

V.

Hier war Alles unverschlossen und nicht einmal zugemacht. Der Flur und die ersten zwei Zimmer waren dunkel, aber im letzten, in welchem Kirilow wohnte und seinen Thee zu trinken pflegte, glänzte Licht, und ein eigenthümliches Kreischen ließ sich hören. Nikolaus Wßewolodowitsch ging dem Lichte nach, blieb aber, ohne einzutreten, an der Schwelle stehen. Auf dem Tische stand Thee. In der Mitte des Zimmers stand eine alte Frau, eine Verwandte des Wirths, mit bloßem Kopf, im Unterrock, in Schuhen an den bloßen Füßen, und in einer Jacke aus Hasenfell. Auf den Armen hielt sie ein soeben aus der Wiege genommenes Kind von anderthalb Jahren, im Hemdchen, mit nackten Füßen, mit blühenden Bäckchen und mit blonden wirren Härchen. Es hatte jedenfalls soeben geweint; Thränen standen noch in seinen Augen; aber in diesem Augenblick streckte es die Aermchen aus, klatschte in die Händchen und lachte halbweinend, wie

kleine Kinder zu thun pflegen. Vor ihm warf Kirilow einen großen, rothen Gummiball auf die Diele, der Ball sprang bis an die Zimmerdecke, fiel wieder herab, und das Kind schrie: „Ba, Ba!“ Kirilow fing den „Ba“ auf und gab ihn dem Kinde, das warf ihn jetzt mit seinen ungeschickten Händchen, und Kirilow lief, ihn aufzuheben. Schließlich rollte der „Ba“ unter den Schrank. Das Kind schrie: „Bah, Ba!“ Kirilow ließ sich auf die Diele nieder und streckte sich aus, um mit der Hand den Ball unterm Schrank zu erreichen. Nikolaus Wßewolodowitsch trat in das Zimmer, bei seinem Anblick schmiegte sich das Kind an die Alte und brach in ein langes, kindliches Weinen aus; jene trug es sogleich hinaus.

„Stawrogin?“ fragte Kirilow, indem er, den Ball in den Händen, von der Diele aufstand und nicht die mindeste Verwunderung über den unerwarteten Besuch zeigte, „wollen Sie Thee.“

Er hatte sich vollständig vom Boden erhoben.

„Sehr gern; ich schlage ihn nicht aus, wenn er warm ist,“ entgegnete Nikolaus Stawrogin; „ich bin ganz durchnäßt.“

„Warm, sogar heiß,“ versicherte mit Vergnügen Kirilow: „setzen Sie sich, Sie sind naß, das schadet nichts; ich werde dann die Diele mit einem Lappen abwischen.“

Nikolaus Wßewolodowitsch setzte sich und trank fast auf einen Zug das volle Glas aus.

„Noch eins?“ fragte Kirilow.

„Ich danke.“

Kirilow nahm jetzt ihm gegenüber Platz und fragte:

„Was führt Sie zu mir?“

„Eine Privatangelegenheit. Lesen Sie diesen Brief Gaganows; Sie werden sich erinnern, ich habe in Petersburg mit Ihnen über Gaganow gesprochen.

Kirilow nahm den Brief, las ihn durch, legte ihn

auf den Tisch und sah Nikolaus Wßewolodowitsch erwartungsvoll an.

„Diesen Gaganow," begann Nikolaus Wßewolodowitsch seine Erklärung, „traf ich, wie Sie wissen, vor einem Monat in Petersburg. Wir kamen drei Mal in Gesellschaft zusammen. Ohne mit mir bekannt zu sein und ohne mit mir zu sprechen, fand er doch Gelegenheit, sehr dreist zu sein. Das habe ich Ihnen damals schon gesagt; was Sie aber nicht wissen, ist folgendes: vor seiner Abreise aus Petersburg, die eher als die meinige erfolgte, schickte er mir plötzlich einen Brief, der, allerdings nicht so stark wie dieser, doch immer im höchsten Grade unanständig und um so sonderbarer war, weil die Veranlassung zu ihm garnicht angegeben wurde. Ich antwortete ihm sogleich, ebenfalls brieflich, und erklärte ganz offen, daß er mir wahrscheinlich wegen des Vorfalls mit seinem Vater vor vier Jahren, hier im Klub, grolle und daß ich meinerseits bereit sei, ihn in jeder Weise um Entschuldigung zu bitten, weil mein Benehmen unsinnig und Folge von Krankheit gewesen. Ich bat ihn, meine Entschuldigungen anzunehmen. Er antwortete nicht und reiste ab; hier aber treffe ich ihn bereits in vollständiger Wuth. Man hat mir einige Äußerungen, die er öffentlich über mich gethan, erzählt; sie sind im höchsten Grade beschimpfend und enthalten erstaunliche Anschuldigungen. Schließlich erhalte ich heute diesen Brief, wie ihn sicherlich noch Niemand erhalten, und welcher von Beschimpfungen und Ausdrücken, wie: „Ihre geschlagene Fratze," strotzt. Ich bin zu Ihnen gekommen, in der Hoffnung, daß Sie sich nicht weigern werden, mir als Sekundant zu dienen."

„Einen solchen Brief, sagen Sie, hat Niemand erhalten," bemerkte Kirilow: „in der Wuth ist es sehr leicht möglich; da schreibt man ihn oft. Puschkin hat ihn an Heekeren*) geschrieben. Gut, ich werde gehen. Sagen Sie, wann."

---

*) Heekeren war der Schwager Puschkins und erschoß ihn im Duell.

Nikolaus Wßewolodowitsch erklärte, daß er das Duell morgen wünsche, zuvor aber sein Sekundant nochmalige Entschuldigungen überbringen und sogar einen zweiten Entschuldigungsbrief versprechen sollte, aber nur unter der Bedingung, daß auch Gaganow seinerseits erkläre, keinen Brief mehr zu schreiben; der empfangene solle als nicht vorhanden angesehen werden.

„Zu viel Nachgiebigkeit; er wird nicht einwilligen,“ bemerkte Kirilow.

„Ich bin vor Allem gekommen, Sie zu fragen, ob Sie diese Bedingungen ihm überbringen wollen.“

„Ich werde es thun. Das ist Ihre Sache. Aber er wird nicht einwilligen.“

„Das weiß ich.“

„Er will sich schlagen. Sagen Sie, wie Sie sich schlagen wollen. Die Sache ist die, daß ich morgen Alles für immer beenden möchte. Neun Uhr Morgens finden Sie sich bei ihm ein, er wird Sie anhören und auf eine Versöhnung nicht eingehen, wird Sie aber an seinen Sekundanten verweisen, — nehmen wir an, gegen elf Uhr. Machen Sie mit diesem die Sache fest, so daß wir dann sämmtlich um ein oder zwei Uhr auf dem Platze sein können. Ich bitte Sie, suchen Sie es so einzurichten. Die Waffen müssen Pistolen sein, und insbesondere bitte ich Sie, einen Barrierenabstand von zehn Schritt zu bestimmen; dann stellen Sie jeden Gegner zehn Schritt hinter seiner Barriere auf, und bei einem gegebenen Zeichen gehen wir auf einander los. Jeder muß unbedingt bis zu seiner Barriere herangehen, kann aber auch früher im Gehen schießen. Das ist Alles, denk' ich.“

„Zehn Schritt zwischen den Barrieren ist nahe,“ bemerkte Kirilow.

„Nun dann zwölf, aber nicht mehr; Sie begreifen, er will sich ernstlich schlagen. Verstehen Sie, eine Pistole zu laden?“

„Ich versteh's. Ich habe Pistolen; ich werde mein Wort geben, daß Sie aus ihnen nicht geschossen haben.

Sein Sekundant muß ebenfalls sein Wort von den seinigen geben; und dann losen wir „gerade oder ungerade,“ welches Paar zu nehmen ist.“

„Schön.“

„Wollen Sie die Pistolen sehen?“

„Ich bitte darum.“

Kirilow ließ sich vor seinem Koffer, welcher in einer Ecke stand, noch nicht ganz ausgepackt war, und aus welchem nur die nothwendigsten Sachen genommen waren, auf die Kniee nieder. Er nahm vom Boden des Koffers einen mit Sammt ausgeschlagenen Palmenholzkasten und aus diesem ein Paar verzierter, außerordentlich werthvoller Pistolen.

„Alles ist da: Pulver, Kugeln, Patronen. Ich habe noch einen Revolver, warten Sie.“

Er beugte sich wieder zum Koffer und zog einen andern Kasten mit einem sechsläufigen amerikanischen Revolver heraus.

„Sie haben viele und sehr kostbare Waffen.“

„Sehr kostbare.“

Der, fast wie ein Bettler, arme Kirilow, welcher übrigens niemals seine Armuth fühlte, zeigte jetzt mit Stolz seine, zweifelsohne mit außerordentlichen Opfern erworbenen, Kostbarkeiten an Waffen.

„Hegen Sie noch immer Ihre früheren Gedanken?“ fragte Stawrogin nach einem minutenlangen Schweigen und mit einer gewissen Vorsicht.

„Die früheren,“ antwortete kurz Kirilow, welcher sogleich an der Stimme errathen, wonach er gefragt wurde, und nahm die Waffen vom Tisch.

„Wann wird's geschehen?“ fragte Nikolaus Wßewolodowitsch noch vorsichtiger und wieder nach einer Pause.

Kirilow hatte inzwischen beide Kasten wieder in den Koffer gepackt und setzte sich auf seinen früheren Platz.

„Das hängt nicht von mir ab, wie Sie wissen; wann man es sagen wird,“ brummte er, durch die Frage etwas niedergedrückt, zugleich aber mit ersichtlicher Bereit-

willigkeit, alle übrigen Fragen zu beantworten. Er sah Stawrogin mit schwarzen, glanzlosen Augen und mit einem ruhigen, aber gutmüthigen und freundlichen, Blick unverwandt an.

„Ich bringe es sicherlich fertig, mich zu erschießen,“ begann wieder etwas stirnrunzelnd Nikolaus Wßewolodowitsch, nach einem drei Minuten langen, nachdenklichen Schweigen, „ich habe bisweilen sogar daran gedacht, es zu thun, und da ist mir jedesmal der neue Gedanke aufgestoßen, daß, wenn man einen Frevel oder besonders eine schändliche, sehr gemeine und lästerliche That vorhat, sodaß die Menschen sich tausend Jahre lang daran erinnern und tausend Jahre lang auf Einen fluchen werden, man nur zur denken braucht; „mit einem Schuß in den Schlaf ist Alles beseitigt.“ Was gehen Einen denn die Menschen an, und daß sie tausend Jahre auf Einen fluchen werden, nicht wahr?“

„Sie nennen das einen neuen Gedanken?“ fragte nachdenklich Kirilow.

„Ich ... nenne es nicht so ... als ich einmal nachdachte, da kam ich auf diesen, mir vollständig neuen Gedanken.“

„Sie sind auf einen Gedanken gekommen?“ wiederholte Kirilow, „das ist gut. Es giebt viele Gedanken, welche sich immer als dieselben wiederholen. Das ist sicher. Ich sehe jetzt vieles geradeso an, wie zum ersten Male.“

„Nehmen wir an, Sie haben auf dem Monde gelebt,“ fiel Stawrogin ein, indem er, ohne auf Kirilow zu hören, seinen Gedanken fortsetzte, „Sie haben dort, nehmen wir an, alles lächerliche Unheil angerichtet ... Sie wissen von hier aus mit Bestimmtheit, daß man dort, auf dem ganzen Monde, tausend Jahre lang, ewig, über Sie schimpfen und auf Ihren Namen fluchen wird. Aber jetzt sind Sie hier und sehen von hier aus nach dem Monde, was kümmert Sie hier, was Sie dort angerichtet haben,

und daß die Mondbewohner tausend Jahre lang auf Sie fluchen werden, nicht wahr."

„Das weiß ich nicht," entgegnete Kirilow, „ich bin nicht auf dem Monde gewesen," fügte er ohne jegliche Ironie hinzu, nur zur Konstatirung der Thatsache.

„Wessen ist das Kind, das vorhin hier war?"

„Die Schwiegermutter der Alten ist angekommen, nein, die Schwiegertochter . . . das ist ganz gleichgültig. Vor drei Tagen. Sie liegt krank, das Kind ist bei ihr; Nachts schreit es sehr viel. Die Mutter schläft, und die Alte bringt es hierher; ich bin mit dem Balle da. Er ist aus Hamburg. Ich habe ihn dort gekauft, um ihn zu werfen und aufzufangen, das stärkt den Rücken. S' ist ein Mädchen."

„Lieben Sie Kinder?"

„Ich liebe sie," rief Kirilow aus, „aber nicht besonders."

„Folglich lieben Sie auch das Leben?"

„Ja, ich liebe das Leben, aber weshalb?"

„Weil Sie entschlossen sind, sich zu erschießen."

„Was hat das dabei zu thun? Weshalb bringen Sie beides zusammen? Das Leben ist etwas Besonderes, und Das ist etwas Besonderes. Das Leben existirt, aber der Tod existirt nicht."

„Sie glauben jetzt an ein künftiges ewiges Leben?"

„Nein, nicht an ein künftiges ewiges, sondern an ein hiesiges ewiges. Es giebt für Einen Augenblicke, da die Zeit still steht und zur Ewigkeit wird."

„Sie hoffen, zu solch' einem Augenblick zu gelangen?"

„Ja."

„Das ist in unserer Zeit schwerlich möglich," entgegnete ebenfalls ohne jedwede Ironie, langsam und nachdenklich, Nikolaus Wßewolodowitsch. „In der Apokalypse schwört ein Engel, daß es die Zeit nicht mehr geben wird."

„Ich weiß es. Das ist dort sehr richtig gesagt,

präzis und genau. Wenn jeder Mensch zum Glücke*) gelangt ist, so wird es keine Zeit mehr geben, weil sie nicht nothwendig ist. Ein sehr wahrer Gedanke."

„Wohin wird man sie bringen?"

„Man wird sie nirgends hinbringen. Die Zeit ist kein Gegenstand, sondern eine Idee. Sie wird im Verstande erlöschen."

„Alte philosophische Bemerkungen, einunddieselben seit ewigen Zeiten," brummte Stawrogin mit mürrischem Bedauern."

„Einunddieselben! Einunddieselben seit ewigen Zeiten, und niemals andere!" mit funkelnden Augen, als wenn in diesem Gedanken ein Sieg für ihn läge, hatte Kirilow die Worte aufgefangen.

„Sie sind, scheint mir, sehr glücklich, Kirilow?"

„Ja, sehr glücklich," entgegnete er, als wenn er die gewöhnlichste Antwort gäbe.

„Aber Sie haben sich noch unlängst gekränkt, sind auf Liputin zornig gewesen."

„Hm, jetzt schimpfe ich nicht. Damals wußte ich noch nicht, daß ich glücklich bin. Haben Sie einmal ein Blatt angesehen, ein Blatt vom Baum?"

„Ich hab' es angesehen."

„Unlängst sah ich ein gelbes, wenig grünes, an den Rändern war es verfault. Der Wind hatte es fortgeweht. Als ich zehn Jahr alt war, schloß ich im Winter absichtlich die Augen und stellte mir ein grünes, hellgefasertes Blatt vor, und die Sonne glänzte. Ich öffnete die Augen und glaubte ihnen nicht, weil Alles sehr gut war; und ich schloß sie wieder."

„Was heißt das, eine Allegorie?"

„Nein . . . weshalb? Ich spreche nicht von Allegorie, ich meine einfach ein Blatt, ein einzelnes Blatt, das Blatt ist gut. Alles ist gut."

---

*) d. h. von Kirilow's Standpunkt aus: zum Gedanken, daß Leben und Nichtleben ganz gleich ist. D. Uebers.

„Alles?“

„Alles. Der Mensch ist deshalb unglücklich, weil er nicht weiß, daß er glücklich ist, nur deshalb. Das ist Alles, Alles! Wer es erkennt, der wird sogleich glücklich im selben Augenblick. Diese Schwiegertochter wird sterben, und das Kind wird zurückbleiben, — Alles ist gut. Ich habe es plötzlich entdeckt.“

„Und wenn Jemand vor Hunger stirbt, und wenn Jemand ein Mädchen beleidigt und entehrt — ist das gut?“

„Gut. Und wenn Jemand einem Kinde den Kopf spaltet, auch das ist gut; und wenn das Jemand nicht thut, das ist auch gut. Alles ist gut, Alles. Für denjenigen ist Alles gut, welcher weiß, daß Alles gut ist. Wenn die Menschen wüßten, daß es ihnen gut geht, würde es ihnen nicht schlecht gehen. Das ist der ganze Gedanke, der ganze, einen andern giebt es nicht.“

„Wann haben Sie in Erfahrung gebracht, daß Sie so glücklich sind?“

„In vergangener Woche, am Dienstage, nein am Mittwoch, weil es schon nach Mitternacht war.“

„Aus welcher Veranlassung?“

„Ich erinnere mich nicht; ich ging im Zimmer umher . . . das ist ganz gleichgültig. Ich ließ die Uhr stehen, es war sieben Minuten nach halb drei.“

„Zum Sinnbild, daß die Zeit wird stehen bleiben müssen?“ Kirilow schwieg.

„Die Menschen sind nicht gut,“ begann er plötzlich wieder, „weil sie nicht wissen, daß sie gut sind. Wenn sie es wissen werden, dann werden sie kein Mädchen vergewaltigen. Sie müssen es wissen, daß sie gut sind, und Alle bis auf den Letzten werden sogleich gut werden.“

„Sie haben es erkannt, daher sind Sie gut?“

„Ja, ich bin gut.“

„Darin bin ich übrigens mit Ihnen einverstanden,“ brummte stirnrunzelnd Stawrogin.

„Wer Alle lehren wird, gut zu sein, der wird die Welt vollenden.“

„Einer hat es gelehrt, und den hat man gekreuzigt.“

„Er wird kommen, und sein Name wird Menschgott sein.“

„Gottmensch?“

„Menschgott, das ist der Unterschied.“

„Pflegen Sie die Lampe vor dem Heiligenbild anzuzünden?“

„Diesmal habe ich sie angezündet.“

„Sind Sie gläubig geworden?“

„Die Alte zündet sie gern an . . . heut hatte sie keine Zeit,“ brummte Kirilow.

„Sie selber beten nicht?“

„Ich bete zu Allem. Sehen Sie, dort an der Wand läuft eine Spinne, ich sehe sie an und danke ihr dafür, daß sie läuft.“

Seine Augen flammten wieder. Er sah Stawrogin mit einem festen und beständigen Blick direkt in die Augen. Finster und mürrisch folgte der seinen Auseinandersetzungen, aber Spott lag nicht in seinem Gesicht.

„Ich wette, daß Sie, wenn ich wieder zu Ihnen komme, an Gott glauben werden,“ sprach er, indem er aufstand und seinen Hut ergriff.

„Wenn Sie wüßten, daß Sie an Gott glauben, so würden Sie an ihn glauben; da Sie aber noch nicht wissen, daß Sie an Gott glauben, so thun Sie es auch nicht,“ bemerkte lächelnd Stawrogin.

„Das stimmt nicht,“ entgegnete nachdenklich Kirilow, „Sie haben meinen Gedanken verdreht. Ein vornehmer Scherz. Erinnern Sie sich, was Sie in meinem Leben bedeutet haben, Stawrogin.“

„Leben Sie wohl, Kirilow.“

„Kommen Sie wieder zu mir, des Nachts; wann?“

„Haben Sie auf morgen vergessen?“

„Ach, ja, seien Sie unbesorgt, ich werde es nicht verschlafen; um neun Uhr. Ich kann aufwachen, wann

ich will. Ich lege mich nieder und spreche: Um sieben Uhr, und ich wache um sieben Uhr auf, ich sage mir: um zehn Uhr; und ich wache um diese Zeit auf."

„Sie haben bemerkenswerthe Eigenschaften," Nikolaus Wßewolodowitsch sah in sein blasses Gesicht.

„Ich werde die Hausthür öffnen."

„Bemühen Sie sich nicht. Schatow wird es thun."

„Ach, Schatow. Gut, leben Sie wohl."

VI.

Die Treppe vor dem leerstehenden Hause, in welchem Schatow wohnte, war nicht verschlossen; aber in den Hausflur gestiegen, befand sich Stawrogin in vollständiger Finsterniß, und suchte mit der Hand die nach dem Halbgeschoß hinaufführende Treppe. Plötzlich wurde oben eine Thür geöffnet, und es zeigte sich Licht; ohne selbst hinauszugehen, öffnete Schatow seine Thür. Als Nikolaus Wßewolodowitsch an seiner Zimmerschwelle stand, sah er ihn in einer Ecke, vor einem Tisch, erwartungsvoll dastehen.

„Werden Sie mich wegen einer wichtigen Angelegenheit annehmen?" fragte er von der Schwelle aus.

„Treten Sie ein und setzen Sie sich," antwortete Schatow, „schließen Sie die Thür zu; warten Sie, ich werde es selbst thun."

Er verschloß die Thür, kehrte an den Tisch zurück und setzte sich Nikolaus Wßewolodowitsch gegenüber. Im Verlauf dieser acht Tage war er mager geworden, und jetzt schien er zu fiebern.

„Sie haben mich gemartert," sprach er mit niedergeschlagenen Augen, in einem halben Flüstertone, „weshalb sind Sie nicht zu mir gekommen?"

„Sie waren also überzeugt, daß ich kommen würde."

„Ja, warten Sie, ich habe im Fieber gedacht . . . vielleicht fiebere ich auch jetzt . . . Warten Sie.“

Er stand auf und nahm von dem Rande des obersten seiner drei Bücherbretter einen Gegenstand fort. Es war ein Revolver.

„Eines Nachts habe ich im Fieber gedacht, Sie werden kommen, mich zu tödten, und da habe ich mir frühmorgens für mein letztes Geld bei dem Spitzbuben Ljamschin einen Revolver gekauft; ich wollte mich Ihnen nicht ohne weiteres ergeben. Da bin ich wieder zur Besinnung gekommen . . . Ich habe weder Pulver, noch Kugeln; seitdem hat er dort auf dem Bücherbrett gelegen.“ Er stand auf und wollte sein Fensterchen öffnen.

„Werfen Sie ihn nicht hinaus, wozu das?“ hielt ihn Nikolaus Wßewolodowitsch zurück, „er kostet Geld, und morgen werden die Leute sagen, daß unter Schatows Fenster Revolver liegen. Legen Sie ihn wieder hin; so ist's recht, setzen Sie sich. Sagen Sie, weshalb Sie den Gedanken, daß ich kommen würde, Sie zu tödten, jetzt zu bereuen scheinen? Ich bin jetzt nicht zu Ihnen gekommen, um Frieden zu schließen, sondern von Nothwendigem zu sprechen. Erklären Sie mir zunächst, Sie haben mich nicht wegen meines Verhältnisses mit Ihrer Frau geschlagen?“

„Sie wissen selbst, daß dem nicht der Fall ist;“ Schatow schlug wieder die Augen nieder.

„Auch nicht, weil Sie dem dummen Geklatsch über Darja Pawlowna Glauben geschenkt?“

„Nein, nein, gewiß nicht! Dummheit! Meine Schwester hat mir von Anfang gesagt . . .“ Mit Ungeduld und schneidender Stimme sprach Schatow, indem er sogar ein wenig mit dem Fuße aufstampfte.

„Also hab' ich's errathen, und Sie haben es errathen,“ fuhr Stawrogin in ruhigem Ton fort, „Sie haben Recht: Marja Timofejewna Lebjadkin ist meine legitime, vor vier und einem halben Jahre in Petersburg

mir angetraute Frau. Sie haben mich also ihretwegen geschlagen?"

Schatow hatte ganz betroffen zugehört und schwieg.

„Ich hatte es errathen und wollte es nicht glauben," brummte er endlich, indem er Stawrogin sonderbar ansah.

„Und Sie haben mich deshalb geschlagen?"

Schatow wurde roth im Gesicht und brummte fast zusammenhangslos:

„Wegen Ihres Falles . . . Ihrer Lüge. Ich bin nicht deshalb auf Sie zugegangen, um Sie zu bestrafen; als ich an Sie heranging, wußte ich noch nicht, daß ich Sie schlagen würde . . . Ich habe es deshalb gethan, weil Sie soviel in meinem Leben bedeutet haben . . . Ich . . ."

„Ich verstehe, verstehe; ersparen Sie sich die Worte. Es thut mir leid, daß Sie fiebern; ich habe Ihnen sehr Nothwendiges zu sagen."

„Ich habe Sie sehr lange erwartet," Schatow zitterte fast am ganzen Körper und wollte sich von seinem Platz erheben, „sprechen Sie von Ihrer Angelegenheit, auch ich werde sprechen . . . später."

Er setzte sich.

„Diese Angelegenheit vermuthen Sie nicht," begann Nikolaus Wßewolodowitsch, indem er ihn ruhig ansah; „durch Umstände war ich genöthigt, heut diese Stunde zu wählen, um Sie zu benachrichtigen, daß man Sie vielleicht tödten wird."

Schatow sah ihn mit wildem Blick an.

„Ich weiß, daß mir möglichenfalls Gefahr droht," sprach er gemessen, „aber wie kann Das Ihnen, Ihnen bekannt sein?"

„Weil ich der Gesellschaft ebenso angehöre, wie Sie, und ein ebensolches Mitglied bin, wie Sie."

„Sie . . . Sie sind ein Mitglied der Gesellschaft?"

„Ich sehe an Ihren Augen, daß Sie Alles, nur nicht dies, von mir erwartet," Nikolaus Wßewolodowitsch lächelte

ein wenig, „aber erlauben Sie, Sie haben also bereits gewußt, daß man Ihnen nach dem Leben trachtete?“

„Ich habe es nicht geglaubt und glaube es auch jetzt nicht, trotz Ihrer Worte, obwohl . . . man bei diesen Narren Alles gewärtigen kann!“ schrie er in plötzlicher Wuth und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Ich fürchte mich vor ihnen nicht! Ich habe mit ihnen gebrochen. Der eine ist viermal zu mir gelaufen gekommen und hat erklärt, daß möglichenfalls . . . aber,“ er sah Stawrogin an, „was ist Ihnen dabei Besonderes bekannt?“

„Beruhigen Sie sich, ich täusche Sie nicht,“ fuhr Stawrogin, ziemlich kalt, fort, mit der Miene eines Menschen, welcher nur seine Pflicht erfüllt. „Sie examiniren mich, was mir bekannt ist? Ich weiß, daß Sie in diese Gesellschaft im Auslande eingetreten sind, vor zwei Jahren und noch bei ihrer alten Organisation, gerade vor Ihrer Reise nach Amerika und, wie ich glaube, sogleich nach unserm letzten Gespräch, über welches Sie mir soviel in Ihrem Briefe aus Amerika geschrieben haben. Da fällt mir gerade ein: verzeihen Sie, daß ich Ihnen nicht ebenfalls brieflich geantwortet, und mich darauf beschränkt habe . . .“

„Geld zu schicken; warten Sie,“ Schatow hielt inne, zog schnell aus dem Tisch ein Fach heraus und nahm unter den Papieren eine regenbogenfarbige Banknote hervor; „hier nehmen Sie die hundert Rubel, welche Sie mir damals geschickt, ohne Sie wäre ich dort zu Grunde gegangen. Ich würde Ihnen das Geld noch lange nicht zurückgeben können, hätte mir nicht Ihre Frau Mutter vor neun Monaten diese hundert Rubel wegen meiner Armuth nach meiner Krankheit geschenkt. Aber fahren Sie gefälligst fort . . .“

Er athmete schwer.

„In Amerika haben Sie Ihre Ideen geändert und Sie haben, nach der Schweiz zurückgekehrt, sich von der Gesellschaft lossagen wollen. Man hat Ihnen nicht ge-

antwortet, sondern Sie beauftragt, hier, in Rußland, eine Druckerpresse von jemand zu übernehmen und bis zur Ablieferung an eine bestimmte Person zu verwahren. Ich weiß nicht Alles ganz genau; aber in der Hauptsache wird es wohl so sein? In der Hoffnung oder unter der Bedingung, daß dies das letzte Verlangen der Gesellschaft sei, und man Sie dann vollkommen loslassen werde, haben Sie den Auftrag übernommen. Das Alles, mag es wahr sein, oder nicht, habe ich nicht aus dem Munde von Mitgliedern, sondern rein zufällig erfahren. Aber was Sie bis jetzt noch nicht zu wissen scheinen, ist, daß diese Herren garnicht daran denken, sich von Ihnen zu trennen."

„Das ist Unsinn!" brüllte Schatow, „offen und ehrlich habe ich erklärt, mich von ihnen für immer zu scheiden! Das ist mein Recht, das Recht meines Gewissens und meines Verstandes .... Ich werde es nicht dulden! Es giebt keine Macht, welche im Stande wäre ..."

„Wissen Sie, schreien Sie nicht so," unterbrach ihn sehr ernst Nikolaus Wßewolodowitsch, „dieser Werchowenßki ist ein solches Menschenkind, daß er uns jetzt vielleicht mit eigenen oder fremden Ohren auf Ihrem Flure behorcht. Sogar der Trunkenbold Lebjadkin dürfte verpflichtet gewesen sein, Sie zu beobachten, und vielleicht Sie ihn, ist es so? Sagen Sie lieber: hat jetzt Werchowenßki Ihren Argumenten beigestimmt, oder nicht?"

„Er hat es gethan und erklärt, daß ich es könne und das Recht dazu habe."

„Nun, dann hat er Sie betrogen. Ich weiß, sogar Kirilow, welcher fast garnicht zur Gesellschaft gehört, hat Nachrichten über Sie geliefert. Sie sind immer beobachtet worden. Peter Werchowenßki ist unter Anderem deshalb hierher gekommen, um Ihre Sache für immer zu erledigen, und er hat die Vollmacht, Sie, als einen der allzuviel weiß und denunziren kann, im günstigen Augenblicke, beiseite zu schaffen. Ich wiederhole Ihnen: das ist wahr;

und erlauben Sie mir hinzuzufügen, daß man aus irgend einem Grunde fest überzeugt ist, daß Sie ein Spion sind, und wenn Sie es noch nicht gethan haben, doch noch denunziren werden. Ist das wahr?"

Schatow verzerrte den Mund, als er diese, in solch' einem gewöhnlichen Tone ausgedrückte, Frage hörte.

„Wäre ich ein Spion, wem sollte ich Etwas denunziren?" rief er aufgebracht, ohne direkt zu antworten. „Nein, lassen Sie mich beiseite, zum Teufel mit mir!" schrie er, indem er plötzlich auf den ursprünglichen Gedanken zurückkam, welcher ihn allen Anzeichen nach bei weitem stärker erschütterte, als die Nachricht von der eigenen Gefahr. „Sie, Sie, Stawrogin, wie konnten Sie sich in solch' scham- und talentlosen, lakaienhaften Unsinn verrennen? Sie sind Mitglied dieser Gesellschaft!" schrie er fast verzweifelt.

Er rang sogar die Hände, als ob es etwas Bitteres und Trostloseres, als diese Entdeckung, für ihn nicht geben könnte.

„Verzeihen Sie," Nikolaus Wßewolodowitsch war wirklich verwundert, „aber Sie scheinen mich wie eine Sonne und sich selbst, im Vergleich mit mir, wie ein Käferchen anzusehen. Dies habe ich schon in Ihrem Briefe aus Amerika bemerkt."

„Sie . . . Sie wissen . . . Ach, hören wir lieber ganz auf von mir!" unterbrach sich selbst Schatow. „Wenn Sie Etwas über sich erklären können, so thuen Sie es. Beantworten Sie meine Frage!" wiederholte er fieberhaft aufgeregt.

„Mit Vergnügen. Sie fragen mich, wie ich in eine solche Spelunke gerathen konnte. In Folge meiner Andeutung bin ich sogar zu einer gewissen Offenherzigkeit hinsichtlich dieses Punktes Ihnen gegenüber verpflichtet. Sehen Sie, im strengen Sinne, gehöre ich dieser Gesellschaft garnicht an, habe ich auch früher nicht angehört und bin daher bei weitem mehr als Sie berechtigt, mich abzusondern, denn ich bin in die Gesellschaft überhaupt

nicht eingetreten. Im Gegentheil, schon im Anfange habe ich erklärt, nicht Mitglied werden zu wollen, und wenn ich gelegentlich geholfen habe, so ist es nur aus Mangel an Beschäftigung geschehen. Ich habe mich theilweis an der Reorganisation der Gesellschaft nach einem neuen Plane, und an weiter nichts, betheiligt. Aber jetzt hat man sich eines Besseren besonnen und ist zu dem Resultat gelangt, daß auch meine Entlassung gefährlich, und auch ich, glaube ich, bin verurtheilt."

„Oh, bei ihnen steht auf Alles Todesstrafe, und Alles wird auf einem Papier mit Siegeln verfügt und von vier Menschen unterschrieben. Und Sie glauben, daß Die zu Etwas fähig sind!"

„Da haben Sie theilweis Recht, theilweis nicht," fuhr Stawrogin, gleichgültig wie früher, fort. Unzweifelhaft haben diese Menschen eine exorbitante Einbildungskraft, wie dies immer in solchen Fällen geschieht: ein Häuflein übertreibt seine Größe und Bedeutung. Wenn Sie wollen, kommt, meiner Ansicht nach, von ihnen allen nur Peter Werchowenßki in Betracht, und der hält sich für viel zu gut dazu, einen bloßen Agenten seiner Gesellschaft abzugeben. Uebrigens ist ihre Grundidee nicht dümmer, als andere dieser Art. Sie haben Verbindungen mit der Internationalen, verstehen es, Agenten in Rußland herumzuschicken, und sind sogar auf ziemlich originelle Mittel und Wege verfallen . . . aber natürlich nur theoretisch. Was dic Absichten der hiesigen Mitglieder anbelangt, so ist überhaupt ja unsere russische organisatorische Bewegung etwas so Dunkeles und fast immer so Unerwartetes, daß man sich bei uns wirklich Alles versehen kann. Bemerken Sie, daß Werchowenßki ein hartnäckiger Kopf ist."

„Das ist ein Wanze, ein Ignorant, ein Narr, welcher nichts von Rußland versteht!" schrie Schatow wüthend.

„Sie kennen ihn schlecht. Allerdings verstehen sie Alle wenig von Rußland, aber wir beide, Sie und ich,

verstehen auch nicht viel mehr von ihm, und dabei ist Werchowenßki ein enthusiastischer Schwärmer?"

„O, ja. Es giebt einen Punkt, bei welchem er aufhört, ein Narr zu sein und sich in einen . . . Halbwahnsinnigen verwandelt. Ich bitte Sie, sich Ihres eigenen Ausdrucks zu erinnern: „Wissen Sie, wie stark ein einzelner Mensch sein kann?" Ich bitte, lachen Sie nicht, er ist sehr wohl im Stande den Hahn abzudrücken. Jene sind überzeugt, daß auch ich ein Spion bin. Weil sie ihren Kram nicht verstehen, beschuldigen sie einander außerordentlich gern der Spionage."

„Aber Sie fürchten sich nicht?"

„Nei—n . . . Ich fürchte mich nicht sehr . . . Aber Ihre Sache liegt vollständig anders. Ich habe Sie im voraus benachrichtigt, damit Sie in jedem Falle auf ihrer Hut seien. Meiner Ansicht nach brauchen wir uns nicht darüber beleidigt zu fühlen, daß uns Gefahr von Narren droht; es geht über ihren Horizont, daß gegen solche, wie wir beide, sich bei ihnen noch keine Hand erhoben. Uebrigens ist es ein Viertel auf zwölf," er sah auf die Uhr und stand vom Tische auf; „ich möchte an Sie eine vollständig abseits liegende Frage richten.

„Um Gottes Willen!" schrie Schatow, indem er ungestüm von seinem Platze aufsprang.

„Wie?" Nikolaus Wßewolodowitsch sah ihn fragend an.

„Stellen Sie, stellen Sie Ihre Frage, um Gottes Willen," wiederholte Schatow in unaussprechlicher Erregung, „aber unter der Bedingung, daß auch ich Ihnen eine stellen darf. Ich bitte Sie inständigst, mir es zu erlauben . . . ich kann nicht . . . stellen Sie Ihre Frage."

Stawrogin wartete etwas und begann:

„Ich habe gehört, daß Sie hier einigen Einfluß auf Marja Timofejewna besessen und von ihr gern gesehen und gehört worden sind. Ist es so?"

„Ja, sie hat gehört . . ." Schatow wurde etwas verwirrt.

„Ich beabsichtige dieser Tage hier in der Stadt meine mit ihr geschlossene Ehe bekannt zu machen.“

„Ist denn dies möglich?“ flüsterte fast erschrocken Schatow.

„In welchem Sinne meinen Sie das? Hindernisse liegen nicht im mindesten vor; die Trauzeugen sind hier am Ort. Alles ist damals in Petersburg völlig gesetzlich und ruhig zugegangen, und wenn es bis jetzt noch nicht veröffentlicht worden, so ist es nur deshalb, weil die beiden einzigen Trauzeugen, Kirilow und Peter Werchowenßki, und endlich Lebjadkin selber, welchen ich das Vergnügen habe, jetzt meinen Verwandten zu nennen, damals ihr Wort gegeben, zu schweigen.“

„Davon will ich nicht . . . Sie sprechen so ruhig . . . aber fahren Sie fort! Hören Sie, hat man Sie nicht zu dieser Ehe gezwungen, wie?“

„Wie, mich hat niemand gezwungen.“ Nikolaus Wßewolodowitsch lächelte über Schatows fieberhafte Eile.

„Und was spricht sie von ihrem Kinde?“ stieß Schatow schnell und unzusammenhängend hervor.

„Sie spricht von ihrem Kinde? Bah! Das wußte ich nicht, höre es zum ersten Mal. Sie hat kein Kind und kann keins haben: Marja Timofejewna ist Jungfrau.“

„Ah, dacht' ich mir's doch! Hören Sie!“

„Was ist Ihnen, Schatow?“

Schatow bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen, wandte sich um, plötzlich aber faßte er Stawrogin kräftig an der Schulter.

„Wissen Sie, wissen Sie wenigstens,“ schrie er „weshalb Sie das alles fertig gebracht haben und sich jetzt einer solchen Strafe unterwerfen wollen?“

„Ihre Frage ist verständig und verletzend, aber auch Sie will ich in Verwunderung setzen: ja, ich weiß beinahe, weshalb ich mich damals verheirathet und weshalb ich mich jetzt einer solchen „Strafe,“ wie Sie sich ausgedrückt, unterwerfen will.“

„Lassen wir das . . . davon später, warten Sie ein

wenig; kommen wir zur Hauptsache: ich habe Sie zwei Jahre lang erwartet."

„Wirklich?"

„Ich habe Sie sehr lange erwartet: ich habe ununterbrochen an Sie gedacht. Sie sind der einzige Mensch, welcher im Stande ist . . . Bereits aus Amerika habe ich Ihnen darüber geschrieben."

„Ich erinnere mich sehr gut Ihres langen Briefes."

„Zu lang, um durchgelesen werden zu können? Ich gebe es zu; sechs Bogen Briefpapier. Schweigen Sie, schweigen Sie! Sagen Sie: können Sie mir noch zehn Minuten schenken, aber jetzt, sogleich . . . Ich habe auf Sie sehr lange gewartet."

„Erlauben Sie, ich bewillige Ihnen eine halbe Stunde, aber nur nicht mehr, wenn Ihnen das möglich."

„Und unter der Bedingung," fiel Schatow wüthend ein, „daß Sie Ihren Ton ändern. Hören Sie, ich fordere, während ich bitten müßte . . . Verstehen Sie, was das heißt, zu fordern, während man bitten muß?"

„Ich begreife, daß Sie sich auf diese Weise über alles Gewöhnliche zu höheren Zwecken hinwegsetzen," Nikolaus Wßewolodowitsch lächelte ein wenig; „ich sehe auch zu meinem Bedauern, daß Sie fiebern."

„Ich bitte um Achtung, ich verlange sie!" schrie Schatow, „nicht vor meiner Persönlichkeit, — zum Teufel mit der — sondern vor etwas Anderem, nur während dieser Zeit, für einige Worte . . . Wir sind zwei Geschöpfe und in der Unendlichkeit*) zusammengetroffen . . . zum letzten Mal auf der Welt. Lassen Sie Ihren Ton und nehmen Sie einen menschlichen an! Sprechen Sie wenigstens ein Mal in Ihrem Leben mit menschlicher Stimme. Nicht meinethalben, sondern Ihretwegen stelle ich dies Verlangen. Begreifen Sie, daß Sie den Schlag ins Gesicht mir schon deshalb verzeihen müssen, weil ich Ihnen dadurch die Gelegenheit geboten, Ihre unermeßliche

*) d. h. in dem unendlichen Raum und in der unendlichen Zeit.

Kraft zu erkennen . . . Wieder lächeln Sie in Ihrer launischen, vornehmen Weise. Oh, wann werden Sie mich verstehen? Werfen Sie den Junker ab! Wissen Sie, daß ich dies fordere, fordere, sonst werde ich um keinen Preis in der Welt ein Wort sprechen!"

Seine Wuth ging bis zur Raserei; Nikolaus Wßewolodowitsch runzelte die Stirn und wurde vorsichtiger.

„Wenn ich noch eine halbe Stunde bleiben will," sprach er mit Nachdruck und Ernst, „während meine Zeit kostbar ist, so können Sie glauben, daß ich Sie jedenfalls mit Interesse anzuhören gedenke und . . . und bin überzeugt, von Ihnen viel Neues zu hören."

Er setzte sich auf einen Stuhl.

„Setzen Sie sich!" schrie Schatow und setzte sich plötzlich selbst.

„Erlauben Sie mir aber, Sie daran zu erinnern," ergriff nochmals Stawrogin das Wort, „daß ich wegen Marja Timofejewnas eine für sie selbst sehr wichtige Bitte an Sie richten wollte."

„Nun?" Schatow runzelte plötzlich die Stirn, mit der Miene eines Menschen, welcher an der wichtigsten Stelle seiner Auseinandersetzung unterbrochen worden und, obwohl er uns ansieht, doch noch nicht unsere Frage verstanden hat.

„Sie haben mich nicht aussprechen lassen," schloß Nikolaus Wßewolodowitsch lächelnd.

„Ei, nun, Unsinn, später!" Schatow machte eine verächtliche abwehrende Handbewegung, welche sein brennendes Verlangen, zu sprechen, klar ausdrückte und ging direkt auf Stawrogin zu.

VIII.

Wissen Sie, begann er in einem fast drohenden Tone, vornübergebeugt auf dem Stuhle, mit funkelnden

Augen und den Zeigefinger der rechten Hand vor sich in die Höhe gehoben, jedenfalls ohne dies selbst zu bemerken, „wissen Sie, was jetzt auf der ganzen Erde das einzige, „gottdurchdrungene“ Volk ist, welches kommt, im Namen des neuen Gottes die Welt zu erneuern und zu retten, und welchem allein die Schlüssel des Lebens und des neuen Wortes gegeben? Wissen Sie, welches Volk das ist, und wie sein Name lautet?“

„Nach Ihrem Benehmen muß ich, und wie mir scheint möglichst schnell, schließen, daß dies das russische Volk ...“

„Und da lachen Sie schon, o, die Race!“ Schatow wollte sich fast auf ihn stürzen.

„Beruhigen Sie sich, ich bitte Sie; im Gegentheil, ich habe gerade etwas Derartiges erwartet.“

„Derartiges erwartet? Und Ihnen selbst sind diese Worte unbekannt?“

„Sehr bekannt; ich sehe sehr gut im voraus, worauf Sie hinaus wollen; Ihre ganze Rede und sogar der Ausdruck „gottdurchdrungene“ Volk ist nur der Schluß eines Gespräches, welches wir beide vor länger als zwei Jahren, im Auslande, kurz vor Ihrer Abreise nach Amerika mit einander geführt ... Wenigstens soweit ich mich dessen jetzt erinnern kann.“

„Dies war lediglich Ihre Ausdrucksweise, nicht die meinige. Es war Ihre eigene, und nicht der bloße Schluß unsers Gesprächs. Ein Gespräch „mit einander“ wurde überhaupt nicht geführt: es gab nur einen Lehrer, welcher bedeutungsvolle Worte kündete, und einen Schüler, welcher von den Todten auferstand. Sie waren der Lehrer, ich der Schüler.“

„Wenn ich mich aber recht erinnere, sind Sie sogleich nach meinen Worten in jene Gesellschaft eingetreten und erst später nach Amerika gereist.“

„Ja, und ich habe Ihnen darüber aus Amerika geschrieben. Ja, ich konnte mich nicht sogleich mit blutendem Herzen von dem losreißen, womit ich von Kindesbeinen an verwachsen war, worauf all’ meine exaltirten Hoffnungs-

träume und alle Thränen meines Hasses hinausgingen... Es ist schwer, seine Götter zu wechseln. Ich glaubte Ihnen damals nicht, weil ich nicht glauben wollte und ich mich zum letzten Mal an diese Spülichtkloake hielt . . . Aber der Same war geblieben und ging auf. Allen Ernstes, sagen Sie allen Ernstes, Sie haben meinen Brief aus Amerika nicht bis zu Ende gelesen? Vielleicht haben Sie ihn gar nicht gelesen?"

„Ich habe von ihm drei Seiten, die beiden ersten und die letzte, gelesen, außerdem habe ich flüchtig die Mitte durchgesehen. Uebrigens habe ich mir immer vorgenommen . . ."

„Ei, das ist ganz gleichgültig, lassen Sie es gut sein, zum Teufel mit dem Briefe!" Schatow machte eine abwehrende Handbewegung. „Wenn Sie jetzt Ihren damaligen Worten über das Volk untreu geworden, wie konnten Sie dieselben damals äußern? . . . Das ist es, was mich jetzt drückt."

„Ich habe damals nicht mit Ihnen gescherzt; als ich Sie zu überzeugen versuchte, habe ich vielleicht noch mehr mich selbst, als Sie, im Auge gehabt," entgegnete Stawrogin räthselhaft.

„Sie haben nicht gescherzt! In Amerika habe ich drei Monate auf Stroh neben einem . . . Unglücklichen gelegen, und von ihm erfahren, daß Sie zur selben Zeit, da Sie Gott und Vaterland mir in das Herz gepflanzt, vielleicht sogar am selben Tage, das Herz dieses Unglücklichen, dieses Schauspielers, dieses Kirilow vergiftet haben... Lüge und Verläumdung haben Sie in ihm befestigt und seinen Verstand bis zur Bewußtlosigkeit gebracht . . . Gehen Sie, sehen Sie ihn jetzt sich an, er ist Ihr Werk . . . Uebrigens haben Sie ihn gesehen."

„Erstens bemerke ich Ihnen, Kirilow selbst hat mir soeben erklärt, glücklich und gut zu sein. Ihre Voraussetzung, daß das Alles zu einunddderselben Zeit vorgegangen, dürfte fast richtig sein, aber was folgt daraus? Ich wiederhole, ich habe weder Sie, noch ihn getäuscht."

„Sie sind Atheist? Sind Sie jetzt Atheist?“

„Ja.“

„Und damals?“

„Damals gerade so wie jetzt.“

„Ich habe Sie nicht um Achtung mir gegenüber bei Beginn des Gesprächs, gebeten; bei Ihrem Verstande könnten Sie dies begreifen,“ brummte unwillig Schatow.

„Ich habe mich bei Ihren ersten Worten nicht erhoben, das Gespräch nicht abgebrochen, mich nicht entfernt, sitze vielmehr jetzt noch da und antworte ruhig auf Ihre Fragen und . . . Schreiereien, habe also die Achtung vor Ihnen noch nicht verletzt.“

Schatow wollte dieses Gesprächsthema abgebrochen wissen und machte eine abwehrende Handbewegung.

„Sie werden sich Ihrer Aeußerung erinnern: „Ein Atheist kann nicht Russe sein,“ „ein Atheist hört sofort auf Russe zu sein“, erinnern Sie sich daran?“

„Ja?“ sagte Nikolaus Wßewolodowitsch, als wenn er fragte.

„Sie fragen? Sie haben es vergessen? Und doch war dies ein sehr feiner Hinweis auf eine Haupteigenthümlichkeit des russischen Geistes, welche Sie errathen hatten. Sie konnten das nicht vergessen. Ich erinnere Sie an noch mehr, — Sie sagten damals: wer sich nicht zur Rechtgläubigen Kirche bekennt, kann nicht Russe sein.“

„Ich halte dies für einen Gedanken der Slavophilen.“

„Nein, die heutigen Slavophilen verwerfen ihn. Jetzt sind die Leute klüger geworden. Aber Sie gingen noch weiter: Sie glaubten, daß der römische Katholizimus schon nicht mehr Christenthum ist; Sie behaupteten, daß Rom einen Christus verkündet, welcher der dritten Versuchung des Teufels unterliegt, und daß der Katholizismus, indem er der ganzen Welt verkündet, daß Christus ohne ein irdisches Reich nicht mehr bestehen kann auf Erden, gerade dadurch den Antichrist verkündet und die ganze westliche Welt zu Grunde gerichtet hat. Sie haben ausdrücklich hervorgehoben, daß, wenn Frankreich jetzt leidet,

dies nur Schuld des Katholizismus ist, denn es hat den alten Gott von Rom verworfen und keinen neuen gefunden. Das ist es, was Sie mir damals haben sagen können! Ich erinnere mich Ihrer Gespräche."

„Wenn ich damals dies geglaubt habe, würde ich es ohne Zweifel auch jetzt noch thun; ich habe nicht gelogen, als ich wie ein Gläubiger sprach," bemerkte sehr ernsthaft Nikolaus Wßewolodowitsch. „Aber ich versichere Sie, diese Wiederholung meiner früheren Gedanken bringt auf mich einen höchst unangenehmen Eindruck hervor. Können Sie nicht aufhören?"

„Wenn Sie geglaubt haben!" schrie Schatow, ohne die Bitte im mindesten zu beachten. „Aber haben Sie nicht zu mir gesagt, daß, wenn man Ihnen mathematisch nachwiese, die Wahrheit liege außerhalb Christi Lehre, Sie lieber bei Christus, als bei der Wahrheit bleiben würden? Haben Sie sich nicht so geäußert?"

„Aber erlauben Sie mir, Sie endlich zu fragen," Stawrogin erhob die Stimme, „wozu dies ganze unerträgliche und . . . boshafte Examiniren?"

„Dies Examiniren wird für immer aufhören. Sie werden niemals mehr daran erinnert werden."

„Sie behaupten immer, daß wir außerhalb von Zeit und Reue stehen . . ."

„Schweigen Sie!" schrie Schatow plötzlich, „ich bin dumm und ungeschickt, aber möge dafür mein Name lächerlich untergehen! Erlauben Sie mir, Ihren ganzen damaligen Hauptgedanken Ihnen zu wiederholen! . . O, nur zehn Zeilen, nur den Schluß."

„Wiederholen Sie ihn, wenn es nur der Schluß ist."

Stawrogin machte eine Bewegung, nach der Uhr zu sehen, unterließ es aber.

Schatow beugte sich wieder auf dem Stuhle nach vorn und wollte schon wieder auf einen Augenblick den Finger erheben.

„Kein einziges Volk," begann er, als wenn er eine Vorlesung hielte, indem er zugleich Stawrogin noch immer

drohend ansah, „kein einziges Volk hat sich nach den Prinzipien der Wissenschaft und des Verstandes entwickelt; es hat nicht ein einziges Mal ein solches Beispiel gegeben, außer für einen Augenblick aus Dummheit. Der Sozialismus muß seinem Wesen nach Atheismus sein, denn schon vom ersten Worte ab verkündet er, eine atheistische Einrichtung zu sein und sich ausschließlich nach den Prinzipien der Wissenschaft und des Verstandes ausbilden zu wollen. Aber Verstand und Wissenschaft haben im Leben der Völker immer, jetzt und seit Ewigkeit, nur eine Pflicht zweiten Ranges erfüllt und werden auch nur solche bis in Ewigkeit erfüllen. Die Völker bilden und bewegen sich durch eine ganz andere Kraft, welche befiehlt und herrscht, deren Ursprung aber unbekannt und unerklärlich ist. Das ist die Kraft des unstillbaren Verlangens das Aeußerste zu erreichen, welche zugleich kein äußerstes Ende kennt. Das ist die Kraft der ununterbrochenen und unermüdlichen Aufopferung der eigenen Existenz, die Kraft der Todesverachtung; der Geist des Lebens, wie die Schrift sagt, „die Ströme lebendigen Wassers," mit deren Versiechen die Apokalypse so droht. Das Prinzip ist ein ästhetisches, wie die Philosophen sagen, ein sittliches, wie Andere sagen. Ich nenne es ganz einfach: Die Aufsuchung Gottes. Das Ziel jeder Volksbewegung, in jedem Volke und in jeder Epoche seiner Existenz, ist einzig und allein die Aufsuchung Gottes, seines eigenen Gottes, und der Glaube an ihn, wie an den einzig wahren. Gott ist die zusammengesetzte Persönlichkeit des ganzen Volkes, von der Zeit ab, da es entstanden bis zu seinem Aufhören. Noch niemals ist es geschehen, daß alle Völker oder viele einen Gott gemeinsam haben, vielmehr hat jedes Volk immer seinen besonderen Gott gehabt. Ein Zeichen der Auflösung der Völker ist es, wenn die Götter gemeinschaftlich werden. Geschieht dies, dann sterben die Götter, der Glaube an sie, und die Völker selber aus. Je kräftiger ein Volk ist, um so nationaler ist sein Gott. Noch niemals hat es ein Volk ohne Religion, das heißt ohne den Be-

griff von gut und böse, gegeben. Wenn bei vielen Völkern die Begriffe von gut und böse gemeinschaftlich werden, dann sterben die Völker aus, und der Unterschied selber zwischen gut und böse verwischt sich und verschwindet. Niemals ist die Vernunft im Stande gewesen, gut und böse zu definiren, oder, auch nur annähernd richtig, beides zu trennen; sie hat im Gegentheil stets beides schimpflich und kläglich vermischt, die Wissenschaft hat Lösungen gegeben, die wie die Faust aufs Auge passen. Besonders hat sich dadurch die Halbwissenschaft, die schrecklichste Geißel der Menschheit, schlimmer als Pest, Hunger und Krieg, und vor unserm Jahrhundert unbekannt, ausgezeichnet. Die Halbwissenschaft ist ein Despot, wie es ihn vor uns noch niemals gegeben. Ein Despot mit seinen Opferpriestern und Sklaven, ein Despot, vor welchem sich alles, mit einem vor unserer Zeit undenkbaren Aberglauben, beugt, vor welchem sogar die Wissenschaft zittert und welchem sie schimpflich nachgiebt. Das alles sind Ihre eigenen Worte, Stawrogin, ausgenommen nur die von der Halbwissenschaft; dies sind Worte von mir, denn ich selbst bin nur halbgebildet und hasse daher die Halbwissenschaft ganz besonders. An Ihren Gedanken, sogar an den Worten selber habe ich nichts geändert, kein einziges Wort."

„Ich glaube nicht, daß Sie dieselben unverändert beibehalten," bemerkte mit Vorsicht Stawrogin; „Sie haben sie feurig aufgenommen und, ohne es zu bemerken, feurig verändert. Schon das Eine, daß Sie Gott zum einfachen Zubehör eines Volkes erniedrigen . . ."

Er hatte plötzlich mit erhöhter und besonderer Aufmerksamkeit, nicht so sehr Schatows Worte, als ihm selber zu folgen begonnen.

„Ich erniedrige Gott zum Zubehör eines Volkes?" schrie Schatow, „im Gegentheil, ich erhöhe das Volk zu Gott. Ja, ist es denn jemals anders gewesen? Das Volk ist Gottes Körper. Nur solange ist jedes Volk ein solches, als es seinen besondern Gott besitzt und alle

übrigen Götter auf der Welt ohne jedwede Versöhnung ausschließt, als es glaubt, mit seinem Gott alle übrigen Götter zu besiegen und aus der Welt zu verjagen. So haben alle Völker von Anbeginn gedacht, mindestens alle großen, alle nur etwas bedeutenden, alle, welche an der Spitze der Menschheit gestanden. Das ist eine unbestreitbare Thatsache. Die Ebräer haben nur deshalb gelebt, um den wahren Gott zu erwecken, und haben der Welt den wahren Gott hinterlassen. Frankreich ist im Verlauf seiner ganzen langen Geschichte nur eine Inkarnation und Entwickelung der Idee des römischen Gottes gewesen, und wenn es schließlich seinen römischen Gott in den Abgrund gestürzt und sich dem Atheismus, welcher in ihm jetzt Sozialismus heißt, in die Arme geworfen, so ist dies nur deshalb geschehen, weil der Atheismus noch immerhin gesünder ist als der römische Katholizismus. Wenn ein großes Volk nicht glaubt, daß nur ausschließlich in ihm die Wahrheit enthalten, wenn es nicht glaubt, allein fähig und berufen zu sein, durch seine Wahrheit Alle von den Todten aufzuerwecken und zu erretten, verwandelt es sich sogleich in einen ethnographischen Haufen, hört auf ein großes Volk zu sein. Eine wahrhaft große Nation kann sich niemals mit einer Rolle zweiter Bedeutung in der Menschheit oder mit einer Rolle von erster Bedeutung begnügen, ihr kann überhaupt nur die allererste Rolle genügen. Wenn sie diesen Glauben verliert ist sie keine Nation mehr. Aber die Wahrheit ist eine, daher kann nur ein einziges Volk den wahren Gott haben, mögen auch die übrigen Völker ihre besonderen und großen Götter haben. Das einzige „gottdurchdrungene“ Volk ist das russische und . . . und . . . und halten Sie, Stawrogin, mich denn wirklich für einen solchen Narren,“ brüllte er in plötzlicher Wuth, „daß ich nicht weiß, meine Worte in diesem Augenblick sind entweder altes, fades, in allen Moskauer Plappermühlen der Slavophilen abgedroschenes Gewäsch, oder ein vollkommen neues Wort, das letzte Wort, das einzige Wort der Erneuerung und Auferweckung und . . . wie

wenig kümmert mich in diesem Augenblick Ihr Lachen! Herzlich wenig kümmert es mich, daß Sie mich garnicht, kein Wort, keine Silbe verstehen! . . . O, wie verachte ich Ihr stolzes Lachen und Benehmen in diesem Augenblick!"

Er sprang vom Platze auf, mit schäumendem Munde.

„Im Gegentheil, Schatow, im Gegentheil," sprach Stawrogin ungemein ernst und bedächtig, ohne aufzustehen, „im Gegentheil, Sie haben durch Ihre flammenden Worte viele außerordentlich starke Erinnerungen in mir erweckt. In Ihren Worten erkenne ich meine eigene Stimmung vor zwei Jahren wieder, und ich sage jetzt nicht, wie zuvor, daß Sie meine damaligen Gedanken anders wiedergegeben haben. Es will mir sogar scheinen, als ob dieselben noch nationaler, noch russischer gewesen, und ich versichere Sie zum dritten Mal, daß ich alles, was Sie jetzt gesprochen, bis auf das letzte Wort, als wahr bestätigen würde, aber . . ."

„Aber Ihnen fehlt der Hase."

„Wa—s?"

„Das ist Ihr eigener, gemeiner Ausdruck," entgegnete boshaft lachend Schatow, indem er sich wieder setzte; „um ein Hasengericht zuzubereiten, — braucht man einen Hasen, um an Gott zu glauben — braucht man Gott," das haben Sie, sagt man, in Petersburg erklärt, wie Nosdrew, welcher einen Hasen an den Hinterbeinen fangen wollte."

„Nein, der hat damit geprahlt, daß er ihn schon gefangen. Bei dieser Gelegenheit erlauben Sie mir aber, Sie mit einer Frage zu behelligen, um so mehr, als ich jetzt, wie mir scheint, das vollkommene Recht dazu habe. Sagen Sie mir: ist Ihr Hase gefangen, oder läuft er noch herum?"

„Wagen Sie es nicht, Ihre Frage in solche Worte zu kleiden, wählen Sie andere, andere!" Schatow zitterte plötzlich am ganzen Körper.

„Wie Sie belieben, mit anderen," Nikolaus Wße-

wolodowitsch sah ihn finster an; „ich wollte nur wissen, glauben Sie selbst an Gott oder nicht?"

„Ich glaube an Rußland, ich glaube an seine Rechtgläubige Lehre . . . Ich glaube an Christi Körper . . . Ich glaube, daß eine neue Wiederkunft Christi in Rußland bevorsteht . . . Ich glaube . . ." flüsterte Schatow bewußtlos.

„Auch an Gott? an Gott?"

„Ich . . . werde auch an Gott glauben."

Keine Muskel bewegte sich in Stawrogins Gesicht. Schatow sah ihn herausfordernd an und mit flammenden Augen, als wollte er ihn mit seinen Blicken verbrennen.

„Ich habe Ihnen nicht gesagt, daß ich überhaupt nicht glaube!" schrie er endlich; „ich will nur bekennen, daß ich bis jetzt, bis jetzt ein unglückliches langweiliges Buch und nichts weiter bin . . . Aber möge mein Name untergehen! In Ihrer Hand liegt die Sache, nicht in der meinigen . . . Ich bin ein Mensch ohne Talent, und kann, wie jeder talentlose Mensch, nur mein Blut und nichts mehr hergeben: möge es denn fließen! Von Ihnen spreche ich, zwei Jahre lang habe ich hier auf Sie gewartet . . . Ich tanze jetzt eine halbe Stunde lang vor Ihnen splitternackt herum. Sie, Sie allein könnten diese Fahne erheben . . ."

Er sprach nicht zu Ende und, die Ellbogen auf den Tisch gestemmt, stützte er, wie verzweifelt, sich den Kopf mit beiden Händen.

„Ich will Ihnen nur bei dieser Gelegenheit als Kuriosität bemerken," fiel plötzlich Stawrogin ein: „weshalb drängen denn gerade mir Alle eine solche Fahne auf? Peter Werchowenßki ist ebenfalls überzeugt, daß ich bei ihnen die Fahne erheben könnte, wenigstens hat man mir dies als seine Worte hinterbracht. Er hat sich dem Gedanken ergeben, ich könnte bei ihnen die Führerrolle eines Stenka Rasin*) spielen „wegen ungewöhnlicher Fähigkeit zum Verbrechen," — das sind ebenfalls seine Worte."

---

*) Ein auch im Volksliede gefeierter Räuberhauptmann und Rebell.

„Wie?“ fragte Schatow, „wegen ungewöhnlicher Fähigkeit zum Verbrechen?“

„Allerdings.“

„Ja, ist es wahr,“ er lächelte boshaft, „ist es wahr, daß Sie in Petersburg einer verthierten, wollüstigen geheimen Gesellschaft angehört? Ist es wahr, daß der Marquis de Sad*) bei Ihnen lernen könnte, ist es wahr, daß Sie Kinder an sich gelockt und verdorben? Sprechen Sie, wagen Sie nicht zu lügen,“ schrie er vollständig außer sich, „Nikolaus Stawrogin kann vor Schatow, der ihn ins Gesicht geschlagen, nicht lügen! Antworten Sie, und wenn es wahr ist, tödte ich Sie sofort, augenblicklich, hier auf der Stelle!“

„Ich habe diese Worte gesagt, aber Kinder habe ich nicht verdorben,“ brachte Stawrogin nach einem ziemlich langen Schweigen hervor. Er war blaß und seine Augen flammten.

„Aber Sie haben es gesagt!“ fuhr Schatow herrisch fort, ohne seine funkelnden Augen von ihm zu wenden. „Ist es wahr, daß Sie versichert, Sie wüßten keinen Unterschied in der Schönheit zwischen einem thierischen Wollustsverbrechen und einer großen That, wäre dieselbe sogar die Aufopferung des Lebens für die Menschheit? Ist es wahr, daß Sie bei beiden Polen ein Zusammentreffen von Schönheit und eine Gleichmäßigkeit des Genusses gefunden haben?“

„Hierauf ist unmöglich zu antworten . . . ich will nicht antworten,“ brummte Stawrogin, welcher sehr gut hätte aufstehen und fortgehen können, dies aber nicht that.

„Ich weiß nicht, weshalb das Böse häßlich und das Gute schön ist, aber ich weiß, weshalb das Gefühl des Unterschiedes zwischen beiden sich bei solchen Herren, wie den Stawrogins verwischt und verliert,“ fuhr der über und über zitternde Schatow in seinen Angriffen fort, „wissen Sie, weshalb Sie sich damals so schimpflich und

*) Berüchtigter Giftmischer.

niedrig verheirathet haben? Nur deshalb, weil hier schmähliches und unsinniges bis zur Genialität ging! O, Sie gehen nicht vom Abhange fort, sondern fliegen kühn mit dem Kopfe nach unten. Aus Leidenschaft für ein Märtyrerthum, für Gewissensbisse, aus moralischer Wollust haben Sie sich verheirathet. Sie waren nervenkrank . . . Die gesunde Vernunft herauszufordern war allzu verlockend! Stawrogin und ein häßliches, geistig beschränktes, armes und lahmes Weib! Als Sie den Gouverneur ins Ohr bissen, empfanden Sie Wollust? Empfanden Sie dieselbe? Sie Junkerchen, welches sich beschäftigungslos herumtreibt, empfanden Sie damals Wollust?"

„Sie sind ein Psychologe," Stawrogin wurde immer bleicher und bleicher, „obwohl Sie sich hinsichtlich der Gründe meiner Ehe theilweis irren . . . Wer könnte Ihnen übrigens all' diese Nachrichten geliefert haben," er zwang sich zu einem Lächeln, „vielleicht Kirilow? Aber der war nicht betheiligt."

„Sie erbleichen?"

„Was wollen Sie denn aber?" erhob Nikolaus Wszewolodowitsch endlich die Stimme, „eine halbe Stunde habe ich unter Ihrer Peitsche dagesessen, und Sie könnten mich wenigstens in höflicher Weise entlassen . . . wenn Sie in der That keinen vernünftigen Grund haben, mit mir in dieser Weise zu verfahren."

„Vernünftigen Grund?"

„Ohne Zweifel. Sie waren mindestens verpflichtet, mir endlich Ihren Grund anzugeben. Ich habe fortwährend gewartet, daß Sie dies thun würden, habe aber nur sinnlose Wuth gefunden. Ich bitte Sie, öffnen Sie mir die Hausthür."

Er stand vom Stuhle auf. Schatow stürzte ihm wüthend nach.

„Küssen Sie die Erde, vergießen sie Thränen, bitten Sie den Himmel um Verzeihung!" schrie er, ihn an der Schulter fassend.

„Wenigstens habe ich Sie nicht getödtet . . . an jenem

Morgen, . . . habe beide Hände zurückgenommen . . .“ sagte fast schmerzbewegt, mit niedergeschlagenen Augen, Stawrogin.

„Sprechen Sie aus, sprechen Sie aus! Sie sind gekommen, mich vor einer Gefahr zu warnen, Sie haben mich sprechen lassen, morgen wollen Sie Ihre Ehe veröffentlichen! . . Sehe ich nicht an Ihrem Gesicht, daß ein schrecklicher, neuer Gedanke Sie beherrscht . . . Stawrogin, weshalb bin ich verurtheilt, für immer an Sie zu glauben? Hätte ich denn mit einem Andern so sprechen können? Ich bin züchtig, habe mich aber meiner Nacktheit nicht geschämt, weil ich mit Stawrogin gesprochen. Ich habe mich nicht gescheut, einen großen Gedanken durch meine Berührung zu verzerren, weil Stawrogin mich angehört hat. Werde ich denn nicht nach Ihrem Fortgange Ihre Fußtapfen küssen? Ich kann Sie nicht aus meinen Herzen reißen, Nikolaus Stawrogin!“

„Es thut mir leid, daß ich Sie nicht lieben kann, Schatow,“ antwortete Nikolaus Wßewolodowitsch kalt.

„Ich weiß, daß Sie es nicht können, und ich weiß, daß Sie nicht lügen. Hören Sie, ich kann Alles gutmachen: ich werde Ihnen den Hasen . . .“

Stawrogin schwieg.

„Sie sind Atheist, weil Sie ein Herrchen sind, Herrchen durch und durch. Sie haben die Fähigkeit zwischen gut und böse zu unterscheiden verloren, weil Sie Ihrem Volke total fern stehen . . . Es kommt eine neue Generation, direkt aus dem Herzen des Volkes, welche weder Sie, noch die Werchowenßkis, Vater und Sohn, noch auch ich, kennen. Denn auch ich bin ein Herrchen, der Sohn Ihres leibeigenen Bedienten Paschka . . . Hören Sie, suchen Sie Gott durch Arbeit zu erreichen, hierin beruht Alles, oder Sie verschwinden, wie gewöhnlicher Schimmel; suchen Sie ihn durch Arbeit zu erreichen.“

„Gott durch Arbeit? durch welche?“

„Durch bäuerliche. Gehen Sie, werfen Sie Ihre

Reichthümer fort . . . Ah! Sie lachen, Sie fürchten, daß ein Spaß herauskommen wird."

Aber Stawrogin lachte nicht.

„Sie glauben, man kann Gott durch Arbeit, besonders bäuerliche, erreichen?" fragte er nachdenklich, als wenn er wirklich auf einen neuen und ernsten Gedanken gestoßen, dessen Erwägung sich lohnte. „Da fällt mir gerade ein," er ging plötzlich auf einen neuen Gedanken über, „Sie haben mich soeben daran erinnert: wissen Sie, daß ich durchaus nicht reich bin, so daß ich auch nichts zum Fortwerfen habe? Ich bin nicht im Stande, Marja Timofejewnas Zukunft zu sichern . . . Ich muß noch sagen, ich bin hierher gekommen, Sie zu bitten, sich auch in Zukunft Marja Timofejewnas anzunehmen, wenn Ihnen dies möglich ist, weil sie der Einzige sind, der auf ihren armen Verstand einigen Einfluß ausüben könnte . . . Ich spreche für alle Eventualitäten."

„Gut, gut, Sie sprechen von Marja Timofejewna," er machte mit der einen Hand eine abwehrende Bewegung, während er in der anderen das Licht hielt, „gut, später natürlich . . . Hören Sie, gehen Sie zu Tichon."

„Zu wem?"

„Zu Tichon. Er ist ein früherer Prälat und lebt wegen Krankheit hier im Ruhestand, am Ende der Stadt, in unserm Efimjewski Bogorodski Kloster."

„Was ist mit ihm?"

„Nichts. Man besucht ihn zu Fuß und zu Wagen. Gehen Sie zu ihm; was verschlägt Ihnen das? Nun, warum nicht?"

„Ich höre zum ersten Mal von ihm und . . . habe noch niemals derartige Menschen gesehen. Ich danke Ihnen, ich werde zu ihm gehen."

„Hierher," Schatow leuchtete auf der Treppe, „machen Sie einen Schritt vorwärts," er öffnete das auf die Straße führende Pförtchen.

„Ich werde nicht mehr zu Ihnen kommen, Schatow," sagte Stawrogin ruhig, als er zum Pförtchen hinaus ging. Es war finster und regnete wie vordem.

Zweites Kapitel.

Die Nacht.

(Fortsetzung.)

I.

Er ging die ganze Bogojawlenßka Straße entlang; dann führte ihn der Weg an einer Anhöhe vorbei, seine Füße watheten im Schmutz, und plötzlich zeigte sich eine weite, neblige, leere Strecke — der Fluß. Die Häuser verwandelten sich in elende Hütten, die Straße verschwand in einer Menge wirrer Sackgassen. Nikolaus Wßewolodowitsch suchte sich, dicht am Ufer, an Zäunen vorbei, seinen Weg, ohne ihn zu verfehlen und ohne an ihn zu denken. Er war mit etwas ganz Anderem beschäftigt, und sah sich verwundert um, als er, plötzlich aus tiefem Nachdenken erwacht, sich fast in der Mitte unserer langen, nassen, auf Böten ruhenden Bänke erblickte. Keine Menschenseele war rings umher bemerkbar, sodaß er sich wunderte, als plötzlich, fast dicht an seinem Ellbogen eine höflich familiäre, übrigens ziemlich angenehme Stimme, mit dem süßlichen, gedehnten Ton, mit welcher sich bei uns sehr gebildete Leute aus dem Bürgerstand oder junge lockige Kommis aus den Kaufhallen zieren, ertönte.

„Würden Sie mir nicht erlauben, gnädiger Herr, Ihren Regenschirm mit zu benutzen.“

In der That kam eine Gestalt unter seinen Regen-

schirm gekrochen, oder that wenigstens so, als ob ihr daran liege. Der Landstreicher ging neben ihm her, beinah „ihn mit dem Ellbogen fühlend," wie die Soldaten sich ausdrücken. Nikolaus Wßewolodowitsch mäßigte seinen Schritt und drehte sich nach ihm um, ihn zu erkennen, soweit dies in der Finsterniß möglich war; es war ein Mensch von kleinem Wuchs und schien ein sich herumtreibender Kleinbürger zu sein; er war sehr leicht und dabei schlecht gekleidet, auf seinem wirren Krauskopf stand eine nasse Tuchmütze mit einem halbzerrissenen Schirm in die Höhe. Er schien sehr brünett und mager zu sein; seine Augen waren groß, sicherlich schwarz mit dem starken Glanze und dem gelben Schimmer von Zigeuneraugen, das ließ sich in der Finsterniß errathen. Er mußte an vierzig Jahr alt sein, und war nicht betrunken.

„Du kennst mich?" fragte Nikolaus Wßewolodowitsch.

„Herr Stawrogin, Nikolaus Wßewolodowitsch, man hat Sie mir am vergangenen Sonntag, auf der Station, kaum hatte die Lokomotive angehalten, gezeigt. Außerdem habe ich viel von Ihnen gehört."

„Durch Peter Stephanowitsch? Du ... du bist Fedka,*) der Sträfling?"

„Man hat mich Feodor Feodorowitsch getauft; bis jetzt haben wir unsere leibliche Mutter in hiesiger Gegend, sie ist eine gottesfürchtige Alte, sie steht am Rande des Grabes und bittet Gott tagtäglich, Tag und Nacht, für uns, um auf diese Weise ihre alten Tage nicht umsonst auf dem Ofen zu verlieren."

„Du bist aus dem Zwangsarbeitshause ausgebrochen?"

„Ich habe mein Schicksal geändert. Bücher, Glocken und Kirchensachen hatte ich wieder zurückgegeben, daher entschloß ich mich während meiner Strafzeit mein Schicksal zu ändern, allzu lange hätte ich warten müssen."

„Was thust Du hier?"

„Ja, sehen Sie, ich lebe Tag und Nacht, was vier=

---

*) verächtlich für Feodor.

undzwanzig Stunden macht. Unser Onkel sind in vergangener Woche im hiesigen Gefängniß wegen falschen Geldes gestorben, so habe ich denn, um ihm eine Seelenmesse lesen zu lassen, an zwanzig Steine nach Hunden geworfen. Das ist bis jetzt unsre ganze Beschäftigung gewesen. Außerdem machen mir Peter Stephanowitsch gütigst Hoffnung auf einen Paß, zum Beispiel auf den eines Kaufmanns für ganz Rußland, so warte ich denn auf ihre Gnade. Denn Papachen, sprechen sie, hat Dich damals im englischen Klub im Kartenspiele verloren; diese Unmenschlichkeit, sprechen sie, finde ich ungerecht. Würden Sie mir vielleicht, mein Herr, um mich zu erwärmen, drei Rubel zu Thee gütigst zu Theil werden lassen."

„Jedenfalls hast Du mir hier aufgepaßt, das liebe ich nicht. Auf wessen Befehl?"

„Auf Befehl ist es nicht geschehen, ich kenne nur Ihre Menschenliebe, sie ist aller Welt bekannt. Unsere Einnahmen sind, wie Sie wissen, entweder ein Büschel Heu oder ein Heugabelstoß in die Seite. Am Freitag habe ich mich an Pirog so satt gegessen, wie Martin an Seife, und seitdem habe ich den einen Tag nichts gegessen, den zweiten gehungert und am dritten wieder nichts gegessen. Das Wasser im Fluß ist zwar gut, bringt aber Karauschen in den Leib . . . So werden denn Euer Gnaden wohl freigebig sein; ich habe hier ganz in der Nähe eine Gevatterin wohnen, nur darf man bei der nicht ohne Rubel erscheinen."

„Was hat Dir Peter Stephanowitsch von mir versprochen?"

„Versprochen haben sie mir nichts, sondern wörtlich gesagt, mein Herr, daß ich Euer Gnaden nützlich sein kann, wenn es sich gerade schickt, womit aber besonders, das haben sie nicht genau erklärt, denn Peter Stephanowitsch prüften mich, beispielsweis, in der Geduld eines Kosaken und haben zu mir kein Vertrauen."

„Warum?"

„Peter Stephanowitsch ist ein Astronom und kennt alle Planeten Gottes, aber auch er ist der Kritik unterworfen. Ich spreche vor Ihnen, mein Herr, wie vor dem wahren Gott, weil ich viel von Ihnen gehört habe. Peter Stephanowitsch ist eine Person, und Sie, mein Herr, sind eine andere Person. Wenn dem von einem Menschen gesagt worden, daß er ein Schuft ist, so weiß er von ihm nichts weiter, als daß er ein Schuft ist. Wenn ihm gesagt worden, daß Jemand ein Narr ist, so hat er von diesem Menschen keine andere Kenntniß, als daß er ein Narr ist. Aber ich kann Dienstags und Mittwochs ein Narr sein, und Donnerstags vernünftiger als ein solcher sein. Sehen Sie, er weiß jetzt von mir, daß ich mich ohne einen Paß sehr langweile, — denn in Rußland ist ohne Dokument das Leben unmöglich — so denkt er denn, daß er meine Seele gefangen hält. Peter Stephanowitsch, will ich Ihnen sagen, mein Herr, hat auf der Welt sehr leicht leben, weil er denkt, eine Person ist gerade so, wie er sie haben will, und dann mit ihr lebt. Außerdem ist er peinlich geizig. Er meint, ich werde es nicht wagen, ihn zu übergehen und mich direkt an Sie zu wenden und Sie zu behelligen; aber ich spreche vor Ihnen, mein Herr, wie vor dem wahren Gott, — jetzt erwarte ich schon die vierte Nacht Euer Gnaden auf dieser Brücke, in jener Angelegenheit, um auch ohne ihn mit ruhigen Schritten meinen eigenen Weg zu gehen. Ich verbeuge mich lieber vor einem Stiefel, als vor einem Bastschuh."

„Und wer hat Dir gesagt, daß ich des Nachts auf der Brücke gehen werde?"

„Ah, das ist mir, offen gestanden, nur zufällig zu Ohren gekommen, mehr durch die Dummheit des Kapitäns Lebjadkin, denn sie können nichts auf dem Herzen behalten... So werden mir wohl Euer Gnaden drei Rubel, zum Beispiel für drei Tage und drei Nächte und für die Langeweile, zukommen lassen. Und wie die Kleider durchnäßt worden sind, davon wollen wir schweigen, nur um Sie nicht zu beleidigen."

„Mein Weg führt links, Deiner rechts; die Brücke ist zu Ende. Höre Feodor, ich liebe es, daß man meine Worte ein für alle Mal versteht: ich gebe Dir keinen Heller, in Zukunft begegne mir weder auf der Brücke noch anderswo, ich brauche Dich nicht und werde Dich nicht gebrauchen, und wenn Du nicht gehorchst, binde ich Dich und übergebe Dich der Polizei. Marsch.“

„Ach, weil ich Ihnen Gesellschaft geleistet, könnten Sie etwas hinwerfen; Sie hatten angenehmeres Gehen, mein Herr.“

„Pack' Dich.

„Kennen Sie den Weg hier? Hier kommen rechte Sackgassen . . . ich würde Sie führen können, denn die Stadt hier ist gerade so, als ob sie der Teufel im Korbe hierher getragen und ausgeschüttet hätte.“

„Ei, ich werde Dich binden!“ Nikolaus Wßewolodowitsch wandte sich drohend um.

„Sie werden es sich vielleicht überlegen, mein Herr; weshalb eine Waise lange kränken?“

„Nein, augenscheinlich bist Du selbstvertrauend!“

„Ich vertraue auf Sie, mein Herr, aber nicht auf mich.“

„Ich brauche Dich garnicht, wie ich Dir gesagt habe.“

„Aber ich brauche Sie, mein Herr; das ist's. Ich werde Sie auf dem Rückwege erwarten, so solls sein.“

„Ich gebe Dir mein Ehrenwort: treffe ich Dich, binde ich Dich.“

„So werde ich einen Gürtel dazu bereit halten. Glücklichen Weg, mein Herr, Sie haben die Waise unter Ihrem Regenschirm ganz erwärmt, schon deshalb werden wir bis zum Grabe des Lebens dankbar sein.“

Er blieb zurück. Nikolaus Wßewolodowitsch verfolgte, von Sorge befangen, seinen Weg. Dieser wie vom Himmel geschneite Mensch war von seiner Nothwendigkeit für ihn vollständig überzeugt und hatte sehr schnell und sehr frech dies erklärt. Ueberhaupt hatte man mit ihm nicht viel Wesen gemacht. Aber es konnte auch der Fall sein, daß

der Landstreicher nicht Alles erlogen und sich in der That nur aus freiem Antriebe und gerade verborgen vor Peter Stephanowitsch zu Diensten gestellt hatte; und das wäre das merkwürdigste gewesen.

II.

Das Haus, auf welches Nikolaus Wßewolodowitsch zuging, stand in einer öden Gasse, buchstäblich am äußersten Ende der Stadt, zwischen Zäunen, hinter welchen sich Obstgärten hinzogen. Es war ein vollständig einzeln stehendes, kleines, hölzernes, kürzlich erbautes und noch nicht mit Brettern bekleidetes Haus. Die Laden eines der Fensterchen waren absichtlich nicht geschlossen, und auf dem Fensterbrett stand ein Licht, — augenscheinlich um dem für heut erwarteten späten Gaste als Zeichen zu dienen. Noch dreißig Schritte entfernt, unterschied Nikolaus Wßewolodowitsch die auf den Stufen vor dem Hause stehende Gestalt eines großgewachsenen Mannes, wahrscheinlich des Wohnungsinhabers, welcher herausgekommen war, um ungeduldig auf den Weg zu sehen. Es ließ sich auch seine ungeduldige und fast schüchterne Stimme hören:

„Sind Sie es, Herr? Sie?"

„Ich bin es," entgegnete Nikolaus Wßewolodowitsch, aber nicht eher, als bis er auf den Stufen stand und den Regenschirm zusammenklappte.

„Endlich doch, Herr!" Der Kapitän Lebjadkin — er war es, — trat unruhig mit dem Fuß auf, „erlauben Sie mir Ihren Regenschirm; er ist sehr naß; ich werde ihn hier auf der Diele in der Ecke aufspannen; ich bitte einzutreten, ich bitte darum."

Die Thür, welche vom Flur in das durch zwei Kerzen erleuchtete Zimmer führte, stand angelweit auf.

„Hätten Sie nicht Ihr Wort gegeben, unzweifelhaft zu kommen, so würde ich die Hoffnung, Sie zu sehen, aufgegeben haben."

„Drei Viertel auf Eins,“ Nikolaus Wßewolodowitsch sah auf die Uhr, ins Zimmer tretend.

„Und bei diesem Regen und dieser großen Entfernung . . . Ich besitze keine Uhr, und aus dem Fenster sehe ich nur Gärten, so daß . . . man den Ereignissen fern bleibt . . . aber eigentlich murre ich nicht, weil ich es nicht wage, und bin nur die ganze Nacht hindurch von Ungeduld verzehrt worden, wie sich Alles entscheiden wird.“

„Wie?“

„Ich möchte mein Schicksal vernehmen, Nikolaus Wßewolodowitsch. Ich bitte, Platz zu nehmen.“

Mit einer Verbeugung wies er auf einen Platz an dem Tisch vor dem Sopha.

Nikolaus Wßewolodowitsch sah sich um; das Zimmer war sehr klein und niedrig; nur die nothwendigsten Möbel waren vorhanden, sie bestanden aus hölzernen Stühlen, einem hölzernen, neuen Sopha, ohne Ueberzug und Kissen, und aus zwei Tischchen aus Lindenholz, das eine stand beim Sopha, das andere in einer Ecke, es war mit Etwas vollgestellt, worüber ein Tischtuch und sodann eine ganz reine Serviette ausgebreitet war. Das ganze Zimmer wurde augenscheinlich sehr rein gehalten. Der Kapitän Lebjadkin war schon acht Tage lang nicht betrunken gewesen; sein Gesicht war etwas geschwollen und gelb, sein Blick neugierig, unruhig und augenscheinlich unsicher: es war klar bemerkbar, er wußte noch nicht, in welchem Tone er das Gespräch führen sollte.

„Sehen Sie,“ er zeigte im Kreise umher, „ich lebe wie Soßima*). Nüchternheit, Einsamkeit und Armuth — das Gelübde der alten Ritter.“

„Sie glauben, daß die alten Ritter solche Gelübde abgelegt?“

„Irre ich mich vielleicht? O weh, ich bin nicht geistig entwickelt! Ich habe meine Anlagen verdorben!

---

*) Heiliger der russischen Kirche.

Glauben Sie mir, Nikolaus Wßewolodowitsch, hier fühle ich mich zum ersten Male frei von schimpflichen Leidenschaften, hier giebt's kein Gläschen, keine Tropfen! Ich habe meine stillen Winkel und empfinde sechs Tage hindurch die Glückseligkeit eines ruhigen Gewissens. Sogar die Wände riechen nach Harz und erinnern an die Natur. Ach, was bin ich gewesen, wer bin ich gewesen:

„Des Nachts lebte ich ohne Lager,
Und am Tage mit herausgestreckter Zunge,“

nach dem genialen Ausdruck des Dichters! Aber ... Sie sind ganz durchnäßt ... Wird Ihnen nicht Thee gefällig sein?“

„Bemühen Sie sich nicht.“

„Die Theemaschine hat seit acht Uhr gekocht, ist aber erloschen ... wie Alles in der Welt erlischt. Auch die Sonne wird, sagt man, ihrer Zeit erlöschen ... Uebrigens werde ich die Theemaschine wieder anzünden, wenn es nothwendig ist. Apothe schläft nicht.“

„Sagen Sie, Marja Timofejewna ...“

„Ist hier, ist hier,“ fiel sogleich Lebjadkin flüsternd ein, — „ist es Ihnen gefällig, sie zu sehen?“ er zeigte auf die in das andere Zimmer führende, zugemachte Thür.

„Schläft sie nicht?“

„O nein, nein, ist das möglich? Im Gegentheil, schon seit dem Abende wartet sie, und wie sie vorhin von Ihrem Kommen erfuhr, hat sie sogleich Toilette gemacht,“ sprach der Kapitän, indem er den Mund zu einem mürrischen Lächeln verzerrte; dann stockte er einen Augenblick.

„Wie geht es ihr überhaupt?“

„Ueberhaupt? Sie werden selber belieben, es zu wissen (er zuckte bedauernd die Achseln), und jetzt ... und jetzt sitzt sie da und legt Karten ...“

„Gut, später; zunächst muß ich die Sache mit Ihnen abmachen.“

Nikolaus Wßewolodowitsch setzte sich auf einen Stuhl.

Der Kapitän hatte noch nicht gewagt, sich auf das Sopha zu setzen, und zog sich jetzt sogleich einen zweiten

Stuhl heran, und beugte sich, vor Erwartung zitternd, vornüber, um zu hören.

„Was haben Sie dort in der Ecke unter dem Tischtuche?“ Nikolaus Wßewolodowitsch hatte plötzlich auf das Tischchen in der Ecke seine Aufmerksamkeit gerichtet.

„Das, mein Herr?“ auch Lebjadkin drehte sich um, „das stammt von Ihrer Güte, so zu sagen wegen der neuen Wohnung, ich habe an Ihren weiten Weg und die natürliche Müdigkeit gedacht,“ er kicherte, stand sodann vom Platze auf und nahm auf den Zehen stehend, achtungsvoll und vorsichtig das Tischtuch von dem Tischchen in der Ecke. Unter dem Tuche zeigte sich ein bereit gestellter kalter Imbiß, bestehend aus Schinken, Kalbsbraten, Sardinen und Käse, sowie ein kleines, grünliches Fläschchen und eine große Flasche Bordeaux; Alles war reinlich, mit Sachkenntniß und fast elegant geordnet.

„Haben Sie sich die Mühe gegeben?“

„Ich, mein Herr, schon am gestrigen Tage, und ich habe Alles gethan, was ich konnte, um mir Ehre einzulegen. Marja Timofejewna hat, wie Sie wissen, dafür keinen Sinn. Aber die Hauptsache ist, es rührt von Ihrer Freigebigkeit her und gehört Ihnen, so daß Sie hier der Wirth sind und nicht ich, und ich, so zu sagen, als Ihr Diener erscheine; denn immerhin, immerhin, Nikolaus Wßewolodowitsch, immerhin bin ich dem Geiste nach unabhängig! Nehmen Sie mir nicht dies mein letztes Gut,“ schloß er rührend.

„Hm! . . . wenn Sie sich doch wieder setzten.“

„Ich denke . . . ich bin unabhängig! (Er setzte sich.) Ach, Nikolaus Wßewolodowitsch, in diesem Herzen kocht so viel, daß ich nicht gewußt habe, wie ich es aushalten sollte, auf Sie zu warten. Jetzt aber werden Sie mein Geschick und das dieser Unglücklichen entscheiden, und ich werde Ihnen, wie früher, vor langer Zeit, vor vier Jahren, mein ganzes Herz ausschütten. Sie haben mich damals gewürdigt, mich anzuhören, Sie haben meine Strophen gelesen . . . Mögen Sie mich damals immerhin Ihren

Falstaff aus Shakespeare genannt, aber Sie haben so viel in meinem Schicksale bedeutet! . . . Ich hege jetzt große Befürchtungen, und nur von Ihnen allein erwarte ich Rath und Erleuchtung. Peter Stephanowitsch geht schrecklich mit mir um."

Nikolaus Wßewolodowitsch hörte gespannt zu und sah ihn aufmerksam an. Obwohl der Kapitän augenscheinlich aufgehört hatte zu trinken, befand er sich doch bei Weitem noch nicht in einem normalen Zustande. Solch' langjährigen Trinkern bleibt schließlich für immer ein anormaler, dunstiger, gewissermaßen krankhafter und sinnloser Zustand anhaften, obwohl sie übrigens, im Nothfall, nicht schlechter als Andere prellen, kniffig sind und betrügen.

„Ich sehe, daß Sie sich in dieser Zeit von mehr als vier Jahren, durchaus nicht verändert haben, Kapitän," sprach etwas freundlicher Nikolaus Wßewolodowitsch. — „Allerdings sieht man, daß gewöhnlich die ganze zweite Hälfte des menschlichen Lebens nur aus den in der ersten Hälfte angenommenen Gewohnheiten gebildet wird."

„Hohe Worte! Sie lösen das Räthsel des Lebens," schrie der Kapitän, halb um zu täuschen, und halb in wirklichem, unverstelltem Entzücken, weil er Manches sehr gern hörte. „Von all' Ihren Worten, Nikolaus Wßewolodowitsch, erinnere ich mich vorzüglich eines; Sie haben es damals in Petersburg ausgesprochen: Man muß ein wirklich großer Mensch sein, um der gesunden Vernunft ins Gesicht schlagen zu können! Das war es, was Sie sagten."

„Nun, ich hätte auch sagen können: man muß ein Narr sein."

„Mag's so sein; aber Sie haben Ihr ganzes Leben mit Scharfsinn geschmückt, und jene? . . . Liputin, Peter Stephanowitsch sollen einmal etwas Aehnliches aussprechen! O, wie grausam ist Peter Stephanowitsch mit mir umgegangen! . . ."

„Aber wie haben Sie sich denn selbst geführt?"

„Ich habe getrunken, und dazu kam noch eine Unzahl

von Feinden! Aber jetzt ist Alles, Alles vorüber und ich häute mich wie eine Schlange. Nikolaus Wßewolodowitsch wissen Sie, daß ich mein Testament schreibe und es theilweis schon geschrieben habe?"

„Das ist interessant. Was hinterlassen Sie und wem fällt Ihr Nachlaß anheim?"

„Dem Vaterlande, der Menschheit und den Studenten... Nikolaus Wßewolodowitsch, ich habe in den Zeitungen die Lebensbeschreibung eines Amerikaners gelesen. Er bestimmte letztwillig sein ganzes ungeheures Vermögen zur Gründung von Fabriken und Beförderung der positiven Wissenschaften, sein Skelett hinterließ er den Studenten der dortigen Universität und seine Haut bestimmte er zu dem Fell einer Trommel, auf welche Tag und Nacht die amerikanische Nationalhymne geschlagen werden sollte. O weh, wir sind Pygmäen, im Vergleich mit dem Gedankenfluge der nordamerikanischen Staaten; Rußland ist ein Spiel der Natur und nicht des Verstandes. Wenn ich versuchte meine Haut zu dem Fell einer Trommel zu bestimmen, zum Beispiel für das Akmolinische Infanterieregiment, in welchem ich die Ehre hatte, den Dienst zu beginnen, mit der Bedingung, daß auf ihr jeden Tag vor dem Regiment die russische Nationalhymne getrommelt werde, so würde man dies für Liberalismus halten und eine derartige Verwendung meiner Haut verbieten; ich habe mich daher nur auf Studenten beschränkt. Ich will mein Skelett der Akademie hinterlassen, aber unter der Bedingung, nur unter der Bedingung, daß an der Stirn desselben ein Zettel mit den Worten: „Ein reuiger Freidenker" für immer angeleimt werde."

Der Kapitän sprach mit Eifer und hielt sein amerikanisches Testament natürlich für schön, aber er war auch ein Schelm und hätte Nikolaus Wßewolodowitsch, bei welchem er früher lange Zeit die Rolle eines Narren gespielt, sehr gern zum Lachen gebracht. Aber der lächelte nicht, fragte vielmehr mit einer gewissen Verachtung:

„Sie beabsichtigen also, Ihr Testament bei Ihren

Lebzeiten zu veröffentlichen und rechnen dabei auf eine Belohnung?"

„Ach, wenn ich sie nur bekäme!" Lebjadkin sah ihn fragend an. „Was für ein Schicksal habe ich zu tragen! Ich habe sogar aufgehört Verse zu schreiben, ehemals haben auch Sie, Nikolaus Wßewolodowitsch, sich bei der Flasche, wie Sie sich wohl erinnern werden, über meine Verse amüsirt. Aber jetzt fort mit der Feder! Ich habe nur noch ein Gedicht geschrieben, wie Gogol „die letzte Erzählung!" Sie werden sich daran erinnern; er verkündete Rußland, daß er sie aus ganzer Brust gesungen habe. So habe auch ich ausgesungen, und damit basta!"

„Was ist das für ein Gedicht?"

„Im Fall, daß sie ein Bein gebrochen!"

„Wa—s?"

Hierauf hatte der Kapitän gewartet. Seine Gedichte achtete und schätzte er über die Maßen, aber in Folge einer gewissen schelmischen Doppelseitigkeit seiner Seele gefiel es ihm auch, daß Nikolaus Wßewolodowitsch sich über seine Verse amüsirte und bisweilen so über sie lachte, daß er sich die Seiten halten mußte. Auf diese Weise wurden zwei Ziele erreicht, erstens das, ein Dichter zu sein, und zweitens das, Stawrogin gefällig zu sein; aber jetzt verfolgte er noch ein drittes, besonderes und sehr kitzliches Ziel; der Kapitän dachte, als er die Verse in den Vordergrund stellte, sich in einem Punkte zu rechtfertigen, welchen er mehr als Alles fürchtete, und in welchem er sich am allermeisten schuldig fühlte.

„Im Fall, daß sie ein Bein gebrochen, nämlich bei einem Spazierritt. Die Phantasie, Nikolaus Wßewolodowitsch, ist Irrereden, aber das Irrereden eines Dichters: eines Tages war ich betroffen, als ich einer Reiterin begegnete, und stellte mir die realistische Frage: „was würde dann sein?" nämlich im Falle eines Beinbruchs. Die Sache ist klar, alle Bewerber würden sich zurückziehen, alle Bräutigams würden zurücktreten, und ehe man sich's versieht, würde nur der Dichter mit dem in der Brust zer-

quetschten Herzen übrig bleiben. Nikolaus Wßewolodowitsch, sogar eine Laus könnte verliebt sein, das ist ihr durch die Gesetze nicht verboten. Und dennoch hat sich die Person durch den Brief und die Verse beleidigt gefühlt. Sogar Sie sind, wie man erzählt, zornig geworden; dies ist betrübend; ich wollte es nicht glauben. Nun, wem konnte ich denn durch meine bloße Einbildungskraft schaden? Dabei schwöre ich auf Ehre, daß dieser Liputin zu mir gesagt hat: schicke den Brief und die Verse nur immer ab, schicke sie ab, jeder Mensch hat das Recht, einem anderen zu schreiben," und so habe ich sie denn auch abgeschickt."

„Sie haben sich, wie es scheint, ihr als Bräutigam angeboten."

„Ich habe Feinde, nichts als Feinde!"

„Sagen Sie die Verse her!" unterbrach ihn mürrisch Nikolaus Wßewolodowitsch.

„Faselei, nichts als Faselei sind sie."

Dennoch richtete er sich auf, streckte einen Arm aus und begann:

Die Schönste aller Schönen hat ein Glied gebrochen,
Und doppelt interessant ist sie geworden,
Und doppelt ist in sie verliebt geworden,
Der früher schon nicht wenig war verliebt gewesen.

„Nun, genug," Nikolaus Wßewolodowitsch machte eine abwehrende Handbewegung.

„Ich träume von Piteo,"*) Lebjadkin sprang plötzlich auf einen anderen Gegenstand über, als ob es niemals Verse von ihm gegeben hätte, „ich träume von Wiedergeburt . . . Wohlthäter! Darf ich darauf rechnen, daß Sie mir die Mittel zur Reise nicht abschlagen werden? Ich habe Sie, wie die Sonne, die ganze Woche erwartet."

„Nun, nein, entschuldigen Sie mich, ich habe fast gar keine Mittel übrig, ja, und weshalb sollte ich Ihnen Geld geben?"

---

*) Volksausdruck für Petersburg.

Nikolaus Wßewolodowitsch wurde plötzlich zornig. Trocken und kurz zählte er alle Missethaten des Kapitäns auf: seine Trunksucht, sein Lügen, den Verlust des für Marja Timofejewna bestimmten Geldes, ferner, daß er sie aus dem Kloster genommen, seine frechen Briefe mit Drohungen ein Geheimniß zu veröffentlichen, sein Benehmen bezüglich Darja Pawlownas u. s. w. Der Kapitän wiegte sich hin und her, gestikulirte, wollte Einwendungen machen, aber Nikolaus Wßewolodowitsch gebot ihm jedesmal in befehlender Weise zu schweigen.

„Und erlauben sie," bemerkte er schließlich, „Sie schreiben immer von „Familienschande." Welche Schande liegt für Sie darin, daß Ihre Schwester mit Stawrogin gesetzmäßig verheirathet ist?"

„Aber die Ehe ist eine verborgene, Nikolaus Wßewolodowitsch, die Ehe ist eine verborgene, sie ist ein verhängnißvolles Geheimniß. Ich empfange von Ihnen Geld, und plötzlich stellt man mir die Frage: wofür ist dieses Geld? Ich bin gebunden und kann, zum Schaden der Schwester, zum Schaden der Familienwürde, nicht antworten."

Der Kapitän hatte die Stimme erhoben, er liebte dieses Thema und rechnete fast auf dasselbe. O weh, er ahnte nicht, wie sehr er bestürzt gemacht werden würde. Ruhig und genau, als wenn es sich um die alltäglichste häusliche Angelegenheit handelte, theilte ihm Nikolaus Wßewolodowitsch mit, daß er dieser Tage, vielleicht schon morgen oder übermorgen, seine Ehe im ganzen Orte, sowohl der Polizei wie der Gesellschaft, bekannt zu machen beabsichtige, und daß daher die Frage von der Familienwürde, und zugleich damit auch die Frage von den Subsidien sich erledigen würde. Der Kapitän riß die Augen auf: er verstand Nichts; die Sache mußte ihm deutlich erklärt werden.

„Aber sie ist ja . . . nur halb bei Verstande."

„Ich werde geeignete Maßregeln treffen."

„Aber . . . wie ist es mit Ihrer Mutter?"

„Nun, mag die machen, was sie will.“

„Aber werden Sie Ihre Gattin in ihr Haus einführen?“

„Möglichenfalls ja. Uebrigens ist dies durchaus nicht Ihre Angelegenheit und geht Sie nichts an.“

„Wie? geht mich nichts an?“ schrie der Kapitän.

„Nun Sie werden natürlich keinen Eintritt in's Haus haben.“

„Aber ich bin ja doch ihr Verwandter.“

„Solche Verwandte meidet man. Weshalb soll ich Ihnen Geld geben? Ueberlegen Sie sich das doch.“

„Nikolaus Wßewolodowitsch, Nikolaus Wßewolodowitsch, dies kann nicht sein, Sie werden es sich vielleicht noch überlegen, Sie werden sich doch nicht die Hände binden wollen . . . was wird man in der Welt denken und sagen?“

„Ich fürchte mich sehr vor Ihrer Welt! Habe ich damals, als ich es wollte, nach einem Mahle, bei welchem viel getrunken wurde, Ihre Schwester, in Folge einer Wette um Wein, geheirathet, so werde ich auch jetzt dies laut publiziren . . . wenn dies mir jetzt gefällig ist.“

Er sprach dies in einem besonders gereizten Tone, so daß Lebjadkin mit Schrecken es zu glauben begann.

„Aber ich bin ja doch die Hauptsache dabei, ich. Sie spaßen vielleicht, Nikolaus Wßewolodowitsch?“

„Nein, ich spaße nicht.“

„Sie haben Ihren freien Willen, Nikolaus Wßewolodowitsch, aber ich glaube Ihnen nicht . . . ich muß dann eine Bitte an Sie richten.“

„Sie sind sehr schwer von Begriff, Kapitän.“

„Mag sein; aber das ist Alles was mir bleibt!“ Der Kapitän war vollständig konfus geworden, „früher haben Sie, um ihr nützlich zu sein, uns wenigstens ein Quartier in Winkelstraßen verschafft, aber was wird jetzt werden, wenn Sie mich vollständig fortwerfen?“

„Sie wollen ja nach Petersburg reisen, um die Karriere zu wechseln, à propos, ist es wahr, daß Sie,

wie ich gehört, wegen einer Denunziation reisen wollen, in der Hoffnung, durch die Angabe aller übrigen Theilnehmer Verzeihung zu erlangen?"

Der Kapitän sperrte den Mund auf, riß die Augen auf und antwortete nicht.

„Hören Sie, Kapitän," begann plötzlich außerordentlich ernst Stawrogin, indem er sich zum Tische vornüber beugte. Er hatte bis dahin doppelsinnig gesprochen, so daß Lebjadkin, welcher sich in die Rolle eines Narren verbissen, bis zum letzten Augenblicke noch ein wenig unsicher war, ob sein Herr in der That aufgebracht sei oder nur scherze, ob er in der That den grausamen Gedanken hege, seine Ehe zu veröffentlichen, oder nur spiele. Jetzt war Nikolaus Wßewolodowitsch's ungewöhnlich strenge Miene dergestalt überzeugend, daß sogar ein Schauer den Rücken des Kapitäns überlief. „Hören Sie und sprechen Sie die Wahrheit, Lebjadkin: haben Sie Etwas zur Anzeige gebracht oder noch nicht? Haben Sie wirklich noch nichts gethan? Haben Sie nicht einen Brief aus Dummheit abgeschickt?"

„Nein, noch nichts, und ich habe auch nicht daran gedacht," der Kapitän sah unbeweglich vor sich hin.

„Nun, Sie lügen, wenn Sie sagen, daß Sie nicht daran gedacht haben. Sie wollen dieserhalb nach Petersburg und bitten mich um Geld. Wenn Sie nicht geschrieben, haben Sie nicht hier zu Jemand Etwas geschwatzt? Sagen Sie die Wahrheit, ich habe Etwas gehört."

„Im betrunkenen Zustande zu Liputin. Er ist ein Verräther. Ich habe ihm mein Herz eröffnet," stammelte der arme Kapitän.

„Herz hin, Herz her, aber man braucht kein Narr zu sein. Haben Sie einen Gedanken gehabt so mußten Sie ihn für sich behalten: verständige Menschen schweigen jetzt, aber sprechen nicht."

„Nikolaus Wßewolodowitsch!" Der Kapitän fing an

zu zittern. „Sie selber haben ja an nichts Theil genommen . . . ich habe ja nichts gegen Sie . . .“

„Ja, Ihre Melkkuh würden Sie nicht zu denunciren wagen.“

„Nikolaus Wßewolodowitsch, bedenken Sie nur Folgendes . . .“ und in Verzweiflung mit Thränen begann der Kapitän sein Leben in den letzten vier Jahren schnell zu erzählen. Es war eine sehr dumme Geschichte von einem Narren, welcher sich um eine fremde Sache bekümmert, und fast bis zum letzten Augenblick wegen Trunkenheit und Bummelei ihre Bedeutung nicht begriffen hatte. Er erzählte, wie er noch in Petersburg „sich hatte hinreißen lassen, einfach aus Freundschaft, wie ein wirklicher Student, obwohl kein Student,“ und wie er, ohne Etwas zu wissen, und total unschuldig, verschiedene Papiere auf Treppen ausgestreut, an Thüren und Klingeln zehntweise zurückgelassen, an Stelle von Zeitungen hingelegt, in die Theater getragen, in die Hüte gesteckt und in die Taschen prakticirt hatte. Dann hatte er von ihnen Geld erhalten, „denn wie waren meine Mittel.“ In den Kreisen zweier Gouvernements hatte er „jeglichen Plunder“ verbreitet. „O, Nikolaus Wßewolodowitsch,“ rief er aus, „am allermeisten regte mich auf, daß dies vollständig wider die bürgerlichen und vorzugsweise die vaterländischen Gesetze war. Plötzlich wurde gedruckt, daß man mit Heugabeln ausziehen und sich erinnern möge, daß wer am Morgen arm auszieht, am Abend reich nach Hause kommen kann, — bedenken Sie das! Mich selber ergriff Zittern, aber ich verbreitete die Flugschriften. Plötzlich erschienen auch fünf bis sechs Zeilen, welche an das ganze Rußland gerichtet waren und ohne Weiteres sagten: Schließet schnell die Kirchen, schafft Gott ab, hebt die Ehe auf, vernichtet das Erbschaftsrecht, ergreift Messer, und der Teufel weiß, was noch. Sehen Sie, mit einem solch’ fünfzeiligen Papier hätte ich fast Unglück gehabt, die Offiziere eines Regiments prügelten mich durch, ließen mich aber, Gott sei Dank, laufen. Im vergangenen Jahre

hätte man mich beinahe gefaßt, weil ich fünfzig Rubelscheine französischen Falsifikats Korowajew übergeben hatte; aber Gott sei Dank, Korowajew ertrank gleich darauf im betrunkenen Zustande in einem Teich, und man konnte mich nicht überführen. Hier bei Wirzinski habe ich die Freiheit der sozialistischen Frau verkündet. Im Monat Juni habe ich wiederum im — —'schen Kreise Flugschriften verbreitet. Sie sagen, sie wollen mich zwingen . . . Peter Stephanowitsch befiehlt mir plötzlich zu gehorchen, er drohte mir schon lange. Wie ist er damals, am Sonntag, mit mir umgegangen! Nikolaus Wßewolodowitsch, ich bin ein Sklave, ein Wurm, und nicht Gott, nur dadurch unterscheide ich mich von Derschewin*). Aber bedenken Sie, daß ich keine Mittel habe."

Nikolaus Wßewolodowitsch hatte aufmerksam zugehört.

„Vieles wußte ich garnicht," sprach er; „bei Ihnen war natürlich Alles möglich . . . Hören Sie," fuhr er dann nachdenklich fort, „wenn Sie wollen, so sagen Sie ihnen, nun denjenigen, mit welchen Sie bekannt sind, daß Liputin gelogen hat und daß Sie, nur um mich zu erschrecken, von einer Denunziation gesprochen, im Glauben, daß auch ich kompromittirt wäre, um auf diese Weise mehr Geld von mir zu erlangen . . . Verstehen Sie mich?"

„Nikolaus Wßewolodowitsch, mein Lieber, droht mir denn wirklich eine solche Gefahr? Ich habe Sie nur deshalb erwartet, um Sie danach zu fragen."

Nikolaus Wßewolodowitsch lächelte.

„Nach Petersburg wird man Sie sicherlich nicht reisen lassen, wenn ich Ihnen auch Geld zur Reise geben würde . . . übrigens ist es Zeit, zu Marja Timofejewna zu gehen," er stand vom Stuhle auf.

„Nikolaus Wßewolodowitsch, wie ist es mit Marja Timofejewna?"

„Nun so, wie ich gesagt habe."

„Ist dies wirklich wahr?"

---

*) Aelterer russischer Dichter.

„Sie glauben immer noch nicht?"

„Werden Sie mich denn so wegwerfen, wie einen alten abgetragenen Stiefel?"

„Ich werde sehen," Nikolaus Wßewolodowitsch lachte, „lassen Sie mich jetzt hinein."

„Befehlen Sie, daß ich auf der Treppe vor dem Hause warte? damit kein Unberufener horche, . . . da die Zimmer sehr klein sind."

„Das ist wahr; warten Sie auf der Treppe. Nehmen Sie meinen Regenschirm."

„Ihren Regenschirm . . . bin ich seiner werth?" sprach süßlich der Kapitän.

„Einen Regenschirm ist Jeder werth."

„Mit einem Male bestimmen Sie das Minimum der Menschenrechte . . ."

Aber er stammelte nur noch mechanisch; durch die Nachrichten war er völlig niedergeschmettert und im äußersten Grade konfus geworden. Und dennoch kam ihm sogleich, nachdem er auf die Treppe hinausgegangen war und den Regenschirm über sich ausgespannt hatte, der beständige und beruhigende Gedanke wieder in seinen leichtsinnigen und schelmischen Kopf, daß man ihm gegenüber List gebrauche und wenn dem so sei, nicht er sie zu fürchten habe, sondern sie sich vor ihm fürchteten.

„Zu welchem Zwecke gebrauchen sie Lüge und List?" dieser Gedanke ging ihm im Kopfe herum. Die Veröffentlichung der Ehe hielt er für Unsinn: Allerdings kann bei diesem Wunderthäter Alles geschehen; er lebt zum Schaden der Menschen. Aber wie wenn er seit der Beschimpfung am Sonntage sich, wie noch niemals, fürchtet? Er ist hierher mit der Versicherung gekommen, die geschlossene Ehe bekannt zu machen, weil er fürchtet, daß ich es thun werde. Ei, schieß' keinen Bock, Lebjadkin. Und weshalb kommt er des Nachts in aller Heimlichkeit, wenn er selbst die Bekanntmachung wünscht? Und wenn er sich fürchtet, so fürchtet er sich jetzt, gerade gegenwärtig, gerade seit einigen Tagen . . . Ei, thue keinen Fehltritt, Lebjadkin! . . ."

„Er erschreckt mich mit Peter Stephanowitsch. O, das ist schlimm, das schlimmste! Und ich habe mich veranlaßt gefühlt, zu Liputin zu schwatzen! Der Teufel weiß, was diese Teufel anstiften, ich habe es niemals errathen können! Ihr System hat sich wieder geändert, wie vor Jahren. Wem sollte ich eine Denunziation einreichen? Hm. Ich könnte also unter dem Scheine von Dummheit eine Denunziation schreiben? Giebt er mir einen Rath? „Weshalb wollen Sie nach Petersburg reisen?" Der Schuft! kaum hat mir davon geträumt, als er auch sogleich meinen Traum errathen hat! Er scheint selbst mir einen Anstoß zur Reise zu geben. Hier liegt bestimmt zweierlei vor, entweder fürchtet er sich, weil er einen dummen Streich gemacht hat, oder . . . oder er fürchtet sich nicht, und giebt mir nur den Anstoß dazu, sie alle zu denunziren! Ach, das ist schlimm Lebjadkin, ach, wenn Du nur keinen Bock schießen möchtest! . . ."

Er versank in derartiges Nachdenken, daß er zu horchen vergaß. Uebrigens war es schwer zu horchen. Die Thür war fest und einflüglig; und sie sprachen sehr leise; nur unklare Laute drangen durch die Thür. Der Kapitän spuckte zornig aus und ging wiederum, in Nachdenken versunken, hinaus, um auf der Treppe vor dem Hause zu pfeifen.

III.

Das Zimmer Marja Timofejewnas war zweimal so groß als das was der Kapitän innehatte und mit ebenso rohen Möbeln ausgestattet; aber der Tisch vor dem Sopha war mit einem bunten, geschmackvollen Tischtuche bedeckt; eine Lampe brannte auf dem Tische; die ganze Diele war mit einem hübschen Teppich belegt; das Bett war durch einen grünen Vorhang, welcher durch das ganze Zimmer der Länge nach ging, abgesondert und außerdem stand ein

weicher, großer unbesetzter Lehnstuhl am Tische. In einer Ecke befand sich, wie in der früheren Wohnung, ein Heiligenbild mit einer vor ihm brennenden Lampe, und auf dem Tische lagen die früheren Utensilien, nämlich ein Kartenspiel, ein kleiner Spiegel, ein Liederbuch und sogar auch wiederum eine Semmel. Außerdem sah man zwei Bücher mit bunten Bildern; das eine enthielt für das reifere Alter geschriebene Auszüge aus einer populären Reisebeschreibung; das andere war eine für Kinder und für Institute bestimmte Sammlung leicht faßlicher, moralischer und größtentheils von Rittern handelnder Erzählungen. Auch ein Album mit verschiedenen Photographieen war da. Marja Timofejewna hatte allerdings, wie der Kapitän vorher gesagt hatte, den Gast erwartet; aber als Nikolaus Wßewolodowitsch bei ihr eintrat, schlief sie, halbliegend auf dem Sopha, den Kopf auf ein Kissen aus Kameelgarn gesenkt. Der Gast machte die Thür hinter sich unhörbar zu und begann, ohne von der Stelle zu gehen, die Schläferin zu mustern.

Der Kapitän hatte gelogen, als er gesagt hatte, daß sie Toilette gemacht. Sie trug dasselbe dunkle Kleid wie am Sonntage bei Barbara Petrowna. Ihre Haare waren ebenso in einen winzigen Knoten im Nacken zusammengeknüpft; ihr langer und magerer Hals war ebenso entblößt. Das ihr von Barbara Petrowna geschenkte Shawltuch lag sorgfältig zusammengelegt auf dem Sopha. Wie früher war sie stark weiß und roth geschminkt. Nikolaus Wßewolodowitsch hatte noch nicht eine Minute dagestanden, als sie plötzlich erwachte, wie wenn sie seinen auf ihr ruhenden Blick gefühlt hätte, die Augen öffnete und sich schnell aufrichtete. Aber jedenfalls ging etwas Seltsames mit dem Gaste vor, denn er blieb auf derselben Stelle bei der Thür stehen und sah ihr unbeweglich und mit einem durchdringenden Blicke, schweigend und fest ins Gesicht. Vielleicht war dieser Blick außerordentlich finster, vielleicht drückte sich in ihm Abscheu, sogar schadenfrohes Vergnügen an ihrem Schrecken aus, — übrigens konnte

dies der Marja Timofejewna, weil plötzlich aus dem Schlaf erwacht, auch nur so scheinen; aber dann, nach einem fast minutenlangen Warten, drückte sich in dem Gesichte des armen Weibes vollständiger Schrecken aus; krampfhafte Zuckungen überflogen ihr Gesicht, sie erhob ihre zitternden Hände und brach wie ein erschrockenes Kind plötzlich in Thränen aus, noch einen Augenblick, und sie hätte aufgeschrieen. Aber in einem Augenblick veränderte sich das Gesicht des Gastes und mit dem zuvorkommendsten und freundlichsten Lächeln ging er an den Tisch heran:

„Verzeihen Sie, ich habe Sie, Marja Timofejewna, durch mein unerwartetes Kommen aus dem Schlafe erweckt," sprach er, indem er ihr die Hand hinstreckte.

Die Töne der freundlichen Worte verfehlten nicht ihre Wirkung, der Schrecken verschwand, obwohl sie noch immer furchtsam aussah, indem sie sich ersichtlich bemühte, Etwas zu begreifen. Furchtsam streckte sie ihm die Hand hin. Schließlich zeigte sich ein schüchternes Lächeln auf ihren Lippen.

„Guten Tag, Fürst," flüsterte sie, indem sie ihn eigenthümlich ansah.

„Sie haben jedenfalls einen schlechten Traum gehabt?" er lächelte noch immer zuvorkommend und freundlich.

„Und woher wissen Sie, daß ich ‚davon' geträumt habe?"

Plötzlich zitterte sie wieder und bog sich zurück, indem sie, wie zur Abwehr, die Hand vor sich erhob und wiederum dem Weinen nahe war.

„Fassen Sie sich, lassen Sie es genug sein, weshalb fürchten Sie sich, erkennen Sie mich denn nicht?" suchte Nikolaus Wßewolodowitsch sie zu beruhigen; aber es gelang ihm diesmal lange Zeit nicht; sie sah ihn schweigend an, mit der früheren quälenden Ungewißheit, mit einem drückenden Gedanken in ihrem armen Kopfe und mit der früheren Anstrengung Etwas zu begreifen. Bald senkte sie die Augen, bald warf sie einen schnellen, musternden

Blick auf ihn. Endlich entschloß sie sich zu sprechen, wenn sie auch nicht beruhigt war.

„Setzen Sie sich, ich bitte Sie, neben mich, damit ich Sie später ansehen kann," sprach sie ziemlich fest, aus einem klaren und neuen Grunde. „Und jetzt bemühen Sie sich nicht, ich werde Sie nicht ansehen, sondern werde nach unten sehen. Sehen auch Sie mich solange nicht an bis ich selbst darum bitte. Setzen Sie sich," fügte sie fast ungeduldig hinzu.

Ein neues Gefühl bemächtigte sich augenscheinlich ihrer immer mehr und mehr.

Nikolaus Wßewolodowitsch setzte sich und wartete; ein ziemlich langes Schweigen trat ein.

„Hm! Seltsam ist mir das Alles," brummte sie fast unwirsch; „allerdings haben mich schlechte Träume belästigt; aber weshalb habe ich gerade von Ihnen in dieser Weise geträumt?"

„Nun, lassen wir die Träume," entgegnete er ungeduldig, trotz des Verbots sich zu ihr wendend, und der vorherige Ausdruck glänzte vielleicht wiederum in seinen Augen. Er sah, daß sie einige Mal, ihn sehr gern angesehen hätte, sich aber standhaft hielt und nach unten sah.

„Hören Sie, Fürst," erhob sie plötzlich die Stimme, „hören Sie, Fürst . . ."

„Weshalb haben Sie sich abgewendet, weshalb sehen Sie mich nicht an, wozu diese Komödie?" rief er zornig.

Aber sie schien überhaupt nicht zu hören.

„Hören Sie, Fürst," wiederholte sie zum dritten Male, mit fester Stimme und einer eigenthümlichen und besorgten Miene: „als Sie mir damals im Wagen sagten, daß die Ehe veröffentlicht werden würde, da erschrack ich davor, daß das Geheimniß ein Ende haben sollte. Jetzt weiß ich nicht, wie ich es halten soll; ich habe fortwährend nachgedacht und sehe, daß ich durchaus nicht dazu tauglich bin. Ich verstehe zwar mich zu putzen, kann auch Gäste empfangen; es ist ja nicht schwer, sie

zu einer Tasse Thee einzuladen, besonders wenn man Bediente hat. Aber dennoch wird man mich von der Seite ansehen. Ich habe damals am Sonntag Morgen mir vieles in jenem Hause genau angesehen. Dieses hübsche Fräulein hat mich die ganze Zeit über beobachtet, besonders nach dem Sie eingetreten waren. Sie waren es doch, der damals eintrat? Die Mutter des Fräuleins ist einfach eine lächerliche, vornehme, alte Frau. Mein Lebjadkin hat sich ebenfalls ausgezeichnet; um nicht zu lachen, habe ich immer nach der Decke gesehen; die Decke ist dort hübsch gemalt. Die Mutter von „Ihm" könnte Aebtissin sein, ich fürchte mich vor ihr, obwohl sie mir den schwarzen Shawl geschenkt hat. Alle Frauen dort haben jedenfalls an mir etwas Unerwartetes gefunden; ich war nicht böse über sie, ich saß nur da und dachte: wie bin ich mit ihnen verwandt? Sicherlich verlangt man von einer Gräfin nur Seeleneigenschaften, — weil sie für die Wirthschaft viele Bediente hat, — und auch noch eine gewisse Koketterie, um fremde Reisende empfangen zu können. Und dennoch haben Alle damals, am Sonntage, hoffnungslos mich angesehen. Nur Dascha ist ein Engel. Ich fürchte sehr, daß sie „Ihn" durch eine unvorsichtige Aeußerung über mich betrübt haben."

„Fürchten Sie das nicht und beruhigen Sie sich," sprach Nikolaus Wßewolodowitsch, den Mund verziehend.

„Uebrigens wird mir das nichts ausmachen, wenn er sich meinetwegen ein wenig schämen wird, denn sie sind immer mehr zu bedauern, als er sich meinetwegen zu schämen braucht, wenigstens wenn man wie ein Mensch urtheilt. Daß sie mir mehr leid thun, als ich ihnen, daß weiß er ja doch."

„Sie fühlen sich, wie es scheint, durch sie sehr beleidigt, Marja Timofejewna?"

„Wer, ich? Nein," sie lachte dabei einfältig. „Das ist durchaus nicht so. Ich habe sie alle damals angesehen: Sie alle waren zornig, sie alle stritten sich; eine Gesellschaft war zusammengekommen und verstand es nicht

einmal herzlich zu lachen. So viel Reichthum und so wenig Heiterkeit — das alles erschien mir garstig. Uebrigens bedauere ich jetzt niemand, ausgenommen mich selber.“

„Ich habe gehört, daß sie ohne mich mit dem Bruder schlecht zusammen gelebt haben?“

„Wer hat Ihnen dies gesagt? Unsinn, jetzt ist mein Leben noch schlechter; jetzt habe ich schlechte Träume, und sie sind deshalb schlechter, weil Sie angekommen sind. Es fragt sich, weshalb sind Sie gekommen? sagen Sie es gefälligst.“

„Wollen Sie nicht wieder in das Kloster?“

„Nun, ich dachte mir, daß man mir wieder mit dem Kloster kommen werde! Wie verhaßt ist mir Ihr Kloster! Ja, und weshalb soll ich in dasselbe gehen, zu welchem Zwecke soll ich dort eintreten? Ich bin jetzt ganz allein! Es ist zu spät für mich, ein drittes Leben zu beginnen.“

„Sie sind wegen Etwas sehr erzürnt; fürchten Sie, daß ich Sie zu lieben aufgehört habe?“

„Um Sie kümmere ich mich überhaupt nicht. Ich selber fürchte, daß ich jemand jetzt nicht genug liebe.“

Sie lächelte verächtlich.

„Ich habe, jedenfalls, „Ihm“ gegenüber eine sehr große Schuld verbrochen,“ fügte sie plötzlich hinzu, indem sie mit sich selber sprach, „nur weiß ich nicht, was ich verbrochen, das ist das ganze Unglück meines Lebens. Immer und immer, diese ganzen fünf Jahre über, habe ich Tag und Nacht gefürchtet, in seinen Augen schuldig zu sein. Ich habe fortwährend gebetet und immer an meine große Schuld vor Ihm gedacht. Und da hat sich denn auch ergeben, daß dies wahr war.“

„Was hat sich ergeben?“

„Ich fürchte nur, daß es von Ihm wider mich geschehen ist,“ fuhr sie fort, ohne die Frage zu beantworten, sogar ohne sie überhaupt gehört zu haben. „Aber er konnte doch andererseits nicht mit solchen Menschen sich verbünden? Die Gräfin hätte mich gern verschlungen, obwohl sie mich neben sich im Wagen hatte Platz nehmen

lassen. Alle hatten sich verschworen, „sollte Er auch betheiligt gewesen sein? Sollte Er wirklich ein Verräther sein? (Ihr Kinn und ihre Lippen fingen an zu zittern). Hören Sie, haben Sie von Grischka Otrepjew*) gelesen, welcher in sieben Kathedralen verflucht worden ist?"

Nikolaus Wßewolodowitsch schwieg.

„Uebrigens werde ich mich jetzt wieder zu Ihnen wenden und werde Sie ansehen," sprach sie mit einer gewissen Entschlossenheit; „wenden auch Sie sich zu mir und sehen Sie mich an, aber recht aufmerksam. Ich will mich zum letzten Male überzeugen."

„Ich sehe Sie schon lange an."

„Hm," sprach Marja Timofejewna, indem sie ihn genau musterte, „Sie sind sehr dick geworden . . ."

Sie wollte noch Etwas sagen, aber plötzlich wiederum, zum dritten Male, entstellte der vorherige Schrecken ihr Gesicht, und sie sank wiederum zurück, indem sie die Hand von sich streckte.

„Was ist Ihnen?" rief fast wüthend Nikolaus Wßewolodowitsch.

Aber der Schrecken dauerte nur einen Augenblick; ihr Gesicht verzog sich zu einem seltsamen, verächtlichen, unangenehmen Lächeln.

„Ich bitte Sie, Fürst, stehen Sie auf und treten Sie ein," sprach sie plötzlich mit fester und energischer Stimme.

„Wie, ich soll eintreten? Wo soll ich eintreten?"

„Ich habe mir die ganzen fünf Jahre über nur das Eine vorgestellt, wie Er eintreten wird. Stehen Sie sogleich auf und gehen Sie zur Thür hinaus in das andere Zimmer. Ich werde hier sitzen bleiben, als wenn ich nichts erwartete, und werde ein Buch in die Hand nehmen, und Sie werden plötzlich nach einer fünfjährigen Reise eintreten. Ich will sehen, wie das sein wird."

*) Grischka (verächtlich für Grigori) Otrepjew war der wirkliche Name des Pseudodemetrius, eines entlaufenen Mönches, welcher sich für Demetrius, den Sohn Iwans des Schrecklichen ausgab.

Nikolaus Wßewolodowitsch knirschte mit den Zähnen und brummte etwas Unverständliches.

„Genug," sprach er, indem er mit der Handfläche auf den Tisch schlug. „Ich bitte Sie, Marja Timofejewna, mich anzuhören. Thun Sie mir den Gefallen und nehmen Sie, wenn Sie können, Ihre ganze Aufmerksamkeit zusammen. Sie sind ja nicht ganz verrückt!" fuhr er ungestüm und ungeduldig fort. „Morgen werde ich unsere Ehe veröffentlichen. Sie werden niemals in Palästen leben, seien Sie davon überzeugt. Wollen Sie mit mir das ganze Leben, aber nur sehr fern von hier, zubringen? In den Schweizer Bergen giebt es einen Ort... Seien Sie unbesorgt, ich werde Sie niemals verlassen und Sie in kein Irrenhaus schicken. Ich habe Geld genug, um, ohne Jemand darum bitten zu müssen, leben zu können. Sie werden eine Dienerin haben, Sie werden keine Arbeit zu verrichten haben. Alles, was Sie wünschen und möglich ist, werden Sie erhalten. Sie werden lesen können, Sie werden hingehen können, wohin es Ihnen gefällig, und Sie werden thun können, was Ihnen beliebt. Ich werde Sie nicht berühren. Ich werde niemals im Leben meinen Wohnsitz verlassen. Wenn Sie wollen, werde ich das ganze Leben über mit Ihnen nicht sprechen, wenn Sie wollen, können Sie mir jeden Abend, wie damals in Petersburg, in Löchern von Wohnungen, Ihre Geschichten erzählen. Ich werde Ihnen Bücher vorlesen, wenn Sie das wünschen. Aber dafür werden Sie Ihr ganzes Leben an ein und demselben Orte zubringen, und der ist unfreundlich. Wollen Sie? Sind Sie entschlossen? Werden Sie es nicht bereuen, mich nicht mit Ihren Thränen und Verwünschungen quälen?"

Sie hatte mit außerordentlicher Spannung zugehört, sie schwieg lange Zeit und dachte nach.

„Das Alles ist mir höchst unwahrscheinlich," entgegnete sie endlich spöttisch. „Ich soll also vierzig Jahre lang in jenen Bergen leben?" Sie brach in Lachen aus.

„Wir beide werden dort vierzig Jahre zubringen!"

Nikolaus Wßewolodowitsch machte bei diesen Worten ein sehr finsteres Gesicht.

„Hm. Um keinen Preis werde ich dorthin reisen.“

„Auch nicht mit mir?“

„Wer sind Sie denn, daß ich mit Ihnen reisen sollte? Damit man vierzig Jahre lang mit ihm auf einem Berge zusammensitzt, deshalb ist er hierhergekommen. Und wie geduldig jetzt die Menschen geworden sind! Nein, das kann nicht sein, daß ein Falke zum Uhu wird. So ist nicht mein Fürst!“ stolz und triumphirend erhob sie den Kopf.

Ein Punkt schien ihm dunkel zu sein.

„Warum nennen Sie mich Fürst und . . . für wen halten Sie mich?“ fragte er schnell.

„Wie? Sind Sie denn nicht Fürst?“

„Niemals bin ich es gewesen.“

„So gestehen Sie also selbst mir in's Gesicht, daß Sie kein Fürst sind!“

„Ich sage, daß ich es niemals gewesen bin.“

„Mein Gott!“ sie faltete die Hände, „von seinen Feinden habe ich Alles erwartet, aber eine solche Verwegenheit — niemals! Ist Er noch am Leben?“ schrie sie, außer sich, indem sie an Nikolaus Wßewolodowitsch dicht heranrückte, „hast Du Ihn getödtet, oder nicht, gestehe es.“

„Für wen hälst Du mich?“ er sprang mit verzerrtem Gesicht vom Platz auf; aber es war jetzt schwer, sie zu erschrecken; sie triumphirte.

„Und wer kennt Dich, wer bist Du und woher bist Du so plötzlich gekommen? Nur mein Herz hat die ganzen fünf Jahre über die ganze Intrigue geahnt! Ich sitze hier und wundere mich, was für eine blinde Eule hierher gekommen. Nein, mein Lieber, Du bist ein schlechter Schauspieler, sogar ein noch schlechterer als Lebjadkin. Grüße von mir ergebenst die Gräfin und sag' ihr, sie soll Dich in besserem Zustande hierher schicken. Hat sie Dich gemiethet? Läßt sie Dich aus Gnade bei sich in der

Küche stehen! Euern ganzen Betrug durchschaue ich jetzt; ich verstehe Euch alle bis auf den letzten."

Er faßte sie fest, oberhalb des Ellbogens, am Arme; sie lachte ihm in's Gesicht.

„Du bist Ihm ähnlich, sehr ähnlich, Du kannst auch Sein Verwandter sein, — bist ein listiger Mensch! Aber der Meinige ist ein offenbarer Falke und ein Fürst, während Du ein Käuzchen und gewöhnlicher Kaufmann bist! Der Meinige, wenn er will, verneigt sich vor Gott, und wenn er will, thut er es nicht, aber Dich hat Schatuska, mein lieber, trauter und herziger Freund, auf die Backen gehauen, mein Lebjadkin hat es erzählt. Und weshalb warst Du damals so furchtsam, als Du eingetreten warest? Wer hat Dich damals erschreckt? Als ich Dein gemeines Gesicht sah, wie ich gefallen und Du mich aufhobst, da fühlte ich einen Wurm in meinem Herzen; es ist nicht Er, nicht Er! dachte ich. Mein Falke würde sich niemals meiner vor einem vornehmen Fräulein geschämt haben. O Herr! Ich bin die ganzen fünf Jahre lang nur dadurch glücklich gewesen, daß mein Falke jenseits der Berge lebt, herumfliegt und zur Sonne hinaufsieht. . . Sag', Usurpator, hast Du viel bekommen? Hast Du für vieles Geld eingewilligt? Ich würde Dir keinen Pfennig gegeben haben. Ha — ha — ha! Ha — ha — ha! . ."

„Blödsinnige!" rief zähneknirschend Nikolaus Wßewolodowitsch, indem er sie noch fester am Arme faßte.

„Fort, Usurpator!" schrie sie befehlend, „ich bin meines Fürsten Weib, ich fürchte nicht Dein Messer!"

„Messer?"

„Ja, Messer! Du hast ein Messer in der Tasche. Du dachtest, ich schliefe, aber ich sah, wie Du vorhin eintratest, Dich ein Messer herauszunehmen."

„Was hast Du gesagt, Unglückliche, was hat Dir geträumt?" brüllte er, und schleuderte sie mit aller Kraft von sich, so daß sie mit Kopf und Schultern schmerzhaft auf das Sopha aufschlug. Er stürzte hinaus, aber sie sprang sogleich hinter ihm her, hinkend und

springend bei der Verfolgung, und auf der Außentreppe durch den erschrockenen Lebjadkin aus allen Kräften zurückgehalten, konnte sie ihm noch mit Kreischen und Gelächter durch die Finsterniß nachschreien: „Grischka Ot—wech—jew, A—na—the—ma! über Dich.“

IV.

Messer! Messer!“ wiederholte er in unbezähmbarer Wuth, weit ausschreitend in Schmutz und Pfützen, ohne sich den Weg zu suchen. Er empfand zwar augenblicksweise das brennende Verlangen, laut und wüthend aufzulachen, beherrschte sich aber und enthielt sich des Lachens. Er kam erst auf der Brücke, genau auf derselben Stelle, wo ihm vorhin Fedka begegnet war, wieder zur Besinnung; derselbe Fedka erwartete ihn auch jetzt hier und fletschte, als er ihn sah, mit abgenommener Mütze, munter die Zähne und begann sogleich schnell und heiter zu sprechen. Nikolaus Wßewolodowitsch verfolgte seinen Weg ohne still zu stehen und den aufdringlichen Landstreicher überhaupt anzuhören. Plötzlich fiel ihm ein, daß er denselben vollständig vergessen und gerade, als er selbst jeden Augenblick bei sich wiederholt hatte: „Messer, Messer.“ Er faßte den Landstreicher am Kragen, und mit der ganzen Wuth, die sich in ihm angesammelt hatte, schlug er ihn mit aller Kraft gegen die Brücke. Einen Augenblick dachte Fedka daran, zu ringen; da er aber fast sogleich errathen, daß er vor seinem Gegner, der ihn noch dazu unvermuthet angegriffen, nur ein Strohhalm sei, wurde er ruhig und schwieg, sogar ohne Widerstand zu leisten. Knieend, zu Boden gedrückt, mit den auf den Rücken zusammengepreßten Armen, wartete der schlaue Landstreicher ruhig und, wie es schien, ohne an irgend eine Gefahr zu glauben, die Entwicklung ab.

Er täuschte sich nicht. Nikolaus Wßewolowitsch

wollte schon mit der linken Hand die warme Schärpe sich abnehmen, um seinem Gefangenen die Hände zu binden, aber plötzlich ließ er ihn los und stieß ihn von sich fort. Der sprang im Nu auf die Füße, wandte sich um, und ein kurzes, breites Schuhmachermesser, nach welchem er augenblicklich gegriffen, glänzte in seiner Hand.

„Fort mit dem Messer, steck's ein, augenblicklich steck's ein!“ befahl Nikolaus Wßewolodowitsch mit ungeduldiger Geste, und das Messer verschwand ebenso schnell, wie es sich gezeigt hatte.

Nikolaus Wßewolodowitsch verfolgte schweigend und ohne sich umzuwenden, seinen Weg; aber der hartnäckige Taugenichts ließ dennoch nicht von ihm ab, jetzt allerdings ohne zu sprechen und sogar achtungsvoll eine Entfernung von einem ganzen Schritt hinter ihm beobachtend. Beide gingen auf diese Weise über die Brücke und kamen an das Ufer, wendeten sich aber diesmal links in eine lange und öde Gasse, auf welcher man eher in den Mittelpunkt der Stadt kam, als auf dem vorigen Wege, welcher die Bogajawlenßka-Straße entlang geführt hatte.

„Man sagt, daß Du eine Kirche im hiesigen Kreise dieser Tage bestohlen hast; ist es wahr?“ fragte plötzlich Nikolaus Wßewolodowitsch.

„Das heißt, ich bin eigentlich um zu beten in sie hineingegangen“, antwortete ruhig, sogar fest, würdevoll und höflich, als wenn nichts vorgefallen wäre, der Landstreicher. Von der früheren „freundschaftlichen“ Familiarität war auch nicht die Spur mehr übrig. Augenscheinlich war er ein thätiger und ernster Mensch, welcher zwar unverdienter Weise beleidigt worden war, aber auch die Beleidigung zu vergessen verstand.

„Und wie mich der Herr dorthin geführt hatte“, fuhr er fort, „da dachte ich mir: sollte mir der Himmel dadurch keine Gnade erweisen wollen? Weil ich eine Waise bin, ist diese Sache geschehen, denn bei unserem Schicksale kann man ohne Unterstützung durchaus nichts ausrichten. Und sehen Sie, Sie können bei Gott glauben, daß sich

selber zum Nachtheil der Herr mich für Sünden gestraft hat: für die kirchlichen Sachen habe ich im Ganzen nur zwölf Rubel empfangen; der Kinnriemen des heiligen Nikolaus, aus reinem Silber, ist umsonst abgegangen, er wäre nachgemacht, sagte man mir."

„Hast Du den Wächter erschlagen?"

„Das heißt, ich habe zusammen mit selbigem Wächter in der Kirche aufgeräumt, und später gegen Morgen ist zwischen uns beiden am Bache ein Streit darüber entstanden, wer den Sack zu tragen habe. Ich hab' mich versündigt, ich hab' ihm die Last ein wenig erleichtert."

„Morde nur immer, raube nur immer."

„Dasselbe, Wort für Wort, wie Sie, rathen mir auch Peter Stephanowitsch, weil Sie ein außerordentlich geiziger und in Betreff von Unterstützung hartherziger Mensch sind. Außerdem glauben sie nicht einen Pfifferling an den himmlischen Schöpfer, der uns aus Erdenstaub geschaffen, sondern sprechen, daß Alles, bis zum niedrigsten Thiere, die Natur erschaffen hat; übrigens können sie nicht bezweifeln, daß man bei unserem Schicksale ohne wohlthätige Unterstützung durchaus nicht leben kann. Fängt man an, mit ihm davon zu sprechen, so sieht er Einen an, wie der Hammel das Wasser; man kann sich über ihn nur wundern. Werden Sie es glauben, Herr, bei dem Kapitän Lebjadkin, wo Sie soeben einen Besuch zu machen beliebt haben, hat manchmal, als er noch bei Filippow wohnte, die Thür die ganze Nacht sperrangelweit offen gestanden, er selbst schlief ganz betrunken und Geld war aus allen Taschen auf die Diele verstreut. Mit eigenen Augen habe ich es beobachtet, weil man bei unserer Schicksalsfügung ohne Unterstützung nicht leben kann . . ."

„Wie, mit eigenen Augen? Bist Du des Nachts dort gewesen?"

„Vielleicht bin ich dort gewesen, nur ist dies Niemanden bekannt."

„Weshalb hast Du ihn nicht erschlagen?"

„Ich habe mir einen Ueberschlag auf dem Rechen-

brett gemacht und mich in Folge dessen auf's Warten verlegt. Da ich einmal weiß, daß ich mir immer anderthalbhundert Rubel holen kann, warum soll ich mich jetzt damit befassen, wenn ich noch ganze anderthalbtausend Rubel holen kann, falls ich nur warte. Der Kapitän hat (mit meinen eigenen Ohren habe ich es gehört) in betrunkenem Zustande immer auf Sie starke Hoffnung gesetzt, und es giebt hier kein Wirthshaus, sogar keine noch so schlechte Schenke, wo sie dies im selbigen Zustande nicht erklärt. Da ich davon aus dem Munde vieler Leute gehört, habe auch ich jetzt meine ganze Hoffnung auf Euer Erlaucht gesetzt! Ich betrachte Sie, mein Herr, als meinen Vater oder leiblichen Bruder, weil Peter Stephanowitsch niemals dies von mir erfahren wird, auch sonst keine einzige Seele. Werden nun Euer Erlaucht drei Rubelchen mir gütigst bewilligen, oder nicht? Sie würden mich damit in den Stand setzen, die reine Wahrheit zu erfahren, weil wir ohne Unterstützung nichts ausrichten können."

Nikolaus Wßewolodowitsch lachte laut auf und, nachdem er aus der Tasche ein Portemonnaie genommen, in welchem sich an fünfzig Rubel in kleinen Scheinen befanden, warf er ihm aus dem Packet ein Papier zu, darauf ein zweites, drittes, viertes. Fedka griff nach ihnen in der Luft, fiel nieder, und die Papiere flogen in den Schmutz; er sammelte sie und schrie dabei: „ach, ach!" Nikolaus Wßewolodowitsch warf ihm schließlich das ganze Packet zu und ging unter fortgesetztem Lachen, diesmal allein, die Gasse entlang. Der Landstreicher blieb zurück um, auf den Knieen im Schmutze herumstöbernd, die im Winde fortgeflogenen und in Pfützen gefallenen Scheine zu suchen, und noch eine ganze Stunde lang konnte man in der Finsterniß seine abgebrochenen Laute: „ach, ach!" hören.

Drittes Kapitel.

Das Duell.

I.

Am anderen Tage, um zwei Uhr Nachmittags, kam das beabsichtigte Duell zu Stande. Zu dem schnellen Ausgange der Sache trug Artenius Pawlowisch Gaganow's brennender Wunsch sich um jeden Preis zu schlagen, bei. Er begriff nicht das Benehmen seines Gegners und war in Wuth. Schon einen ganzen Monat hatte er ihn ungestraft beleidigt und ihn immer noch nicht aus der Geduld bringen können. Die Herausforderung mußte Seitens Nikolaus Wßewolodowitsch's ergehen, weil er selbst keinen direkten Grund zu ihr hatte. Er schämte sich, seine Herzens-Regung, nämlich einfach einen krankhaften Haß gegen Stawrogin wegen der Familienbeleidigung vor vier Jahren, einzugestehen. Er selbst erachtete eine von ihm ausgehende Herausforderung, besonders angesichts der versöhnlichen, ihm schon zweimal durch Nikolaus Wßewolodowitsch erklärten Entschuldigungen, für unmöglich. Er hielt ihn für einen schamlosen Feigling, er konnte nicht begreifen, wie derselbe die Ohrfeige von Schatow sich hatte gefallen lassen können, und so hatte er sich entschlossen, den in seiner Grobheit ungewöhnlichen Brief abzusenden, welcher endlich Nikolaus Wßewolodowitsch bewogen hatte, auf das Duell einzugehen. Als er am vorhergehenden Tage diesen Brief abgesendet, und in fieberhafter Ungeduld die Forderung erwartete, indem er bald hoffend, bald verzweifelnd, die Chancen für dieselbe erwog, hatte er schon am Abende sich für jeden Fall einen

Sekundanten verschafft, nämlich Mauritius Nikolajewitsch, seinen Freund und Schulkameraden, welchen er besonders schätzte. Auf diese Weise fand Kirilow, welcher am andern Tage um neun Uhr Morgens mit seinem Auftrage bei ihm erschien, den Boden bereits geebnet vor. Alle Entschuldigungen und noch nicht dagewesene Erklärungen Nikolaus Wßewolodowitsch's wurden sogleich vom ersten Worte ab und mit ungewöhnlicher Gereiztheit verworfen. Mauritius Nikolajewitsch, welcher von der ganzen Sache erst am Abend zuvor erfahren, öffnete bei diesen unerhörten Erklärungen vor Erstaunen den Mund, und wollte auf Versöhnung dringen; als er aber bemerkte, daß Artenius Pawlowitsch, welcher seine Absicht errieth, auf seinem Stuhle fast zitterte, schwieg er. Hätte er nicht sein Wort dem Kameraden gegeben gehabt, so wäre er sogleich fortgegangen; er blieb aber, in der einzigen Hoffnung, bei dem Ausgange der Sache helfen zu können. Kirilow überbrachte die Forderung; alle Bedingungen des feindlichen Zusammentreffens wurden sogleich buchstäblich, ohne den mindesten Widerspruch angenommen; nur ein, übrigens sehr strenger, Zusatz wurde gemacht, nämlich der, daß, wenn bei dem ersten Gange nichts Entscheidendes herauskommen würde, die Gegner sich ein zweites Mal gegenüber stellen sollten; und wenn auch der zweite Gang resultatlos verliefe, ein dritter stattfinden müßte. Kirilow runzelte die Stirn, wollte den dritten Gang abhandeln, und willigte, da es ihm nicht gelang, schließlich ein, aber unter der Bedingung, daß, wenn auch drei Gänge möglich sein sollten, doch vier unmöglich wären. Dies wurde zugegeben. In dieser Weise wurde der Zweikampf auf zwei Uhr Nachmittags in Brykow, einem an einem Berge gelegenen Wäldchen, zwischen Skworeschniki auf der einen Seite, und der Fabrik der Schipulins auf der anderen Seite festgesetzt. Der Regen des gestrigen Tages hatte vollständig aufgehört, aber das Wetter war regnerisch und windig. Niedrige, trübe, zerrissene Wolken jagten am kalten Himmel einher; die dichten und kahlen Bäume

rauschten mit ihren Wipfeln und knarrten in ihren Wurzeln; es war ein sehr trauriger Morgen.

Gaganow kam mit Mauritius Nikolajewitsch in einem prächtigen, zweispännigen Gesellschaftswagen, welchen er selber lenkte, auf den Platz gefahren, bei ihnen befand sich ein Diener. Fast in demselben Augenblicke erschienen auch Nikolaus Wßewolodowitsch und Kirilow, aber nicht in einer Equipage, sondern zu Pferde, und ebenfalls in der Begleitung eines berittenen Dieners. Kirilow, obwohl er niemals auf einem Pferde gesessen, hielt sich kühn und gerade im Sattel, indem er mit der rechten Hand seinen schweren Pistolenkasten, welchen er dem Diener nicht hatte anvertrauen wollen, festhielt, und mit der linken Hand, aus Unkenntniß, unaufhörlich an den Zügeln zog und zerrte, weshalb das Pferd den Kopf hin und her warf, und große Lust zum Bäumen zeigte, was übrigens den Reiter gar nicht erschreckte. Der rachsüchtige, schnell und tief zu beleidigende Gaganow hielt die Ankunft der Reiter für eine neue Beleidigung, in dem Gedanken, daß seine Feinde jedenfalls sehr zuversichtlich auf den Erfolg hofften, wenn sie nicht einmal die Nothwendigkeit einer Equipage für den Fall des Transportes des Verwundeten vorhergesehen hatten. Ganz gelb stieg er aus seinem Wagen und fühlte, daß ihm die Hände zitterten, was er auch Mauritius Nikolajewitsch mittheilte. Den Gruß Nikolaus Wßewolodowitsch's ließ er unbeantwortet, und kehrte sich ab. Die Sekundanten warfen das Loos, dasselbe traf Kirilows Pistole. Die Barrieren wurden abgemessen, die Gegner aufgestellt, und die Equipagen und Pferde mit den Bedienten an dreihundert Schritt zurückgeschickt. Man lud die Waffen und händigte sie den Gegnern ein.

Es ist schade, daß ich schneller erzählen muß und keine Zeit zu näherer Beschreibung habe, aber ganz ohne Bemerkungen kann es nicht abgehen. Mauritius Nikolajewitsch war traurig und besorgt. Kirilow dagegen war vollständig ruhig und indifferent, sehr gewissenhaft in den Einzelheiten der übernommenen Pflicht, aber ohne die

mindeste Geschäftigkeit und fast ohne Neugierde auf den verhängnißvollen und so nahen Ausgang der Sache. Nikolaus Wßewolodowitsch war blässer, als gewöhnlich, ziemlich leicht gekleidet, und trug einen Ueberzieher und einen weißen Kastorhut. Er schien sehr müde zu sein, runzelte öfters die Stirn und fand es keineswegs nöthig, seine unangenehme Gemüthsstimmung zu verbergen. Aber Artenius Pawlowitsch war in diesem Augenblicke der bemerkenswertheste von Allen, so daß ich nicht umhin kann, von ihm wenige Worte zu sagen.

II.

Ich habe bis jetzt noch nicht die Gelegenheit gehabt, seines Aeußeren zu erwähnen. Er war ein Mann von hohem Wuchse, bleich, wohlgenährt, wie unser einfaches Volk sagt, fast dick, mit blonden dünnen Haaren, ungefähr dreiunddreißig Jahr alt und mit hübschen Gesichtszügen. Er hatte als Oberst den Abschied genommen, und wenn er bis zum General gedient hätte, würde er als solcher noch imponirender geworden sein und sich vielleicht als ein guter General im Kriege erwiesen haben.

Zur Charakteristik dieser Persönlichkeit darf ich nicht unerwähnt lassen, daß sein Hauptgrund, den Abschied zu nehmen, der ihn so lange und schmerzlich verfolgende Gedanke an die Beschimpfung war, welche seine Familie durch die seinem Vater vor vier Jahren im Klub durch Nikolaus Stawrogin zugefügte Beleidigung erfahren hatte. Er hielt es mit seinem Gewissen und seiner Ehre unvereinbar, seine dienstliche Laufbahn fortzusetzen und war im Stillen überzeugt, daß er durch sein Verbleiben im Dienst das Regiment und die Kameraden, obwohl keiner derselben von dem Vorfall erfahren hatte, entehre. Allerdings wollte er schon früher einmal, lange vor der Beleidigung und aus einem völlig anderen Grunde, den Dienst ver-

lassen, hatte aber bis dahin geschwankt. Wie seltsam es auch immer erscheinen mag, aber dieser allererste Grund, oder, besser gesagt, Anstoß, den Abschied zu nehmen, war das Manifest vom 19. Februar über die Befreiung der Bauern. Artenius Pawlowitsch, der reichste Gutsbesitzer unseres Gouvernements, welcher nicht einmal viel durch das Manifest verlor und fähig war, sich von der Menschlichkeit der Maßregel zu überzeugen und die ökonomischen Vortheile der Reform fast zu begreifen, fühlte sich plötzlich durch das Erscheinen des Manifestes gewissermaßen persönlich beleidigt. Das war etwas Unbewußtes, eine Art Gefühl, welches er, je weniger er sich von ihm Rechenschaft ablegen konnte, um so stärker empfand. Vor dem Tode seines Vaters hatte er sich übrigens nicht entschließen können, etwas Bestimmtes zu unternehmen, war aber in Petersburg vielen bedeutenden Persönlichkeiten, mit welchen er herzliche Verbindungen unterhielt, durch seine vornehme Denkungsweise bekannt geworden. Er war ein in sich gekehrter, verschlossener Mensch. Noch ein Zug: er gehörte zu den sonderbaren, aber in Rußland noch vorhandenen Edelleuten, welche für das Alter und die Reinheit ihres Adelsgeschlechtes zittern und sich dafür außerordentlich ernsthaft interessiren. Im Zusammenhang hiermit konnte er die russische Geschichte nicht leiden und hielt überhaupt jede russische Angewohnheit für theilweise Ungehörigkeit. Schon in seiner Kindheit, auf der speziellen Kriegsschule für angesehenere und reichere Zöglinge, auf welcher er die Ehre hatte, seine Bildung zu beginnen und zu vollenden, hatten sich in ihm einige poetische Anschauungen befestigt: es gefielen ihm Schlösser, das mittelalterliche Leben, das ganze Theatralische desselben und das Ritterthum; schon damals weinte er schon aus Scham darüber, daß den russischen Edelmann in den Zeiten der Moskauer Zarenherrschaft der Zar körperlich züchtigen lassen konnte, und er wurde roth bei dem Vergleiche der alten Zeit mit der neuen. Er war ein hartköpfiger, außerordentlich strenger Mensch, welcher merkwürdig gut seinen Dienst verstand und seine

Pflichten erfüllte; in seiner Seele war er Träumer. Man behauptete, daß er in Versammlungen sehr gut würde reden können und Rednergabe besitze; und dennoch hatte er seine ganzen dreiunddreißig Jahre über vor sich hingeschwiegen. Sogar in dem vornehmen Petersburger Kreise, in welchem er sich in der letzten Zeit bewegt hatte, benahm er sich ungewöhnlich hochmüthig. Das Zusammentreffen in Petersburg mit dem aus dem Auslande zurückgekehrten Nikolaus Wßewolodowitsch hätte ihn fast um den Verstand gebracht. Als er im gegenwärtigen Augenblicke an der Barriere stand, befand er sich in großer Unruhe. Es schien ihm fortwährend, als ob die Sache noch nicht zum Austrage gebracht werden würde; die geringste Verzögerung brachte ihn zum Zittern. Ein krankhafter Eindruck sprach sich auf seinem Gesichte aus, als Kirilow, anstatt das Zeichen zum Kampfe zu geben, plötzlich zu sprechen anfing; allerdings nur der Form halber, was er selbst laut Allen erklärte:

„Ich frage nur der Form halber: ist es jetzt, da die Pistolen bereits in den Händen sind und kommandirt werden muß, nicht schließlich gefällig, sich zu versöhnen? Diese Frage ist Pflicht des Sekundanten.“

Mauritius Nikolajewitsch, welcher bis dahin geschwiegen hatte, aber seit dem gestrigen Tage wegen seiner Nachgiebigkeit und Gefälligkeit innerlich litt, faßte absichtlich den Gedanken Kirilow's plötzlich auf und begann ebenfalls:

„Ich schließe mich vollständig den Worten des Herrn Kirilow an; der Gedanke, daß man sich an der Barriere nicht versöhnen könne, ist ein für Franzosen geeignetes Vorurtheil. . . Ich begreife nicht die Beleidigung, Sie haben Ihren freien Willen, ich wollte es längst sagen . . . weil ja doch um Entschuldigung in jeglicher Art gebeten worden ist, ist es nicht so?“

Er war ganz roth geworden. Er hatte selten so viel und mit solcher Bewegung gesprochen.

„Ich wiederhole nochmals, daß ich in jeder Weise

um Entschuldigung bitten will," ergriff schnell Nikolaus Wßewolodowitsch das Wort.

„Ist denn dies möglich?" schrie wüthend Gaganow, zu Nikolaus Wßewolodowitsch gewendet und außer sich vor Zorn, mit dem Fuße aufstampfend; „erklären Sie diesem Menschen, wenn Sie, Mauritius Nikolajewitsch, mein Sekundant, und nicht mein Feind sind" (er wies mit der Pistole nach Nikolaus Wßewolodowitsch hin,) „daß eine solche Nachgiebigkeit nur eine Vergrößerung der Beleidigung ist! Er hält es für unmöglich, von mir beleidigt zu werden! . . . Er findet keine Schande darin, von mir an der Barriere fortzugehen! Für wen hält er mich denn eigentlich? in Ihren Augen . . . und Sie sind noch dazu mein Sekundant. Sie reizen mich nur, damit ich nicht treffe." Er stampfte wieder mit dem Fuße auf; Speichel spritzte von seinen Lippen.

„Die Unterhandlungen sind beendet. Ich bitte auf das Kommando zu hören!" schrie Kirilow aus aller Kraft. „Eins! Zwei! Drei!"

Bei dem Worte „Drei" gingen die Gegner auf einander los. Gaganow hatte sogleich die Pistole erhoben, und beim fünften oder sechsten Schritt schoß er. Eine Sekunde lang blieb er stehen, und nachdem er sich überzeugt, daß er gefehlt hatte, ging er schnell an die Barriere. Dies that auch Nikolaus Wßewolodowitsch, erhob die Pistole, aber augenscheinlich sehr hoch, und schoß fast ohne zu zielen. Dann nahm er sein Taschentuch heraus und wickelte dasselbe um den kleinen Finger der rechten Hand. Artemius Pawlowitssch hatte nicht gänzlich gefehlt, seine Kugel aber nur den Finger am Gelenk gestreift, ohne den Knochen zu berühren; es zeigte sich eine unbedeutende Schramme. Kirilow erklärte sogleich, daß, wenn die Gegner nicht zufrieden gestellt, das Duell fortzusetzen sei.

„Ich erkläre," schrie heiser Gaganow, (seine Kehle war ausgetrocknet), wiederum zu Mauritius Nikolajewitsch gewendet, „daß dieser Mensch (er wies abermals mit der Pistole nach der Seite Stawrogins hin) absichtlich in die

Luft geschossen hat . . . mit Vorbedacht . . . Dies ist wieder eine Beleidigung! er will das Duell unmöglich machen!“

„Ich habe das Recht, zu schießen, wie ich will, wenn ich nur die Regeln beobachte,“ erklärte mit fester Stimme Nikolaus Wßewolodowitsch.

„Nein er hat es nicht! Setzen Sie ihm das auseinander!“ schrie Gaganow.

„Ich schließe mich der Ansicht Nikolaus Wßewolodowitsch's vollständig an.“

„Weshalb schont er mich?“ schrie wüthend Gaganow, ohne zu hören. „Ich verachte seine Schonung . . . Ich spucke . . . Ich . . .“

„Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Sie durchaus nicht habe beleidigen wollen,“ rief ungeduldig Nikolaus Wßewolodowitsch, „ich habe nach oben geschossen, weil ich niemand mehr tödten will, weder Sie, noch einen Anderen; persönlich betrifft Sie dies gar nicht. Allerdings halte ich mich nicht für beleidigt, und es thut mir leid, daß dies Sie erzürnt. Aber ich erlaube Niemand, in mein Recht einzugreifen.“

„Wenn er sich so sehr vor Blut fürchtet, so fragen Sie ihn doch, weshalb er mich gefordert hat,“ brüllte Gaganow, immer noch zu Mauritius Nikolajewitsch gewandt.

„Wie hätte er Sie denn nicht fordern sollen?“ mischte sich Kirilow ein, „Sie wollten Nichts hören, wie konnte er sich denn von Ihnen befreien?“

„Ich bemerke nur das Eine,“ sagte Mauritius Nikolajewitsch, welcher mit Ueberwindung und Schmerz die Sache verfolgte und beurtheilte: „wenn der Gegner von vornherein erklärt, daß er nach oben schießen werde, kann das Duell wirklich nicht fortgesetzt werden . . . aus Gründen von delikater Natur, . . . die auch klar sind . . .“

„Ich habe durchaus nicht erklärt, daß ich jedes Mal nach oben schießen werde!“ rief Stawrogin, welcher schon vollständig die Geduld verlor. „Sie wissen über-

haupt nicht, was ich im Sinne habe, und wie ich wiederum schießen werde . . . ich verhindere durch nichts das Duell.“

„Wenn es so ist, kann das Renkontre fortgesetzt werden,“ meinte Mauritius Nikolajewitsch, zu Gaganow gewendet.

„Meine Herren, nehmen Sie Ihre Plätze ein!“ kommandirte Kirilow.

Sie gingen wieder auf einander los; wieder ein Fehlschuß bei Gaganow und wieder ein Schuß nach oben bei Stawrogin. Ueber diese Schüsse nach oben hätte man streiten können. Nikolaus Wßewolodowitsch hätte, wenn er gewollt, dreist behaupten können, daß er in der gehörigen Weise geschossen. Er hatte die Pistole nicht direkt nach dem Himmel oder nach einem Baum gehalten, sondern so, als ob er auf seinen Gegner ziele, obwohl er übrigens eine Elle hoch über dessen Hut hielt. Dieses zweite Mal hatte er sogar niedriger, noch wahrscheinlicher gezielt; aber es war nicht mehr möglich, Gaganow den Glauben an einen absichtlichen Fehlschuß zu benehmen . . .

„Wiederum!“ knirschte er mit den Zähnen; „Alles ist gleich! Ich bin gefordert und mache von meinem Rechte Gebrauch. Ich will zum dritten Male schießen . . . mag's sein, wie es wolle.“

„Sie haben das vollkommene Recht dazu,“ schnitt ihm Kirilow die weiteren Worte ab. Mauritius Nikolajewitsch sagte nichts. Die Kämpfer wurden zum dritten Male aufgestellt und es wurde kommandirt; dieses Mal ging Gaganow dicht an die Barriere heran und begann von dieser aus auf zwölf Schritt zu zielen. Die Hände zitterten ihm zu sehr, um richtig schießen zu können. Stawrogin stand mit der nach unten gesenkten Pistole da, und erwartete unbeweglich seinen Schuß.

„Zu lange! er zielt zu lange!“ schrie heftig Kirilow; „schießen Sie! Aber der Schuß fiel, und dieses Mal flog der weiße Kastorhut von Nikolaus Wßewolodowitsch's Kopfe. Der Schuß war ziemlich richtig gewesen, der Kopf des Hutes war tief durchbohrt worden,

ein Zoll niedriger und alles wäre beendet gewesen. Kirilow hob den Hut auf und gab ihn Nikolaus Wßewolodowitsch.

„Schießen Sie, halten Sie den Gegner nicht hin!“ schrie Mauritius Nikolojewitsch außerordentlich erregt, als er sah, daß Stawrogin, als wenn er auf seinen Schuß vergessen, mit Kirilow den Hut betrachtete. Stawrogin erzitterte, sah auf Gaganow, kehrte sich um und schoß, dieses Mal ohne irgend welche Rücksichtnahme, nach der Seite in das Wäldchen. Das Duell war beendet. Gaganow stand wie niedergedonnert da. Mauritius Nikolajewitsch trat an ihn heran und sagte ihm etwas, was er aber nicht zu verstehen schien. Kirilow nickte beim Fortgehen Mauritius Nikolajewitsch mit dem Kopfe zu; aber Stawrogin vergaß die frühere Höflichkeit; nachdem er in das Wäldchen geschossen hatte, drehte er sich nicht einmal nach der Barriere um, übergab die Pistole Kirilow und ging schnell zu den Pferden. Sein Gesicht drückte Bosheit aus, er schwieg. Auch Kirilow schwieg. Sie setzten sich auf die Pferde und sprengten im Galopp davon.

III.

„Weshalb schweigen Sie?“ rief er, bereits in der Nähe seines Hauses, Kirilow zu.

„Was wünschen Sie?“ antwortete Kirilow, indem er von dem sich bäumenden Pferde fast herunterfiel.

Stawrogin beherrschte sich.

„Ich wollte diesen Narren nicht beleidigen, und habe ihn doch wiederum beleidigt“, sprach er ruhig.

„Ja, Sie haben ihn wieder beleidigt“, rief Kirilow laut — „und dabei ist er kein Narr.“

„Ich habe aber alles gethan, was ich thun konnte.“

„Nein.“

„Aber was hätte ich thun sollen?"

„Ihn nicht fordern."

„Sollte ich noch einen Schlag ins Gesicht mir gefallen lassen?"

„Ja, noch einen Schlag."

„Ich begreife jetzt nicht mehr!" entgegnete ergrimmt Stawrogin; „weshalb erwarten Alle von mir Etwas, was sie keinem Anderen zumuthen? Weshalb soll ich das ertragen, was Niemand erträgt, und nach Lasten verlangen, welche Niemand tragen kann."

„Ich dachte, Sie suchten selbst eine Last."

„Ich suche eine Last?"

„Ja."

„Haben Sie das gesehen?"

„Ja."

„War dies so bemerkbar?"

„Ja."

Sie schwiegen eine Minute lang. Stawrogin hatte eine unruhige Miene und war fast betroffen.

„Ich habe deshalb nicht nach ihm geschossen, weil ich nicht tödten wollte; weiter war es nichts, das versichere ich Ihnen", sprach er hastig und aufgeregt, als wenn er sich rechtfertigen wollte.

„Sie brauchten ihn nicht zu beleidigen."

„Was sollte ich thun?"

„Sie mußten ihn todtschießen."

„Es thut Ihnen leid, daß ich ihn nicht erschossen habe?"

„Mir thut nichts leid. Ich dachte, Sie wollten ihn in der That tödten. Sie wissen selbst nicht, was Sie suchen."

„Ich suche eine Last", meinte lachend Stawrogin.

„Wenn Sie selbst kein Blut vergießen wollten, weshalb haben Sie ihm die Gelegenheit gegeben, Sie zu tödten."

„Wenn ich ihn nicht gefordert hätte, würde er mich auch so, ohne Duell, getödtet haben."

„Das brauchte Sie nicht zu kümmern. Vielleicht würde er Sie nicht getödtet haben.“

„Und nur geschlagen haben?“

„Das brauchte Sie nicht zu kümmern. Tragen Sie Ihre Last. Sonst giebt es keinen Verdienst.“

„Ich spucke auf Ihr Verdienst, und suche keins.“

„Ich dachte, Sie thäten's“, schloß Kirilow sehr kaltblütig. Sie ritten in den Hof des Hauses.

„Wollen Sie nicht zu mir kommen?“ schlug ihn Nikolaus Wßewolodowitsch vor.

„Nein, ich gehe nach Hause, leben Sie wohl.“ Er stieg vom Pferde und nahm seinen Kasten unter den Arm.

„Sie sind doch wenigstens nicht aufgebracht gegen mich?“ Stawrogin streckte ihm die Hand hin.

„Keineswegs!“ Kirilow kehrte zurück, um ihn die Hand zu drücken; „wenn mir meine Last leicht fällt, so ist es von Natur aus; vielleicht fällt Ihnen die Ihrige schwerer, weil dies Ihre Natur ist. Sie brauchen sich nicht sehr zu schämen, nur ein wenig.“

„Ich weiß, daß ich ein schwacher Charakter bin, und strebe nicht danach, ein starker zu sein.“

„Und Sie können auch nicht danach streben, Sie sind kein starker Mensch. Besuchen Sie mich zum Thee.“

Nikolaus Wßewolodowitsch ging äußerst aufgeregt in seine Wohnung.

IV.

Er erfuhr sogleich von Alexis Jegorowitsch, daß Barbara Petrowna, sehr zufrieden mit Nikolaus Wßewolodowitsch Ausritt, dem ersten nach der achttägigen Krankheit, den Wagen hatte anspannen lassen und allein fortgefahren war, um nach dem Beispiele der früheren Tage frische Luft zu athmen, denn die acht Tage hatte sie bereits vergessen, was es bedeutet, frische Luft zu athmen.

„Ist sie allein oder mit Darja Pawlowna gefahren?“ unterbrach schnell Nikolaus Wßewolodowitsch den Alten und machte ein sehr finsteres Gesicht, als er hörte, daß Darja Pawlowna wegen Unwohlseins es ausgeschlagen hatte mitzufahren und jetzt in ihrem Zimmer sei.

„Höre, Alter,“ sprach er, als wenn er plötzlich einen Entschluß gefaßt, „beobachte sie heute den ganzen Tag, und wenn Du bemerkst, daß sie zu mir will, halte sie sogleich zurück und theile ihr mit, daß ich einige Tage lang sie nicht empfangen kann . . . daß ich selbst sie sehr bitte . . . und daß, wann die Zeit kommen wird, ich sie selber rufen lassen werde, hörst Du?“

„Ich werde es ihr mittheilen,“ erwiderte Alexis Jegorowitsch mit kummervoller Stimme und niedergeschlagenen Augen.

„Aber nicht eher, als bis Du deutlich siehst, daß sie selbst zu mir kommt.“

„Belieben Sie unbesorgt zu sein. Bis jetzt sind durch mich alle Besuche vermittelt worden; immer hat man sich an meine Mitwirkung gewendet.“

„Ich weiß es. Aber nicht früher, bis sie selbst kommt. Bringe mir Thee, wenn möglich recht schnell.“

Kaum war der Alte zur Thür herausgegangen, als sie fast in derselben Minute geöffnet wurde und Darja Pawlowna an der Schwelle erschien. Ihr Blick war ruhig, ihr Gesicht aber bleich.

„Woher kommen Sie?“ rief Stawrogin aus.

„Ich habe draußen gestanden und auf seinen Weggang gewartet, um zu Ihnen zu kommen. Ich habe gehört, was Sie ihm befohlen haben; als er soeben herauskam, habe ich mich hinter dem Treppenvorsprunge verborgen und er hat mich nicht bemerkt.“

„Ich wollte schon längst mit Ihnen brechen, Dascha, jetzt ist es Zeit. . . Ich konnte Sie heute Nacht, trotz Ihres Zettels, nicht empfangen. Ich wollte selbst Ihnen schreiben, aber ich bin nicht im Stande zu schreiben,“ fügte er, ärgerlich und sogar gereizt, hinzu.

„Ich habe selbst an die Nothwendigkeit eines Bruches gedacht. Barbara Petrowna hegt zu großen Verdacht wegen unserer Beziehungen.“

„Nun, mag sie es thun.“

„Es ist nicht nöthig, daß sie sich beunruhigt. Das Ende ist ja noch nicht da.“

„Erwarten Sie noch immer das Ende?“

„Ja, ich bin überzeugt, daß es kommen wird.“

„Auf der Welt wird nichts beendet.“

„Hier wird es ein Ende geben. Dann werden Sie mich rufen und ich werde kommen. Jetzt leben Sie wohl.“

„Und wie wird das Ende sein?“ fragte lächelnd Nikolaus Wßewolodowitsch.

„Sie sind nicht verwundet und . . . haben kein Blut vergossen?“ fragte sie, ohne die Frage nach dem Ende zu beantworten.

„Es war dumm; ich habe Niemand getödtet; beruhigen Sie sich. Uebrigens werden Sie heut Alles von Allen hören. Ich bin ein wenig unwohl.“

„Ich werde fortgehen. Das Heirathsaufgebot wird heute nicht stattfinden?“ fügte sie unentschlossen hinzu.

„Es wird heute nicht stattfinden, auch nicht morgen; ob übermorgen, das weiß ich nicht, vielleicht sterben wir Alle, und das würde das Beste sein. Verlassen Sie mich, verlassen Sie mich endlich.“

„Sie werden doch die Andere nicht zu Grunde richten . . . die Unvernünftige?“

„Unvernünftige werde ich nicht zu Grunde richten, weder die eine, noch die andere; aber die Vernünftige werde ich, scheint mir, zu Grunde richten: ich bin so gemein und schlecht Dascha, daß ich, wie ich glaube, Sie in der That „am Ende“, wie Sie sagen, rufen werde, und Sie werden trotz Ihres Scharfsinns kommen. Warum wollen Sie sich selber in's Verderben stürzen?“

„Ich weiß, daß nur ich am Ende bei Ihnen sein werde, und . . . darauf warte ich.“

„Und wenn ich zu allerletzt Sie doch nicht rufe und vor Ihnen fliehe?“

„Das ist unmöglich, Sie werden mich rufen.“

„In ihren Worten spricht sich viel Verachtung aus.“

„Sie wissen selbst, daß es nicht bloße Verachtung ist.“

„Aber doch immerhin Verachtung.“

„So wollte ich mich nicht ausdrücken. Gott ist mein Zeuge, ich wünsche aus vollem Herzen, daß Sie meiner niemals bedürften.“

„Eine Redensart ist der andern werth. Auch ich wünschte Sie nicht in's Verderben zu stürzen.“

„Niemals und durch nichts können Sie mich in's Verderben stürzen, und Sie selbst wissen dies am allerbesten,“ sprach schnell und fest Darja Pawlowna. „Komme ich nicht zu Ihnen, dann gehe ich unter die barmherzigen Schwestern, werde Krankenpflegerin oder hausirende Bücherverkäuferin und verkaufe das Evangelium. Das ist mein fester Entschluß. Ich kann Niemandes Weib sein; ich kann auch in solchen Häusern, wie dieses, nicht leben; ich will das nicht. . . Sie wissen Alles.“

„Wie, ich habe niemals erfahren können, was Sie wollen; Sie scheinen sich für mich zu interessiren, wie eine alte Krankenpflegerin sich besonders für einen Kranken mehr als für andere interessirt, oder, noch besser, wie eine alte Betschwester, welche zu Begräbnissen geht, den einen Todten anderen vorzieht. Weshalb sehen Sie mich so sonderbar an?“

„Sind Sie sehr krank?“ fragte sie theilnahmsvoll, indem sie ihn aufmerksam ansah. „Mein Gott! Und dieser Mensch will mich nicht in Anspruch nehmen!“

„Hören Sie, Dascha, ich sehe jetzt immer Gespenster. Ein kleiner Teufel hat sich gestern auf der Brücke erboten, Lebjadkin und Marja Timofejewna zu erschlagen, um meine gesetzliche Ehe zu trennen und die Sache für immer zu beenden. Als Angeld hat er drei Rubel verlangt, mir aber klar zu verstehen gegeben, daß die ganze Operation nicht weniger als anderthalbtausend Rubel kosten

werde. Das war ein berechnender Teufel! Ein Geschäftsmann! Ha, ha!“

„Aber sind Sie überzeugt, daß dies ein Gespenst war.“

„O nein, das war durchaus kein Gespenst! Das war einfach Fedka, der Sträfling, ein aus dem Zwangsarbeitshause entwichener Räuber. Aber darum handelt es sich nicht; was, denken Sie, habe ich gethan? Ich habe ihm mein ganzes Geld aus dem Portemonnaie gegeben, und er ist jetzt vollständig überzeugt, daß ich ihm Angeld gegeben!“

„Sie haben ihn in der Nacht getroffen und er hat Ihnen einen solchen Vorschlag gemacht? Sehen Sie denn nicht, daß man Sie ringsum umgarnt?“

„Nun, mag man es thun. Aber wissen Sie, Ihnen geht eine Frage im Kopfe herum, ich sehe es an Ihren Augen,“ fügte er mit einem boshaften und gereizten Lächeln hinzu.

Dascha erschrak.

„Ich habe durchaus keine Frage im Sinne und hege durchaus keine Zweifel, schweigen Sie lieber!“ rief sie beunruhigt aus und schien die Frage abwehren zu wollen.

„Das heißt, Sie sind überzeugt, daß ich nicht in Fedka's Laden gehen werde?“

„O mein Gott!“ sie faltete die Hände, „weshalb quälen Sie mich so?“

„Nun, verzeihen Sie mir meinen dummen Streich, jedenfalls nehme ich von jenen Leuten schlechte Manieren an. Wissen Sie, seit der gestrigen Nacht drängt es mich ungemein zu lachen, immerwährend ununterbrochen, lange und viel zu lachen. Ich berste vor Lachen. . . Horch! Die Mutter ist angekommen; ich erkenne es am Geräusch, wenn ihr Wagen an der Freitreppe hält.“

Dascha ergriff seine Hand.

„Möge Gott Sie vor Ihrem Dämon bewahren und rufen Sie mich, rufen Sie mich bald!“

„O, ich habe keinen Dämon! Dies ist einfach ein kleiner, häßlicher, skrophulöser Teufel mit einem Schnupfen,

ein Pechvogel. Aber Sie wagen ja wiederum nicht, etwas zu sagen, Dascha!"

Sie sah ihn schmerz- und vorwurfsvoll an und wandte sich zur Thür.

„Hören Sie," rief er ihr nach, mit einem bösen, verzerrten Lächeln. „Wenn . . . nun dort, mit einem Wort, wenn ich . . . verstehen Sie, nun, wenn ich sogar in den Laden gehen sollte und Sie später riefe, würden Sie dann auch noch kommen?"

Ohne sich umzuwenden und zu antworten ging sie hinaus, indem sie das Gesicht mit den Händen bedeckte.

„Sie wird auch nach meinem Gange kommen!" flüsterte er nachdenklich, und Verachtung sprach sich in seinem Gesicht aus; „als Krankenwärterin! Hm! . . Uebrigens wird mir das vielleicht nothwendig sein."

Viertes Kapitel.

Alle in Erwartung.

I.

Der in unserer ganzen Gesellschaft, durch die schnell bekannt gewordene Geschichte vom Duell, hervorgebrachte Eindruck war besonders merkwürdig durch die Einmüthigkeit, mit welcher Alle sich schnell für Nikolaus Wßewolodowitsch bedingungslos erklärten. Viele seiner früheren Feinde erklärten sich entschieden für seine Freunde. Die Hauptursache dieses unerwarteten Umschwungs in der gesellschaftlichen Meinung waren einige außerordentlich treffende und durch eine bis dahin schweigsame Persönlichkeit laut ausgesprochene Worte, welche dem Ereigniß mit einem Male eine unsere vornehme Gesellschaft außerordentlich interessante Bedeutung verliehen. Dies geschah folgendermaßen: Am folgenden Tage nach dem Ereignisse hatte sich bei der Gemahlin des Adelsmarschalls unseres Gouvernements die ganze Stadt versammelt. Julia Michailowna war unter den Anwesenden oder nahm, richtiger gesagt, den ersten Platz ein, sie war mit Lisaweta Nikolajewna gekommen, welche von Schönheit und besonderer Munterkeit glänzte, was vielen unserer Damen diesmal sogleich besonders verdächtig erschien. Bei dieser Gelegenheit muß ich sagen, daß an ihrer Verlobung mit Mauritius Nikolajewitsch kein Zweifel mehr obwalten konnte. Auf die scherzhafte Frage eines verab-

schiedeten, aber angesehenen Generals, von welchem später die Rede sein wird, antwortete Lisaweta Nikolajewna an diesem Abend, daß sie Braut sei. Und was geschah? Keine unserer Damen wollte an diese Verlobung glauben. Alle fuhren hartnäckig fort, einen Roman, ein verhängniß- und geheimnißvolles Familienereigniß, welches sich in der Schweiz und mit bestimmter Theilnahme Julia Michailownas zugetragen, anzunehmen. Es ist schwer zu sagen, weshalb sich all' diese Gerüchte oder so zu sagen, sogar Phantastereien hielten, und weshalb man gerade Julia Michailowna mit so großer Bestimmtheit mithineinflocht. Außerdem wußte man noch nichts von den Maßnahmen der Obrigkeit. Beide Duellanten waren, soweit bekannt, nicht behelligt worden. Alle wußten zum Beispiel, daß Artemius Pawlowitsch frühmorgens ganz ungehindert nach Hause, nach Duchowa gefahren war. Inzwischen sehnten sich Alle selbstverständlich danach, daß Jemand als der Erste darüber zu sprechen anfangen und dadurch der allgemeinen Ungeduld die Thür öffnen würde. Insbesondere hoffte man auf den oben erwähnten General und man täuschte sich nicht.

Dieser General, eines der würdigsten Mitglieder unseres Klubs, ein nicht sehr reicher Gutsbesitzer, aber mit unvergleichlich adliger Denkart, ein altmodischer Hofmacher junger Damen, liebte es unter Anderm in großen Versammlungen mit der Wichtigkeit eines Generals laut grade über das zu sprechen, worüber Alle bis dahin nur vorsichtig geflüstert hatten. Hierin bestand seine so zu sagen spezielle Rolle in unserer Gesellschaft. Dabei dehnte er die Worte besonders lang aus und sprach sie mit süßlichem Tone, indem er wahrscheinlich diese Angewohnheit den im Auslande herumgereisten oder den früher reichen russischen Gutsbesitzern, welche nach der bäuerlichen Reform total heruntergekommen waren, entlehnt hatte. Stephan Trofimowitsch hatte sogar eines Tages die Bemerkung gemacht, daß je mehr ein Gutsbesitzer heruntergekommen, er um so süßer die Worte lispele und dehne.

Er that übrigens beides selbst, ohne dies jedoch an sich zu bemerken.

Der General begann als ein kompetenter Mann das Gespräch. Abgesehen davon, daß er mit Artemius Pawlowitsch entfernt verwandt war, obgleich er mit ihm in Streit und sogar Prozeß lebte, so hatte er auch selbst früher zwei Duelle gehabt, und war wegen eines derselben nach dem Kaukasus als gemeiner Soldat verbannt worden. Jemand hatte Barbara Petrownas, welche schon am zweiten Tage nach der Krankheit wieder ausgefahren war, erwähnt; eigentlich nicht ihrer, sondern ihres vorzüglichen Viergespanns von Grauschimmeln, aus dem eigenen Stawroginschen Gestüt. Der General bemerkte plötzlich, daß er heute den jungen Stawrogin zu Pferde getroffen habe... Alle schwiegen sogleich. Der General schnalzte mit den Lippen und begann plötzlich folgenden Vortrag, wobei er eine goldene Tabaksdose, ein Ehrengeschenk, zwischen den Fingern drehte:

„Ich bedaure, daß ich vor einigen Jahren nicht hier war . . . ich war in Karlsbad . . . hm. Dieser junge Mensch, über welchen ich hier damals so viele verschiedenartige Gerüchte angetroffen habe, interessirt mich sehr. Hm. Ist es wahr, daß er verrückt ist? Damals sprach Jemand so. Ich höre plötzlich, daß ihn hier in Gegenwart der Cousine ein Student beleidigt, vor welchem er unter den Tisch kriecht; und gestern höre ich von Stephan Wyßozki, daß Stawrogin sich mit diesem Gaganow geschlagen hat, einzig und allein aus dem edlen Beweggrund, seine Stirn einem wüthenden Menschen darzubieten, nur um ihn los zu werden. Dies gehörte zu den Sitten der Garde in den zwanziger Jahren. Hält er sich hier bei Jemand auf?"

Der General schwieg, als wenn er Antwort erwartete. Die Thüre war der allgemeinen Ungeduld geöffnet.

„Was ist einfacher?" rief plötzlich mit lauter Stimme Julia Michailowna, dadurch angereizt, daß Alle plötzlich wie auf Kommando auf sie ihre Blicke richteten.

„Kann man sich denn darüber wundern, daß Stawrogin sich mit Gaganow geschlagen und dem Studenten nicht geantwortet hat? Konnte er denn seinen früheren Leibeigenen zum Duell fordern?“

Bemerkenswerthe Worte! Ein einfacher und klarer Gedanke, welcher aber bis dahin Niemandem in den Kopf gekommen war. Folgenschwere Worte! Aller Skandal und Klatsch, alles Kleinliche und Anekdotenhafte trat auf einmal in den Hintergrund; eine neue Erscheinung tauchte auf. Es zeigte sich eine neue Persönlichkeit, in welcher sich Alle geirrt hatten, eine Persönlichkeit, mit einer fast idealen Strenge der Begriffe. Tödtlich beleidigt durch den Studenten, einen gebildeten und nicht mehr leibeigenen Menschen, verachtet er die Beleidigung, weil der Beleidiger sein früherer Leibeigener ist. In der Gesellschaft giebt es Lärm und Klatsch; die leichtsinnige Gesellschaft sieht mit Verachtung auf den in's Gesicht geschlagenen Menschen; er verachtet die Meinung der Gesellschaft, welche sich bis zu richtigen Begriffen nicht aufgeschwungen hat, und dennoch über dieselben redet. —

„Und inzwischen sitze ich mit Ihnen, Iwan Alexandrowitsch, da, und rede von richtigen Begriffen,“ bemerkte mit edlem Eifer und Selbstvorwurf ein altes Clubmitglied zu einen anderen.

„Ja, so ist's, Peter Michailowitsch, so ist's,“ bejahte mit Vergnügen der Andere; „Sie sprechen von jungen Leuten. Hier giebt es keine Jugend, Iwan Alexandrowitsch,“ fiel ein Dritter ein, „hier ist nicht von einem jungen Manne die Rede, er ist ein Gestirn, und kein Jüngling; so muß man die Sache auffassen. Ein solcher Mann ist uns auch nöthig, wir sind an Männern arm.“

Die Hauptsache war die, daß der „neue Mensch,“ abgesehen davon, daß er sich als „ein unzweifelhafter Edelmann“ erwiesen hatte, auch noch ein sehr reicher Gutsbesitzer des Gouvernements war, und daher auch als Stütze und Name von Bedeutung erscheinen mußte. Ich

habe übrigens schon früher der Stimmung unserer Gutsbesitzer flüchtig erwähnt.

Man gerieth sogar in Eifer.

„Er hat den Studenten nicht nur nicht gefordert, sondern sogar die Hände zurückgelegt, bemerken Sie dies besonders, Euer Excellenz," machte Einer einen Anderen aufmerksam.

„Und er hat ihn nicht vor ein modernes Gericht schleppen lassen," fügte ein Anderer hinzu.

„Obwohl man ihn vor dem modernen Gerichte wegen „persönlicher" Beleidigung eines Edelmanns, zu fünfzehn Rubeln verurtheilt hätte, ha, ha, ha! — Nein, ich werde Ihnen das ganze Geheimniß der modernen Gerichte sagen," bemerkte ein Dritter in Wuth, „wenn Jemand gestohlen oder betrogen hat, auf der That erwischt und überführt worden ist, dann heißt es: laufe schnell nach Hause, so lange es noch Zeit ist, und schlag' Deine Mutter todt. In einem Augenblick spricht man ihn von Allem frei, und die Damen werden von der Zuschauerbühne aus mit Battisttaschentücher wehen; das ist eine unzweifelhafte Wahrheit!"

„Wahrheit, Wahrheit!"

Ohne Anekdoten konnte es nicht abgehen. Man erinnerte sich an die Verbindungen Nikolaus Wßewolodowitsch's mit dem Grafen K. Die strengen, einzig dastehenden Ansichten des Grafen K. über die letzten Reformen waren bekannt. Auch seine bemerkenswerthe Thätigkeit, welche in der letzten Zeit etwas aufgehört hatte, war bekannt. Und da wurde plötzlich Allen unzweifelhaft, daß Nikolaus Wßewolodowitsch mit einer der Töchter des Grafen K. verlobt, obwohl Nichts zu einem solchen Gerüchte begründete Veranlassung gab. Was die wunderbaren Abenteuer in der Schweiz und Lisaweta Nikolajewna anbetraf, so hörten sogar die Damen auf, ihrer zu erwähnen. Hier muß ich erwähnen, daß gerade während dieser Zeit die Drosdows alle von ihnen bis dahin unterlassenen Besuche gemacht hatten. Lisaweta Nikolajewna fanden bereits Alle unzweifelhaft für ein sehr

gewöhnliches, „mit ihren kranken Nerven sich zierendes“ Mädchen. Ihre Ohnmacht am Tage der Ankunft Nikolaus Wßewolodowitsch's erklärte man jetzt einfach für Schrecken über den unqualifizirbaren Schritt des Studenten. Das Prosaische dieser Ohnmacht, welcher man früher eine phantastische Färbung zu geben gesucht hatte, übertrieb man sogar, und einer lahmen Frau vergaß man völlig; man schämte sich, ihrer zu erwähnen. „Wären es auch hundert lahme Frauenzimmer, — wer ist denn nicht jung gewesen.“ Man hob Nikolaus Wßewolodowitsch's Achtung vor seiner Mutter hervor, man fand an ihm verschiedene Tugenden heraus, mit Anerkennung sprach man von seiner, in vier Jahren auf deutschen Universitäten erworbenen Gelehrsamkeit. Das Benehmen Artenius Pawlowitsch's erklärte man entschieden für taktlos, denn er hätte den Ebenbürtigen und Gleichstehenden nicht verstanden, Julia Michailowna erkannte man mit Entschiedenheit den höchsten Scharfsinn zu.

Auf diese Weise begegneten Alle, bis endlich Nikolaus Wßewolodowitsch selbst erschien, ihm mit der naivsten Ernsthaftigkeit; in allen auf ihn gerichteten Augen waren die ungeduldigsten Erwartungen zu lesen. Nikolaus Wßewolodowitsch hüllte sich sogleich in das strengste Schweigen, wodurch er, natürlich, Alle bei Weitem mehr befriedigte als wenn er wer weiß wie viel gesprochen. Mit einem Worte, Alles glückte ihm, er war in Mode. War Jemand einmal in der Gesellschaft des Gouvernements erschienen, so konnte er sich unmöglich verbergen. Nikolaus Wßewolodowitsch kam wie früher allen gesellschaftlichen Formen des Gouvernements mit Peinlichkeit nach. Man fand ihn nicht heiter; „der Mensch hat gelitten, er ist nicht wie Andere; er hat Grund, nachdenklich zu sein.“ Sogar der Stolz und die launenhafte Unzugänglichkeit, wegen welcher man ihn bei uns vor vier Jahren so sehr gehaßt hatte, wurden jetzt geachtet und gefielen.

Am meisten triumphirte Barbara Petrowna. Ich kann nicht sagen, daß sie über die Zerstörung ihrer Träume

hinsichtlich Lisaweta Nikolojewnas sehr trauerte. Dazu trug jedenfalls auch ihr Familienstolz mit bei. Das Eine war seltsam: Barbara Petrowna glaubte mit voller Bestimmtheit, daß Nikolaus wirklich bei dem Grafen K. eine Wahl getroffen, aber was am merkwürdigsten war, sie glaubte das auf Grund von Gerüchten, welche zu ihr, wie zu Allen, nur zufällig gedrungen waren; sie selbst fürchtete sich, Nikolaus Wßewolodowitsch direkt zu fragen. Zwei bis drei Mal hielt sie es aber nicht aus und warf ihm unter vier Augen, ohne im mindesten zornig zu sein, vor, daß er nicht ganz offen ihr gegenüber sei; Nikolaus Wßewolodowitsch lächelte und setzte sein Schweigen fort, was sie für ein Zeichen der Zustimmung hielt. Eigenthümlicherweise vergaß sie bei alledem niemals des lahmen Frauenzimmers. Der Gedanke an dasselbe lag ihr wie ein Stein, wie ein Alp auf dem Herzen, quälte sie mit schrecklichen Vorgefühlen und Ahnungen, und das alles gleichzeitig mit den Träumen von den Töchtern des Grafen K. Aber hiervon später. Es ist selbstverständlich, daß man in der Gesellschaft wiederum Barbara Petrowna mit außerordentlicher und zuvorkommender Achtung begegnete, aber sie machte sich dies wenig zunutz und fuhr außerordentlich selten aus.

Sie stattete jedoch der Frau des Gouverneurs einen feierlichen Besuch ab. Selbstverständlich war niemand mehr als sie von den obenerwähnten, denkwürdigen, von Julia Michailowna am Abende bei der Adelsmarschallin geäußerten Worte eingenommen und bezaubert; sie hatten ihr vielen Kummer von der Seele genommen und mit einem Male vieles von dem entfernt, was sie seit jenem unglücklichen Sonntage sehr gequält hatte. „Ich habe diese Frau nicht verstanden!“ sagte sie, und geradezu, mit der ihr eigenen, stürmischen Offenheit, erklärte sie Julia Michailowna, daß sie, um ihr zu danken, zu ihr gefahren. Julia Michailowna fühlte sich geschmeichelt, benahm sich aber zurückhaltend. Sie fing in dieser Zeit an, ihren eigenen Werth zu fühlen, möglichenfalls ein wenig allzu

stark. Sie erklärte zum Beispiel mitten im Gespräche, niemals etwas von Stephan Trofimowitsch's Thätigkeit und Gelehrsamkeit gehört zu haben.

„Den jungen Werchowenßki sehe ich allerdings als Gast bei mir und behandele ihn freundlich. Er ist unüberlegt, aber noch jung; übrigens besitzt er gediegene Kenntnisse. Jedenfalls ist er kein verabschiedeter ehemaliger Kritiker."

Barbara Petrowna beeilte sich sogleich zu bemerken, daß Stephan Trofimowitsch niemals Kritiker gewesen, vielmehr sein ganzes Leben in ihrem Hause zugebracht habe. Berühmt durch die der ganzen Welt nur zu gut bekannten Umstände seiner ursprünglichen Karriere und durch seine jüngsten Arbeiten über spanische Geschichte, wolle er auch über den Zustand der heutigen deutschen Universitäten und wie es scheine, auch über die Dresdener Madonna Etwas schreiben. Mit einem Worte, Barbara Petrowna wollte vor Julia Michailowna auf Stephan Trofimowitsch nichts kommen lassen.

„Ueber die Dresdener Madonna? Ist das über die Sixtinische? Chère Barbara Petrowna, ich habe zwei Stunden vor diesem Gemälde gesessen und bin enttäuscht fortgegangen. Ich habe nichts verstanden und war thatsächlich erstaunt. Karmasinow sagt ebenfalls, daß es schwer zu verstehen ist. Jetzt findet niemand etwas daran, weder Russen, noch Engländer. Diesen ganzen Ruf haben nur die alten Leute ausgeschrieen."

„Das ist also eine neue Mode?"

„Und ich glaube auch, daß man unsere jungen Leute nicht verachten darf. Man schreit, daß sie Kommunisten sind, aber meiner Ansicht nach muß man sie schonen, und schätzen. Ich lese jetzt Alles, Zeitungen, Aufsätze über Kommunen, naturwissenschaftliche Sachen, — ich empfange Alles, weil man doch schließlich wissen muß, wo man lebt und womit man zu thun hat. Man kann doch nicht sein ganzes Leben dem Fluge seiner Phantasie folgen. Ich bin zu dem Resultate gelangt, und habe es mir zur

Regel gemacht, die jungen Leute freundlich zu behandeln und sie grade dadurch in den Schranken zu halten. Glauben Sie nur, Barbara Petrowna, daß nur wir, die Gesellschaft, durch unsern wohlthätigen Einfluß und insbesondere durch Freundlichkeit die jungen Leute von dem Abgrunde zurückhalten können, in welchen sie die Intoleranz aller dieser Alten stürzt. Uebrigens freue ich mich, durch Sie von Stephan Trofimowitsch erfahren zu haben. Sie geben mir einen Gedanken ein: Stephan Trofimowitsch kann bei unserer litterarischen Vorlesung nützlich sein. Ich arrangire, müssen Sie wissen, auf Subskription und zum Besten armer Lehrerinnen aus unserem Gouvernement, einen großen Vergnügungstag. Sie sind in ganz Rußland verstreut; man zählt ihrer sechs blos aus unserm Kreise; außerdem giebt es zwei Telegraphistinnen, zwei andere Frauen lernen an der Akademie, die übrigen wünschten es thun zu können, haben aber nicht die Mittel dazu, das Loos des russischen Weibes ist schrecklich, Barbara Petrowna! Man macht daraus jetzt eine Universitätsfrage, sogar eine Sitzung des Staatsrathes hat deshalb stattgefunden. In unserem seltsamen Rußland kann man Alles machen, was man will. Und daher könnten wir durch bloße Freundlichkeit und unmittelbare warme Theilnahme der ganzen Gesellschaft dieses große allgemeine Werk auf den richtigen Weg bringen. O Gott, es giebt doch viele glänzende Persönlichkeiten bei uns! Sie sind jedenfalls vorhanden, aber verstreut. Wir wollen uns aneinander schließen und werden dadurch stärker werden. Mit einem Worte, bei mir wird zuerst eine litterarische Morgenunterhaltung sein, dann wird ein leichtes Frühstück folgen, nach diesem wird eine Pause sein, und am Abend desselben Tages wird ein Ball stattfinden. Wir wollten den Abend mit lebenden Bildern beginnen, aber die Kosten würden sich zu hoch belaufen, und daher werden für das Publikum eine oder zwei Quadrillen getanzt werden, und zwar in Masken und charakteristischen Kostümen, welche bestimmte litterarische Richtungen darstellen. Diesen scherz-

haften Gedanken hat Karmasinow angeregt; er hilft mir viel. Wissen Sie, er wird uns sein letztes Werk, welches noch Niemand kennt, vorlesen. Er legt die Feder fort und wird nicht mehr schreiben; dieser letzte Aufsatz ist sein Abschied vom Publikum, eine vorzügliche kleine Arbeit mit dem Titel: „Merci." Ein französischer Titel, welchen er aber scherzhafter und sogar feiner findet. Ich selbst sogar habe ihn angerathen. Ich denke, Stephan Trofimowitsch könnte ebenfalls Etwas vorlesen, wenn es nur kurz und nicht allzu gelehrt wäre. Ich glaube, Peter Stephanowitsch und noch Jemand werden auch lesen. Peter Stephanowitsch wird zu Ihnen kommen und Ihnen das Programm mittheilen; noch besser ist es, wenn Sie mir selber erlauben, es Ihnen zu überbringen."

„Und Sie werden mir erlauben, mich auf Ihrer Liste zu unterzeichnen. Ich werde Stephan Trofimowitsch Mittheilung machen und ihn selber bitten."

Barbara Petrowna kehrte völlig bezaubert nach Hause zurück; sie vertheidigte Julia Michailowna bis aufs Aeußerste und war gegen Stephan Trofimowitsch ungemein aufgebracht; aber der Arme saß zu Hause und wußte nichts.

„Ich bin in sie verliebt, ich begreife nicht, wie ich mich in dieser Frau so irren konnte", sagte sie zu Nikolaus Wßewolodowitsch und zu Peter Stephanowitsch, welcher am Abend zu ihr kam.

„Aber Sie werden sich mit dem Alten versöhnen müssen", meinte Peter Stephanowitsch; „er ist in Verzweiflung. Sie haben ihn vollständig in die Küche verbannt. Gestern begegnete er Ihren Wagen, grüßte Sie, und Sie wandten sich ab. Wissen Sie, wir wollen ihn aus seiner Einsamkeit herausreißen; ich habe noch einige Abrechnungen mit ihm zu machen, und er kann noch nützlich sein."

„O, er wird einen Vortrag halten."

„Ich spreche nicht hiervon. Ich wollte selbst heute zu ihm gehen. Soll ich es ihm mittheilen?"

„Wenn Sie wollen. Ich weiß übrigens nicht, wie Sie dies einrichten werden", entgegnete sie unentschlossen. — „Ich hatte die Absicht, mich selbst ihm gegenüber zu erklären und wollte Tag und Ort bestimmen." Sie runzelte stark die Stirn.

„Nun, den Tag zu bestimmen, lohnt sich nicht erst. Ich werde es ihm einfach sagen."

„Meinetwegen, sagen Sie es ihm. Fügen Sie übrigens hinzu, daß ich ihm jedenfalls einen Tag bestimmen werde. Fügen Sie dies unter allen Umständen hinzu."

Peter Stephanowitsch entfernte sich lächelnd. Ueberhaupt war er, soweit ich mich erinnere, während dieser Zeit ganz besonders boshaft, und erlaubte sich ein ganz unerträgliches Benehmen, fast Jedem gegenüber. Eigenthümlicher Weise verziehen ihm dies alle. Ueberhaupt hatte sich die Meinung befestigt, daß man ihn nicht wie andere Menschen beurtheilen dürfe. Ich bemerke, er war über Nikolaus Wßewolodowitsch' Duell außerordentlich ergrimmt. Dasselbe hatte ihn unerwartet getroffen; er war sogar grün im Gesichte geworden, als man ihm davon erzählte. Hierbei litt vielleicht seine Eigenliebe; er erfuhr vom Duell erst am folgenden Tage, als es bereits Allen bekannt war.

„Aber Sie hatten ja kein Recht sich zu schlagen," flüsterte er Stawrogin am fünften Tage zu, als er ihn im Klub zufällig traf. Merkwürdiger Weise hatten sie sich während dieser fünf Tage nirgends getroffen, obwohl Peter Stephanowitsch fast täglich bei Barbara Petrowna vorgesprochen war.

Nikolaus Stawrogin sah ihn schweigend mit einem zerstreuten Blick an, als wenn er nicht begriffe worum es sich handelte, und ging ohne stehen zu bleiben durch den großen Klubsaal nach dem Büffet.

„Sie sind auch bei Schatow gewesen . . . Sie wollen Marja Timofejewna öffentlich als ihre Frau erklären,"

mit diesen Worten lief er hinter ihm her und faßte ihn zerstreut an der Schulter.

Nikolaus Wßewolodowitsch schüttelte plötzlich seine Hand von sich ab und wandte sich schnell mit drohend gerunzelter Stirn nach ihm um. Peter Stephanowitsch sah ihn mit einem seltsamen, langen Lächeln an. Das Ganze dauerte nur einen Augenblick. Nikolaus Wßewolodowitsch ging weiter.

II.

Peter Stephanowitsch ging sogleich und schnell von Barbara Petrowna zum Vater; wenn er sich so beeilte, so geschah es nur aus Grimm, um eine frühere Beleidigung zu rächen, von welcher ich bis dahin keine Ahnung gehabt hatte. Die Sache war die, daß bei ihrem letzten Zusammensein am Donnerstage vergangener Woche Stephan Trofimowitsch, welcher übrigens selber Streit angefangen, seinen Sohn schließlich mit dem Stocke herausgejagt hatte. Diese Thatsache hatte er mir verheimlicht; aber kaum war jetzt Peter Stephanowitsch mit seinem beständigen, so naiv hochmüthigen Lächeln und mit seinem unangenehm neugierigen, in allen Winkeln herumschweifenden Blick in aller Eile eingetreten, als mir sogleich Stephan Trofimowitsch einen Wink gab, im Zimmer zu bleiben. Auf diese Weise wurden mir die Beziehungen beider klar, denn diesmal hörte ich das ganze Gespräch.

Stephan Trofimowitsch saß zurückgebeugt auf einem Divan. Seit jenem Donnerstage war er mager und gelb geworden. Peter Stephanowitsch setzte sich in der familiärsten Weise neben ihn, indem er unceremoniös die Beine übereinander kreuzte, wobei er auf dem Divan mehr Platz einnahm, als die Achtung vor dem Vater erforderte. Stephan Trofimowitsch rückte schweigend und würdevoll zur Seite.

Auf dem Tische lag ein aufgeschlagenes Buch. Es war der Roman: Was thun?*) O weh, ich muß eine eigenthümliche Schwäche unseres Freundes eingestehen: Der Traum davon, daß er die Einsamkeit verlassen und das letzte Treffen liefern müsse, hatte immer mehr und mehr die Oberhand in seiner verführten Einbildungskraft gewonnen. Ich errieth, daß er den Roman nur deshalb sich besorgt habe und auswendig lerne, um im Falle des unzweifelhaften Zusammentreffens mit „Ausgebrüteten" im Voraus ihre Taktik und ihre Argumente nach ihrem eigenen „Katechismus" zu kennen und, auf diese Weise vorbereitet, sie alle vor Barbara Petrowna's Augen glänzend zu widerlegen. O, wie ihn dieses Buch quälte! Er warf es bisweilen in Verzweiflung fort, und vom Platze aufgesprungen, ging er fast bewußtlos im Zimmer umher.

„Ich gebe zu, daß die Grundidee des Verfassers richtig ist," sagte er aufgeregt zu mir, „aber das ist um so schrecklicher! Es ist unsere Idee, gerade die unsrige; wir haben als die Ersten sie gepflanzt, aufgezogen und vorbereitet, — ja, was könnte man noch Neues nach uns sagen! Aber mein Gott, wie ist dies alles ausgedrückt, entstellt und verunstaltet!" rief er aus, indem er mit den Fingern auf das Buch klopfte. — „Haben wir nach solchen Resultaten gestrebt? Wer kann den ursprünglichen Gedanken darin wiedererkennen?"

„Du klärst Dich wohl auf?" fragte lächelnd Peter Stephanowitsch, indem er das Buch vom Tische nahm und den Titel las. „Es wäre schon längst Zeit gewesen. Ich werde Dir noch Besseres bringen, wenn Du willst."

Stephan Trofimowitsch schwieg wiederum würdevoll. Ich saß in einer Ecke auf dem Sopha.

Peter Stephanowitsch erklärte schnell den Grund seines Kommens. Stephan Trofimowitsch wurde selbstverständlich

*) Von dem als politischen Verbrecher mit Verbannung bestraften, und bei der russischen Jugend in hohem Ansehen stehenden Schriftsteller: N. Tschernyschewski.

über die Maßen betroffen und hörte mit Schrecken, welcher sich mit außerordentlichem Mißvergnügen mischte, zu.

„Und Julia Michailowna rechnet also darauf, daß ich bei ihr etwas vorlesen werde?"

„Das heißt, Du bist eigentlich gar nicht so nöthig. Im Gegentheil, man ist nur freundlich gegen Dich, um sich dadurch bei Barbara Petrowna einzuschmeicheln. Aber Du wirst auch selbst nicht wagen die Vorlesung zu verweigern. Du selbst, glaube ich, sehnst Dich darnach," bei diesen Worten lächelte er; „ihr alle Alten habt höllischen Ehrgeiz. Aber höre, Du darfst nicht sehr langweilig sein. Hast Du eine Arbeit hier, vielleicht über spanische Geschichte? Gieb sie mir auf drei Tage zur Durchsicht und Du wirst mich gut einschläfern."

Die starke und allzu offene Grobheit dieser verletzenden Bemerkungen war klarerweise beabsichtigt. Der Redner schien mit Stephan Trofimowitsch in feinerer Sprache nicht sprechen zu können. Stephan Trofimowitsch fuhr beharrlich fort die Beleidigungen nicht zu bemerken. Aber die mitgetheilten Ereignisse brachten auf ihn einen immer mehr und mehr erschütternden Eindruck hervor.

„Und sie selbst, sie selbst, hat mir dies durch Dich überbringen lassen?" fragte er erbleichend.

„Das heißt, siehst Du, sie will Dir Tag und Ort für eine gegenseitige Erklärung bestimmen; das ist der Rest Eurer Sentimentalität. Du hast zwanzig Jahre lang mit ihr kokettirt und sie an die lächerlichsten Streiche Deinerseits gewöhnt. Aber beruhige Dich, jetzt hat das vollständig aufgehört; sie selbst sagt jeden Augenblick, daß sie erst jetzt Dich zu durchschauen angefangen. Ich habe ihr geradezu erklärt, daß diese Eure ganze Freundschaft nur ein gegenseitiger Spülichterguß war. Sie hat mir viel, mein Lieber, erzählt; pfui, welche Bedientenstelle hast Du die ganze Zeit über bekleidet!"

„Ich habe eine Bedientenstelle bekleidet?" konnte Stephan Trofimowitsch nicht umhin zu sagen.

„Du hast noch Schlimmeres gethan, Du bist Kost-

gänger, das heißt ein freiwilliger Bedienter gewesen! Zu faul, um zu arbeiten, haben wir doch Appetit nach dem lieben Gelde. Das begreift sie jetzt; mindestens hat sie sehr viel von Dir erzählt. Nun, mein Lieber, wie habe ich über Deine Briefe an sie lachen müssen! sie sind beschämend und widerwärtig. Aber Du bist eben recht verdorben, total verdorben! Almosen hat immer etwas Verderbliches — Du bist ein klares Beispiel!"

„Sie hat Dir meine Briefe gezeigt?"

„Alle. Aber wie soll man sie durchlesen? Pfui, wie viel Papier hast Du voll geschrieben, ich glaube, es sind mehr als zweitausend Briefe. . . Aber weißt Du, Alter, ich glaube, es hat einmal den Augenblick gegeben, da sie bereit war, Dich zu heirathen. Auf die dümmste Weise hast Du Dir die Gelegenheit entgehen lassen. Ich spreche allerdings von meinem Gesichtspunkte aus, aber immerhin wäre es damals besser gewesen als jetzt, da man Dich aus Spaß und zur Unterhaltung gegen Bezahlung zum Bräutigam mit „fremdem Sünden" macht."

„Gegen Bezahlung! Sie sagt: gegen Bezahlung!" rief Stephan Trofimowitsch schmerzlich und laut aus.

„Nun, was ist da weiter? Was ist Dir? ich habe Dich vertheidigt. Das ist ja der einzige Weg Dich zu rechtfertigen. Sie begreift selbst, daß Du, wie Jeder, Geld bedarfst, und von diesem Gesichtspunkte aus Recht hast. Ich habe ihr, so klar, wie zwei mal zwei vier ist, bewiesen, daß ihr zu Eurem beiderseitigen Vortheil gelebt habt; sie als die Kapitalistin, und Du als ihr sentimentaler Narr. Wegen des Geldes zürnt sie Dir nicht, obwohl Du sie wie eine Ziege gemolken hast. Sie ist nur deshalb wüthend, weil sie Dir zwanzig Jahre lang geglaubt hat, und Du sie bei ihrem Edelmuthe so betrogen und veranlaßt hast, so lange zu lügen. Daß sie selber gelogen hat, wird sie niemals einräumen, aber dafür soll es Dir jetzt doppelt schlecht gehen. Ich begreife nicht, wie Du nicht geahnt hast, daß Du einmal wirst Rechenschaft ablegen müssen. Du hast ja doch immer noch etwas Verstand. Gestern

habe ich ihr angerathen, Dich in ein Armenhaus zu geben, aber beruhige Dich, in ein recht gutes; darin liegt keine Beleidigung; sie wird es, wie ich glaube, auch thun. Erinnerst Du Dich an Deinen letzten Brief an mich nach dem G—'schen Gouvernement vor drei Wochen?"

„Hast Du ihn denn ihr gezeigt?" Stephan Trofimowitsch sprang erschrocken auf.

„Nun, weshalb denn nicht? Es war das allererste was ich that. Es ist derselbe, in welchem Du mich benachrichtigst, daß sie, mit Neid auf Dein Talent, Dich ausbeute, und in welchen Du von „fremden Sünden" sprachst. Aber à propos, mein Lieber, Du hast eine gewaltige Selbstliebe! Ueberhaupt sind Deine Briefe sehr langweilig; Du hast einen schrecklichen Stil. Ich habe sie gar nicht gelesen und einer liegt noch jetzt unaufgebrochen bei mir da; ich werde ihn Dir morgen zuschicken. Aber dieser Dein letzter Brief, — der ist der Gipfel der Vollendung. Wie laut habe ich gelacht, wie laut habe ich gelacht!"

„Ungeheuer, Ungeheuer!" schrie mit klagendem Tone Stephan Trofimowitsch.

„Pfui Teufel! Man kann mit Dir nicht reden. Höre, fühlst Du Dich wiederum beleidigt wie am vergangenen Donnerstage:"

Stephan Trofimowitsch richtete sich drohend in die Höhe.

„Wie kannst Du wagen, mit mir in einer solchen Sprache zu reden?"

„In was für einer Sprache? In einer einfachen und klaren."

„Aber sage mir endlich, Ungeheuer, bist Du mein Sohn oder nicht?"

„Das mußt Du am Besten wissen. Allerdings ist in einem solchen Falle jeder Vater zur Verblendung geneigt."

„Schweige, schweige!" Stephan Trofimowitsch zitterte am ganzen Körper.

„Siehst Du, Du schreist und schimpfst wie am vergangenen Donnerstage, Du wolltest Deinen Stock wider

mich erheben; ich suchte damals ein Dokument. Aus Neugierde stöberte ich den ganzen Abend im Koffer herum. Allerdings fand ich nichts Besonderes, Du kannst Dich trösten. Das Beste war ein Briefchen meiner Mutter an jenen Polacken. Aber nach ihrem Charakter zu schließen . . ."

„Noch ein Wort, und ich gebe Dir eine Ohrfeige."

„So sind die Menschen!" wendete sich plötzlich Peter Stephanowitsch zu mir. „Sehen Sie, das schreibt sich bei uns noch vom vergangenen Donnerstag her. Ich bin froh, daß Sie wenigstens jetzt hier sind und die Sache beurtheilen können. Zunächst bemerken Sie folgende Thatsache: er macht mir Vorwürfe, daß ich so von der Mutter spreche; aber hat er mir nicht den Anlaß dazu gegeben? Hat er mich nicht, als ich in Petersburg noch Gymnasiast war, oft zwei Mal in der Nacht aufgeweckt, mich umarmt und wie ein altes Weib geweint; und was, glauben Sie, hat er mir in solchen Nächten erzählt? Eben unzüchtige Anekdoten von meiner Mutter! Ich habe sie von ihm zuerst gehört."

„O, damals habe ich dies in einem höheren Sinne gemeint! O, Du hast mich nicht verstanden. Nichts, nichts hast Du verstanden!"

„Aber immerhin sind diese Deine Gedanken gemeiner als die meinigen, ja gemeiner, gieb das nur zu. Siehst Du, wenn Du willst, ist mir Alles gleichgültig: Von meinem Gesichtspunkte aus klage ich die Mutter nicht an, darüber kannst Du ruhig sein; ob Du oder der Pole mein Vater gewesen, das ist mir gleichgültig. Ich bin nicht Schuld daran, daß es bei Euch in Berlin so dumm hergegangen ist. Es hätte bei Euch etwas verständiger hergehen können. Seid Ihr also nicht lächerlich? Und ist es Dir nicht ganz gleichgültig, ob ich Dein Sohn bin, oder nicht? Hören Sie," so wandte er sich wiederum zu mir, „er hat sein ganzes Leben lang keinen Rubel für mich ausgegeben, mich bis zu meinem sechszehnten Jahre gar nicht gekannt, dann hat er mich hier geplündert, und jetzt schreit er, daß er sein ganzes Leben lang meinetwegen

herzkrank gewesen, und geberdet sich vor mir wie ein Schauspieler. Ich bin ja doch nicht Barbara Petrowna, Gott bewahr mich davor."

Er stand auf und ergriff seinen Hut.

„Ich verfluche Dich von nun an als meinen Sohn," ganz bleich wie der Tod streckte Stephan Trofimowitsch seine Arme über ihn aus.

„Auf welche Dummheit doch der Mensch verfällt!" rief verwundert Peter Stephanowitsch aus, „und nun lebe wohl, Alter, ich werde niemals mehr zu Dir kommen; liefere den Aufsatz nur bald, vergiß es nicht; und bemühe Dich, wenn Du es kannst, ihn ohne Unsinn zu schreiben; nur Thatsachen, weiter nichts als Thatsachen sind nöthig; aber die Hauptsache ist, fasse Dich kurz. Lebe wohl."

III.

Uebrigens lagen hier auch andere Veranlassungen vor. Peter Stephanowitsch führte gegen seinen Vater Etwas im Schilde. Meiner Ansicht nach wollte er den Alten zur Verzweiflung bringen und ihn dadurch zu einem offenbaren, bestimmten Skandal veranlassen. Dies war ihm für fernere, anderweitige Zwecke, von welchem später die Rede sein wird, nothwendig. Er trug sich damals mit einer außerordentlichen Menge ähnlicher verschiedener Absichten und Entwürfe, welche allerdings fast Alle phantastisch waren. Er hatte noch einen anderen Märtyrer als Stephan Trofimowitsch, im Auge. Ueberhaupt wurden Viele durch ihn zu Märtyrern, wie sich in der Folge erwies; aber Derjenige, auf welchen er es besonders abgesehen hatte, war der Herr von Lembke.

Andreas Antonowitsch von Lembke gehört dem (von der Natur) begünstigten Volksstamme an, von welchem man, nach dem Kalender, in Rußland einige hunderttausend

Angehörige zählt, und welcher vielleicht es selbst nicht weiß, daß er durch seine ganze Masse einen streng organisirten Bund bildet. Es versteht sich, daß der Bund kein geplanter und absichtlicher ist, aber er existirt an und für sich in dem ganzen Volksstamm ohne Worte und Verabredung, wie etwas sittlich Obligatorisches, und besteht in der immer, überall und unter allen Umständen stattfindenden gegenseitigen Unterstützung aller Angehörigen dieses Volksstammes. Andreas Antonowitsch hatte die Ehre gehabt, auf einer der höheren russischen Lehranstalten erzogen zu werden, welche von jungen Leuten aus den angesehensten oder reichsten Familien besetzt sind. Die Zöglinge dieser Anstalt wurden fast sogleich nach Beendigung des Kursus dazu bestimmt, ziemlich bedeutende Stellungen in einem Zweige des Staatsdienstes einzunehmen. Andreas Antonowitsch hatte einen Onkel, der Ingenieuroberst war, und einen anderen, der Bäcker war, aber er drängte sich auf die höhere Schule und traf in ihr ziemlich viele Stammesgenossen. Er war auch ein recht munterer Kamerad; er lernte recht schwer, aber Alle liebten ihn. Und als bereits in den höheren Klassen viele junge Leute, besonders Russen, gelernt hatten, über sehr hohe Fragen der Gegenwart mit einer solchen Miene zu urtheilen, als ob man nur auf ihre Entlassung von der Schule zu warten habe, und sie würden die ganze Fragen erledigen, beschäftigte sich Andreas Antonowitsch noch immer mit den unschuldigsten Schülerstreichen. Er brachte Alle zum Lachen, durch allerdings nicht sehr kluge, cynische Streiche; aber er hatte sich dies zum Ziel gesetzt. Bald schnäuzte er sich in erstaunlicher Weise, wenn sich der Lehrer während des Unterrichts mit einer Frage an ihn wandte, wodurch er die Kameraden und den Lehrer zum Lachen brachte; bald stellte er im Schlafsaale unter allgemeinem Händeklatschen ein cynisches lebendes Bild dar; bald gab er nur mit seiner Nase (und ziemlich geschickt) die Ouvertüre aus Fra Diavolo zum Besten. Er zeichnete sich auch durch

absichtliche Unsauberkeit aus, indem er dies geistreich fand. Im letzten Jahre fing er an russische Verse zu schreiben. Seine Muttersprache beherrschte er nur sehr ungrammatikalisch wie viele seiner Stammesgenossen in Rußland. Diese poetische Neigung brachte ihn mit einem mürrischen und wenig beachteten Kameraden, einem Russen, dem Sohne eines armen Generals, zusammen, welcher auf der Anstalt als ein großer zukünftiger Schriftsteller galt. Dieser übernahm es, ihn zu protegiren. Aber drei Jahre nach Abgang von der Anstalt traf dieser mürrische Kamerad, welcher seine dienstliche Laufbahn der russischen Litteratur zu Liebe aufgegeben und in Folge dessen nunmehr in zerrissenen Stiefeln und zähneklappernd vor Kälte in einem Sommerüberzieher im Spätherbste einherstolzirte, plötzlich zufällig an der Anitschkowbrücke seinen früheren protegé Lembka, wie ihn Alle auf der Anstalt genannt hatten. Und wie war die Begegnung? Er erkannte ihn sogar vom ersten Blicke ab nicht wieder und blieb erstaunt stehen. Vor ihm stand ein untadelhaft gekleideter junger Mann, mit einem bewunderungswürdig abgetheilten Backenbarte von röthlicher Färbung, mit einem Nasenklemmer, in Lackstiefeln, in den hellsten Handschuhen, mit einem weiten Ueberzieher von Scharmer und mit einer Mappe unter dem Arm. Lembka sprach freundlich mit dem ehemaligen Schulkameraden, gab ihm seine Adresse und lud ihn auf einen Abend zu sich ein. Es zeigte sich auch, daß er nicht mehr Lembka, sondern von Lembka war. Der Kamerad ging aber dennoch, vielleicht nur aus Malice, zu ihm. Auf der ziemlich unschönen und durchaus nicht luxuriösen, aber mit rothem Tuche belegten Treppe begegnete ihm ein Portier, der ihn fragte zu wem er wolle. Laut ertönte eine Klingel nach Oben. Aber anstatt der Reichthümer, welche der Besucher anzutreffen erwartet, fand er seinen Lembka in einem sehr kleinen Hinterzimmer, welches ein dunkles und altmodisches Aussehen hatte, durch einen großen dunkelgrünen Vorhang in zwei Theile getrennt, mit weichen, aber sehr alten dunkelgrünen Möbeln

ausgestattet war und dunkelgrüne Rouleaux an schmalen und hohen Fenstern hatte. Von Lembka wohnte bei einem sehr weitläufigen Verwandten, einem ihn protegirenden General. Er begegnete seinem Gast zuvorkommend, war ernsthaft und ausgesucht höflich. Sie sprachen auch über Litteratur, aber in gemessenen Grenzen. Ein Bedienter in weißer Kravatte präsentirte dünnen Thee mit kleinem, trockenem, rundem Gebäck. Der Kamerad bat aus Malice um Selterwasser. Es wurde ihm gebracht, aber mit einigem Zögern, wobei Lembka verwirrt zu werden schien, indem er den Bedienten ein überflüssiges Mal rief und ihm die Besorgung des Selterwassers befahl. Uebrigens bot er selbst dem Gast keinen Imbiß an, und war augenscheinlich zufrieden, als dieser ihn ausschlug und schließlich fortging. Kurz und gut, Lembka hatte seine Karriere begonnen, und lebte bei einem Stammesgenossen, der aber ein angesehener General war.

In dieser Zeit schmachtete er nach der fünften Tochter des Generals und traf, wie es schien, auf Gegenseitigkeit. Aber dennoch verheirathete man Amalie, als die Zeit gekommen, an einen alten deutschen Fabrikbesitzer, einen langjährigen Freund des alten Generals. Andreas Antonowitsch weinte nicht sehr, sondern leimte sich aus Papier ein Theater zusammen. Der Vorhang ging auf, Schauspieler traten auf und gestikulirten mit den Händen; in den Logen saß Publikum, das Orchester, durch eine Maschinerie bewegt, strich mit Geigenbogen auf Violinen, der Kapellmeister bewegte den Taktstock, und im Parterre klatschten Kavaliere und Offiziere in die Hände. Das Ganze war aus Papier gemacht, von Lembke selber ausgedacht und gearbeitet; er hatte ein halbes Jahr darüber gesessen. Der General arrangirte expreß eine intime Abendgesellschaft, in welcher das Theater zur Ansicht ausgestellt wurde; alle fünf Generalstöchter mit der neu vermählten Amalie, ihr Fabrikbesitzer und viele Fräuleins und Frauen mit ihren Deutschen sahen sich das Theater

aufmerksam an und lobten es; dann wurde getanzt. Lembke war sehr zufrieden und bald getröstet.

Die Jahre vergingen und er machte Karriere. Er bekleidete immer wichtige Stellen und immer unter Vorgesetzten, welche seine Stammesgenossen waren, und schließlich erreichte er einen, für seine Jahre sehr bedeutenden Rang. Schon längst hatte er heirathen wollen und sich vorsichtig umgesehen. Im Geheimen vor seinen Vorgesetzten hatte er eine Erzählung an die Redaktion eines Journals geschickt, man hatte sie aber nicht abgedruckt. Dafür leimte er einen ganzen Eisenbahnzug zusammen; und wiederum kam eine recht gelungene Arbeit heraus; das Publikum ging aus dem Wartesaal mit Koffern und Taschen, mit Kindern und Hunden, und strömte nach den Waggons. Schaffner und Eisenbahnbedienstete gingen umher, die Glocke ertönte, das Signal wurde gegeben und der Zug setzte sich in Bewegung. Ueber dieser klugen Arbeit hatte er ein ganzes Jahr gesessen. Aber dennoch mußte er sich verheirathen. Sein Bekanntschaftskreis war ziemlich ausgebreitet, besonders in der deutschen Gesellschaft; aber er verkehrte auch in russischen Cirkeln, natürlich unter Beamten. Schließlich, als er das achtunddreißigste Lebensjahr zurückgelegt hatte, erhielt er auch eine Erbschaft. Sein Onkel, der Bäcker, starb und hinterließ ihm testamentarisch dreizehntausend Rubel. Herr von Lembke war trotz der ziemlichen Höhe seiner dienstlichen Stellung ein sehr bescheidener Mensch. Er würde sich sehr gern mit einer kleinen selbstständigen Staatsstellung, wenn sie eine von seinen Bestimmungen abhängige Verwendung fiskalischen Holzes mit sich gebracht hätte, oder mit einer sonstigen einträglichen Stellung dieser Art sein ganzes Leben lang begnügt haben. Aber da stieß er plötzlich, anstatt auf eine erwartete Minna oder Ernestine, auf Julia Michailowna. Seine dienstliche Stellung wurde mit einem Male um eine Stufe gehoben. Der bescheidene und gewissenhafte von Lembke fühlte, daß auch er ehrgeizig sein könne. —

Julia Michailowna hatte nach alter Rechnung zweihundert Seelen, und außerdem erfreut sie sich hoher Protektion. Anderseits war Lembke ein hübscher Name, und sie hatte bereits vierzig Jahr überschritten. Es ist merkwürdig, daß er je mehr er sich Bräutigam fühlte, um so mehr sich in sie verliebte. Am Morgen des Hochzeitstages schickte er ihr Verse zu. Dies alles gefiel ihr sehr, auch die Verse; vierzig Jahre sind kein Spaß. In kurzer Zeit erhielt er einen bestimmten Rang und Orden, und wurde darauf zu unserm Gouverneur bestimmt.

Als sie sich zur Abreise in unser Gouvernement rüsteteten, bearbeitete Julia Michailowna fleißig ihren Gatten. Ihrer Meinung nach war er nicht ohne Fähigkeiten, verstand es unter Menschen sich zu zeigen, konnte tiefsinnig zuhören und schweigen, hatte sehr feine Manieren, konnte sogar Reden halten, hatte auch einige Splitter und Spuren von Gedanken und glänzte durch den neuesten unumgänglichen Liberalismus. Aber dennoch beunruhigte es sie, daß er sehr wenig von sich eingenommen war und nach einem langen, ewigen Streben, Karriere zu machen, das Bedürfniß nach Ruhe zeigte. Sie wollte ihm ihren eigenen Ehrgeiz einflößen, und da begann er plötzlich eine Kirche zusammenzuleimen: der Geistliche tritt vor, um die Predigt zu halten, die Gläubigen hören mit andächtig gefalteten Händen zu, eine Dame wischt sich mit ihrem Taschentuche die Thränen ab, ein Alter schnäuzt sich, und gegen das Ende ertönt eine, trotz aller Kosten aus der Schweiz verschriebene kleine Orgel. Kaum hatte Julia Michailowna von der Arbeit erfahren, als sie sogleich, sogar mit eines gewissen Furcht, dieselbe fortnahm und bei sich in ein Fach einschloß; dafür erlaubte sie ihm Romane, allerdings nur im Geheimen, zu schreiben. Seit dieser Zeit hatte sie gradezu angefangen, sich nur auf sich selbst zu verlassen. Das Unglück hierbei war das, daß sie sehr unüberlegt war und wenig Maß kannte. Das Geschick hatte sie zu lange alte Jungfer bleiben lassen. Jetzt blitzte Idee nach Idee in ihrem ehrgeizigen und

etwas aufgeregtem Kopfe auf. Sie trug sich mit verschiedenen Gedanken, sie wollte entschieden das Gouvernement verwalten, träumte davon, sogleich umringt zu werden und wählte sich eine bestimmte politische Richtung. Von Lembke erschrak sogar ein wenig, obwohl er bald mit seinem Takte eines Beamten errieth, daß er für seine Gouvernementsthätigkeit nichts zu fürchten habe. Die ersten zwei bis drei Monate verflossen sehr zufriedenstellend. Aber da drängte sich Peter Stephanowitsch ein und etwas Seltsames ereignete sich.

Die Sache war die, daß der junge Werchowenßki vom ersten Schritte ab eine entschiedene Unehrerbietigkeit gegenüber Andreas Antonowitsch an den Tag legte, und sich eigenthümliche Rechte über ihn anmaßte, und daß Julia Michailowna, welche sonst so eifersüchtig auf die Bedeutung ihres Gatten war, dies durchaus nicht bemerken wollte, ihm wenigstens keine Bedeutung beilegte. Der junge Mensch wurde ihr Liebling, aß, trank und schlief fast immer im Hause. Von Lembke suchte sich des Eindringlings zu erwehren, nannte ihn vor den Leuten einen „jungen Menschen", klopfte ihm mit Gönnermiene auf die Schulter, imponirte ihm aber dadurch keineswegs; Peter Stephanowitsch lachte selbst, wenn er ernsthaft zu sprechen schien, ihm fast in's Gesicht, und sagte ihm in Anwesenheit Anderer die unerwartetsten Dinge. Eines Tages nach Hause gekommen, fand von Lembke den jungen Menschen in seinem Arbeitszimmer, uneingeladen auf dem Sopha schlafend vor. Der erklärte, er habe ihn besuchen wollen, und sei, da er ihn nicht angetroffen, zufällig eingeschlafen. Von Lembke fühlte sich beleidigt und beklagte sich wiederum bei seiner Gattin; diese lachte nur über seine Gereiztheit und bemerkte spitz, daß er selbst augenscheinlich nicht verstehe, den richtigen Standpunkt zu wahren, mit ihr wenigstens erlaube sich dieser Knabe niemals eine Vertraulichkeit, übrigens sei er naiv und frisch, wenn auch ohne gesellschaftliche Formen. Von Lembke ließ sich beruhigen. Dieses Mal versöhnten sich beide.

Peter Stephanowitsch bat nicht etwa um Entschuldigung, sondern half sich durch einen groben Spaß hinaus, welchen man bei anderer Gelegenheit für eine neue Beleidigung hätte halten können, aber im gegenwärtigen Falle für Reue hielt. Die schwache Stelle bei Andreas Antonowitsch bestand darin, daß er gleich von Anfang ab einen Fehler begangen, nämlich ihm seinen Roman mitgetheilt hatte. Da er sich in ihm einen feurigen jungen Mann mit Poesie vorgestellt und schon längst von einem Zuhörer geträumt, hatte er bereits in den ersten Tagen der Bekanntschaft ihm eines Abends zwei Kapitel vorgelesen. Der hatte zugehört, ohne seine Langeweile zu verbergen, unhöflich gegähnt, kein Wort des Lobes gesagt, aber beim Fortgehen um das Manuskript gebeten, um sich zu Hause mit Muße eine eigene Meinung zu bilden; Andreas Antonowitsch hatte es ihm gegeben. Seitdem hatte er trotz tagtäglicher Besuche das Manuskript nicht zurückgestellt, und auf die Frage nach ihm nur mit Lachen geantwortet; endlich hatte er erklärt, es damals auf der Straße verloren zu haben. Als Julia Michailowna hiervon erfuhr, gerieth sie in heftigen Zorn gegen ihren Gemahl.

„Hast Du ihm nicht auch von der Kirche erzählt?" fragte sie fast erschrocken.

Von Lembke fing entschieden an nachzudenken, aber das war ihm schädlich und von den Aerzten verboten. Abgesehen davon, daß sich viele Sorgen für ihn im Gouvernement zeigten, worüber wir später sprechen werden, gab es hier noch einen besonderen Grund zum Nachdenken, es litt sogar sein Herz, und nicht nur sein amtlicher Ehrgeiz. Als er sich verheirathete, würde Andreas Antonowitsch unter keinen Umständen an die Möglichkeit künftiger Familienzwistigkeiten und Zerwürfnisse geglaubt haben. So hatte er sein ganzes Leben über gedacht, als er von einer Minna oder Ernestine träumte. Er fühlte sich unfähig Familiengewitter zu ertragen. Julia Michailowna sprach sich mit ihm schließlich offen aus.

„Du darfst dieserhalb nicht aufgebracht sein," sagte

sie, „schon deshalb nicht, weil Du dreimal verständiger als er bist, und unermeßlich höher auf der gesellschaftlichen Leiter stehst. In diesem Knaben stecken noch viele Ueberbleibsel früherer freidenkerischer Gewohnheiten, und sie sind meiner Ansicht nach einfach Unsinn; aber man kann sie nicht plötzlich, vielmehr nur allmälig ausrotten. Man muß unsere jungen Leute schätzen; ich gehe mit Freundlichkeit zu Werke und halte sie innerhalb der Grenzen.“

„Aber der Teufel weiß was der spricht,“ entgegnete von Lembke. „Ich kann mich nicht nachsichtig zeigen, wenn er vor Leuten und in meiner Gegenwart behauptet, daß die Regierung das Volk absichtlich durch Branntwein betrunken mache, um es dadurch bis zum Vieh herunterzubringen und von einem Aufstande abzuhalten. Stelle Dir meine Lage vor, wenn ich in Gegenwart Aller dies hören muß.“

Als von Lembke dies sagte, erinnerte er sich an ein kürzlich gehabtes Gespräch mit Peter Stephanowitsch. In der unschuldigen Absicht, ihn durch Liberalismus zu entwaffnen, hatte er ihm seine eigene, geheime Sammlung von allen möglichen Proklamationen, welche in Rußland und im Auslande erschienen waren, gezeigt; er hatte dieselbe seit dem Jahre 1859, nicht so sehr aus Liebhaberei, vielmehr aus einfacher Eitelkeit, sorgfältig gesammelt. Peter Stephanowitsch, welcher seine Absicht errieth, drückte sich dahin aus, daß in einer einzigen Zeile mancher Proklamation mehr Sinn und Verstand läge als in einer ganzen Kanzlei „auch die Ihrige nicht ausgeschlossen.“

Lembke fühlte sich unangenehm berührt.

„Aber dies ist für uns zu früh, viel zu früh,“ sagte er fast bittend, indem er auf die Proklamationen zeigte.

„Es ist nicht zu früh; Sie fürchten sich ja, daher ist es nicht zu früh.“

„Aber da giebt es, zum Beispiel, eine Aufforderung die Kirchen zu zerstören.“

„Warum auch nicht? Sie sind ja ein verständiger

Mensch und haben jedenfalls selbst keinen Glauben und begreifen ganz gut, daß das Volk deshalb Glauben haben muß, damit Sie es verthieren können. Die Wahrheit ist ehrenwerther als die Lüge."

„Einverstanden, einverstanden, ich bin mit Ihnen vollständig einverstanden, aber dies ist für uns zu früh, zu früh," . . . meinte die Stirne runzelnd von Lembke.

„Aber was sind Sie denn für ein Beamter, wenn Sie selbst damit einverstanden sind, daß das Volk die Kirchen zerstört und mit Keulen bewaffnet, nach Petersburg zieht, und Sie den ganzen Unterschied nur in die Zeit setzen?"

Der so grob gefangene Lembke wurde sehr gereizt.

„Das ist nicht der Fall, durchaus nicht," entgegnete er und ließ sich, in seiner Eigenliebe immer mehr und mehr gereizt, hinreißen; — „Sie, als ein junger, und, was die Hauptsache ist, mit unsern Zielen unbekannter Mensch, irren sich. Sehen Sie, liebster Peter Stephanowitsch, Sie nennen uns Beamte der Regierung. So ist es auch. Sie nennen uns selbstständige Beamte. Wir sind es. Aber, erlauben Sie, wie handeln wir? Auf uns liegt die Verantwortlichkeit, und im Grunde dienen wir eben so der allgemeinen Sache wie auch Sie. Wir halten nur das auf, was Sie in Bewegung setzen und was ohne uns nach verschiedenen Seiten hin gefallen würde. Wir sind durchaus nicht Ihre Feinde, wir sprechen zu Ihnen: gehet vorwärts, schreitet fort, rüttelt sogar an allem Alten, der Umwälzung Bedürftigen; aber wir werden Euch, wenn es nothwendig ist in den erforderlichen Grenzen halten und dadurch Euch gegen Euch selber schützen; weil Ihr ohne uns Rußland nur ins Wanken bringen würdet, indem Ihr es seines vorzüglichen Ansehens berauben würdet, während unsere Aufgabe darin besteht, über seinen jetzigen Zustand zu wachen. Seid durchdrungen, daß wir Beide einander nothwendig sind. In England sind die Whigs und die Torys gleichfalls wechselseitig einander nöthig. Die Sache ist die, daß wir die Torys sind

und Ihr die Whigs seid. So fasse ich die Sache auf."

Andreas Antonowitsch verfiel sogar in Pathos. Er liebte es noch von Petersburg her liberal zu sprechen, aber da hatte man ihm nicht zugehört. Peter Stephanowitsch schwieg und benahm sich ungewöhnlich ernst. Dies regte den Redner noch mehr auf.

„Wissen Sie, daß ich, der Herr des Gouvernements," fuhr er fort, indem er in seinem Arbeitszimmer auf und ab ging, „wissen Sie, daß ich wegen der Menge von Pflichten keine einzige erfüllen kann, und doch anderseits auch mit Recht sagen kann, daß ich hier nichts zu thun habe. Das ganze Geheimniß beruht darin, daß hier Alles von den Anschauungen der Regierung abhängt. Wenn die Regierung aus Politik oder um die Länderschaften zu beruhigen, eine Republik gründen und zugleich anderseits die Gouverneursgewalt vergrößern sollte, so würde ein Gouverneur auch mit der Republik fertig werden; wir würden mit allem fertig werden, ich wenigstens fühle, daß ich es im Stande bin. Mit einem Worte, wenn mir die Regierung telegraphisch eine activité dévorante anbefiehlt, so befleißige ich mich einer activité dévorante. Ich habe hier den Leuten direkt in's Gesicht gesagt: „Geehrte Herren, für das Gleichgewicht und das Gedeihen aller Gouvernementseinrichtungen ist eines nothwendig, nämlich die Verstärkung der Gewalt des Gouverneurs." Sehen Sie, all die Gouvernementseinrichtungen, seien es gerichtliche, seien es Institute der Selbstverwaltung, müssen, so zu sagen, ein doppeltes Leben haben, das heißt, sie müssen existiren (ich gebe zu, daß dies nothwendig ist) und anderseits dürfen sie nicht existiren. Alles ist nach der Anschauung der Regierung zu beurtheilen. Das Resultat ist folgendes: erscheinen plötzlich Gouverneursinstitute nothwendig, so werden sie bei mir im Gouvernement sofort vorhanden sein. Ist die Nothwendigkeit vorüber, so wird Niemand diese Einrichtung bei mir vorfinden. So verstehe ich die activité dévorante; und sie ist ohne Vergrößerung der Macht des Gouverneurs nicht denkbar. Ich spreche

mit Ihnen unter vier Augen. Ich habe, müssen Sie wissen, bereits in Petersburg die Nothwendigkeit einer besonderen Schildwache vor dem Hause des Gouverneurs betont. Ich erwarte Antwort."

„Sie müßten zwei haben," meinte Peter Stephanowitsch.

„Weshalb zwei?" von Lembke blieb vor ihm stehen.

„Ich bitte Sie, eine ist zu wenig, damit man Sie hochschätzt. Sie müssen unbedingt zwei haben."

Andreas Antonowitsch verzog das Gesicht.

„Sie erlauben sich Gott weiß was, Peter Stephanowitsch. Indem Sie meine Güte mißbrauchen, sticheln Sie und spielen einen bourru bien faisant. . ."

„Nun, wie Sie wollen," brummte Peter Stephanowitsch, „aber immerhin bahnen Sie uns den Weg und bereiten unsern Erfolg vor."

„Wem und welchen Erfolg?" drang von Lembke erstaunt in ihn, erhielt aber keine Antwort.

Julia Michailowna, welche von dem Gespräch Bericht erhielt, war sehr unzufrieden.

„Aber ich konnte doch Deinen Günstling," vertheidigte sich von Lembke, „nicht als Untergebenen behandeln, und noch dazu unter vier Augen. . . Ich bin zu entschuldigen, wenn ich mich aus Gutmüthigkeit verschnappt haben sollte."

„Aus allzugroßer Gutmüthigkeit. Ich wußte nicht, daß Du eine Sammlung von Proklamationen besäßest, thu' mir den Gefallen, zeige sie mir."

„Aber . . . aber er hat sie sich für einen Tag ausgebeten."

„Und Du hast sie ihm wiederum gegeben?" fragte Julia Michailowna zornig; „was war das für eine Taktlosigkeit."

„Ich werde sie ihm sogleich fortnehmen lassen."

„Er wird sie nicht herausgeben."

„Ich werde sie verlangen!" brauste von Lembke auf

und sprang sogar vom Platze auf. „Wer ist er, daß ich mich vor ihm fürchten sollte, und wer bin ich, daß ich nichts wagen sollte?“

„Setze Dich und beruhige Dich,“ beschwichtigte ihn Julia Michailowna, „ich will Deine erste Frage beantworten: er ist mir vorzüglich empfohlen worden, besitzt Fähigkeiten und spricht bisweilen außerordentlich verständig. Karmasinow hat mir versichert, daß er fast überall Verbindungen und einen außerordentlichen Einfluß auf die hauptstädtische Jugend besitzt. Wenn ich durch ihn sie alle an mich ziehe und um mich herum gruppire, entreiße ich sie dem Verderben und zeige ihrem Ehrgeiz einen neuen Weg. Er ist mir mit ganzem Herzen ergeben und gehorcht mir in Allem.“

„Aber so lange man ihnen schmeichelt, können sie der Teufel was thun. Allerdings ist dies eine Idee . . .“ vertheidigte sich verwirrt von Lembke; „aber . . . aber in dem —schen Kreise sind einige Proklamationen erschienen.“

„Dieses Gerücht war schon im Sommer verbreitet, Proklamationen, sogar falsches Papiergeld sollte sich gezeigt haben, und bis jetzt hat man Dir nicht das Mindeste eingeliefert. Wer hat es Dir gesagt?“

„Ich habe es durch von Blümer gehört.“

„Ach, verschone mich mit Deinem Blümer und wage niemals seiner zu erwähnen.“

Julia Michailowna war ganz aufgeregt und die Stimme versagte ihr sogar eine Minute lang. Von Blümer war ein ihr besonders verhaßter Beamter im Bureau des Gouverneurs. Hiervon später.

„Ich bitte Dich, sei wegen Werchowenßki's unbesorgt,“ schloß sie das Gespräch, „wenn er gewisse Jugendstreiche begangen hätte, würde er nicht so sprechen, wie er mit Dir und mit Allen hier spricht. Phrasenmacher sind nicht gefährlich, und ich füge hinzu, daß, wenn Etwas geschehen sollte, ich als die erste durch ihn davon erfahren werde. Er ist mir ganz fanatisch ergeben.“

Ich muß bemerken, indem ich den Ereignissen voraus-eile, daß, wenn Julia Michailowna nicht so dünkelhaft und ehrgeizig gewesen, vieles von dem, was diese schlechten Burschen bei uns schließlich anrichteten, nicht geschehen wäre. Sie war an Vielem Schuld.

Fünftes Kapitel.

Vor dem Feste.

I.

Der Tag des Festes, welches Julia Michailowna durch Subskription zum Besten der Lehrerinnen unseres Gouvernements zu arrangiren gedachte, war schon einige Mal im Voraus bestimmt und wieder verschoben worden. Um Julia Michailowna bewegten sich beständig Peter Stephanowitsch, und der hin und her laufende Beamte Lamschin, welcher zu dieser Zeit Stephan Trofimowitsch besucht hatte und im Hause des Gouverneurs wegen seines Klavierspieles in Gnade gekommen war; theilweis auch Liputin, welchen Julia Michailowna zum Redakteur der künftigen, unabhängigen Gouvernementszeitung ausersehen hatte; ferner einige Damen und Fräuleins und schließlich sogar Karmasinow, welcher sich zwar nicht immer um Julia Michailowna bewegte, aber laut und mit zufriedener Miene erklärte, daß er Alle angenehm überraschen werde, wenn die litterarische Quadrille beginnen wird. Es ergab sich eine außerordentliche Menge von Unterschriften und Beiträgen seitens der ganzen ausgewählten Gesellschaft der Stadt; aber auch andere Leute wurden zugelassen, wenn sie nur zahlten. Julia Michailowna hatte die Bemerkung gemacht, daß man bisweilen eine Mischung der Stände gestatten müsse, denn „wie anders könnte man Ungebildete aufklären?“

Es hatte sich in ihrem Hause ein privates Komitee gebildet, in welchem beschlossen wurde, daß das Fest ein demokratisches sein solle. Die außerordentliche Subskription verlockte zu Ausgaben; man wollte etwas Wunderbares schaffen, und daher wurde es auch aufgeschoben. Man hatte sich immer noch nicht dafür entschieden, wo der Ball am Abende zu arrangiren sei, ob in dem sehr großen Hause der Frau des Adelsmarschalls, welches dieselbe für diesen Tag hergeben wollte, oder bei Barbara Petrowna in Skworeschniki. Nach Skworeschniki war es ziemlich weit, aber viele Komiteeglieder behaupteten, daß es dort „freier" sein werde. Barbara Petrowna selber wünschte sehr, daß man den Ball bei ihr arrangiren möchte. Es läßt sich schwer sagen, weshalb diese stolze Frau sich bei Julia Michailowna fast einzuschmeicheln suchte. Es gefiel ihr wahrscheinlicher Weise, daß diese ihrerseits sich vor Nikolaus Wßewolodowitsch fast erniedrigte und ihn mit Auszeichnung behandelte. Ich wiederhole noch ein Mal: Peter Stephanowitsch fuhr die ganze Zeit über fort, Allen im Hause des Gouverneurs die schon früher von ihm ausgesprochenen Gedanken einzuflößen, daß Nikolaus Wßewolodowitsch ein Mensch sei, der sehr geheimnißvolle Verbindungen mit einer sehr geheimnißvollen Welt habe, und daß er hier jedenfalls in einem bestimmten Auftrage verweile.

Die Stimmung der Gemüther war damals eigenthümlich. Besonders in der Damengesellschaft machte sich ein gewisser Leichtsinn bemerkbar, und man kann nicht sagen, daß dies allmälig geschehen. Es wurden plötzlich einige außerordentlich freie Ansichten zum Besten gegeben. Es begann etwas Heiteres, Leichtes, ich will nicht sagen stets Angenehmes. Eine gewisse Unordnung der Köpfe war in Mode. Später, als Alles zu Ende war, hat man Julia Michailowna, ihren Kreis und Einfluß beschuldigt, aber schwerlich ging Alles nur von Julia Michailowna aus. Im Gegentheil, sehr Viele lobten von Anfang an die Frau des Gouverneurs deshalb, das sie die Gesell-

schaft zu vereinigen wisse, und das Leben plötzlich angenehmer geworden. Es kamen sogar einige skandalöse Geschichten vor, an welchen Julia Michailowna durchaus unschuldig war; aber Alle lachten damals nur und ergötzten sich. Allerdings hielt sich eine ziemlich bedeutende Menge von Personen, welche ihre eigene Anschauung von dem Verlaufe der damaligen Dinge hatte, abseits; aber auch diese murrten damals noch nicht, lächelten vielmehr.

Ich erinnere mich, es hatte sich damals ein ziemlich weiter Gesellschaftskreis gebildet, dessen Mittelpunkt allerdings das Empfangszimmer Julia Michailownas war. In diesem vertrauten Kreise, welcher sich um sie geschaart hatte, allerdings nur unter den jungen Leuten, erlaubte man sich und nahm es sogar als Regel an, verschiedene muthwillige Streiche zu begehen, welche wirklich bisweilen recht ausgelassen waren. Im Zirkel gab es einige sehr hübsche Damen. Die jungen Leute veranstalteten Abendunterhaltungen und Picknicks, und fuhren und eilten bisweilen in einer ganzen Kavalkade durch die Stadt. Sie suchten Abenteuer auf, arrangirten und setzten sie sogar absichtlich in's Werk, nur der Erheiterung wegen. Unsere Stadt behandelten sie als wenn sie ganz bornirt wäre. Sie wurden Spötter oder Verächter genannt, weil sie sich an nichts kehrten. Es geschah zum Beispiel Folgendes: Die Frau eines in der Stadt dienenden Lieutenants, eine noch sehr junge Brünette ließ sich, obwohl sie unter schlechter Behandlung ihres Mannes litt, bei einer Abendunterhaltung aus Leichtsinn in ein hohes Jeraloschspiel ein, in der Hoffnung, Geld für eine Mantille zu gewinnen, verlor aber anstatt zu gewinnen fünfzehn Rubel. In Furcht vor ihrem Manne und ohne Geld, um bezahlen zu können, entschloß sie sich, indem sie sich an ihre frühere Kühnheit erinnerte, am selben Abend den Sohn unseres Stadtoberhauptes, einen abscheulichen, über seine Jahre verliederten jungen Burschen, im Stillen um ein Darlehn zu bitten. Der schlug es ihr nicht nur ab, sondern ging auch noch laut lachend dies ihrem Manne zu

sagen. Der Lieutenant, welcher, nur auf seinen Gehalt angewiesen, wirklich in ärmlichen Verhältnissen lebte, führte seine Frau nach Hause und kühlte trotz allen Jammerns, Schreiens und auf den Knieen vorgebrachten Bittens, gehörig sein Müthchen an ihr. Diese widerwärtige Geschichte erregte in der Stadt überall nur Gelächter; obwohl die arme Lieutenantsfrau dem Kreise, welcher Julia Michailowna umgab, nicht angehörte, begab sich doch eine der Damen dieses Gefolges, eine excentrische und lebenslustige Frau, zu ihr und nahm sie ganz einfach als ihren Gast auf. Hier empfingen sie sogleich unsere Spaßmacher, zeigten sich sehr liebenswürdig, beschenkten sie und hielten sie vier Tage zurück, ohne sie dem Manne zurück zu schicken. Sie lebte bei der munteren Dame und fuhr mit ihr und der ganzen ausgelassenen Gesellschaft ganze Tage lang in der Stadt spazieren und nahm an Vergnügungen und Tänzen Theil. Sie wurde fortwährend aufgestachelt gegen ihren Mann gerichtlich vorzugehen und einen Skandal anzurichten. Man versicherte ihr, daß Alle sie unterstützen und als Zeugen für sie auftreten würden. Der Ehemann schwieg, indem er sich in einen Streit nicht einzulassen wagte. Die Arme bedachte schließlich, daß sie sich in's Unglück stürzen würde, und lief, halb todt vor Furcht, in der Abenddämmerung des vierten Tages von ihren Beschützern fort und zu ihrem Lieutenant. Man weiß nicht genau, was zwischen den Ehegatten vorging; aber die zwei Fensterladen des niedrigen, hölzernen Häuschens, in welchem der Lieutenant eine Wohnung gemiethet, wurden vierzehn Tage lang nicht geöffnet. Julia Michailowna war, als sie Alles erfuhr, gegen die Spaßmacher sehr aufgebracht und mit der Handlungsweise der munteren Dame sehr unzufrieden, obwohl diese ihr die Lieutenantsfrau am ersten Tage der Entführung vorgestellt hatte. Uebrigens vergaß man Alles bald.

Ein anderes Mal hatte sich bei einem kleinen Beamten, einem geachteten Familienvater, ein junger Mann, ebenfalls ein kleiner Beamter, welcher aus einem anderen

Kreise zu uns gekommen, um die Tochter, ein siebzehnjähriges Mädchen und eine stadtbekannte Schönheit beworben. Aber plötzlich erfuhr man, daß in der Brautnacht der junge Gatte mit der Schönheit sehr unhöflich umgegangen, indem er sich an ihr wegen seiner beschimpften Ehre gerächt. Ljamschin, welcher fast Zeuge des Vorfalls gewesen, weil er sich auf der Hochzeit betrunken und im Hause übernachtet hatte, lief am Morgen, kaum dämmerte es, bei Allen mit der heiteren Geschichte herum. Im Augenblick hatte sich eine Gesellschaft von zehn Mann gebildet, alle bis auf den letzten beritten, einige auf gemietheten Kosakenpferden, wie zum Beispiel Peter Stephanowitsch und Liputin, welcher, ungeachtet seiner grauen Haare, fast an allen skandalösen Unternehmungen unserer leichtsinnigen jungen Leute Theil nahm. Als das junge Ehepaar in einer zweispännigen Droschke auf der Straße erschien, um die Besuche zu machen, welche nach dem Brauche unserer Stadt unter allen Umständen an dem Tage nach der Hochzeit erfolgen mußten, umringte diese ganze Kavalkade die Droschke unter munterem Lachen und begleitete sie den ganzen Morgen durch die Stadt. Allerdings ging man nicht in die Häuser, sondern wartete auf den Pferden vor den Thüren, man enthielt sich besonderer Beleidigungen des jungen Ehepaares, veranlaßte aber immerhin eine Skandalgeschichte. Die ganze Stadt sprach davon. Natürlicher Weise lachten Alle. Aber diesmal wurde von Lembke zornig und hatte mit Julia Michailowna wiederum einen lebhaften Auftritt. Auch sie war außerordentlich aufgebracht und beabsichtigte den Muthwilligen ihr Haus zu verbieten. Aber schon am andern Tage verzieh sie allen, in Folge Zuredens von Peter Stephanowitsch's und einiger Worte Karmasinow's, welcher das „Stückchen" ziemlich geistreich fand.

„Das bringen die hiesigen Sitten mit", meinte er, „mindestens ist es charakteristisch und ... und Alle, sehen Sie, lachen, und nur Sie sind unwillig."

Aber die muthwilligen Streiche wurden schon unerträglich und nahmen eine bestimmte Schattirung an.

In der Stadt wohnte eine Bücherverkäuferin, welche das Evangelium verkaufte, eine achtungswerthe Frau, obwohl nur aus dem Bürgerstande. Man begann von ihr zu sprechen, weil soeben in hauptstädtischen Zeitungen merkwürdige Aeußerungen über hausirende Bücherverkäuferinnen laut geworden waren. Wiederum war es der Schelm Ljamschin, welcher mit Hülfe eines Seminaristen, der in Erwartung einer Stelle feierte, in den Sack der Hausirerin im Geheimen, als wenn er Bücher kaufen wollte, ein ganzes Paket von verführerischen schmutzigen ausländischen Photographieen legte, welche absichtlich zu diesem Zwecke, wie man später erfuhr, durch einen sehr geachteten alten Herrn hergegeben worden waren; seinen Namen erwähne ich nicht, er trug einen hohen Orden am Halse und hatte seinem eigenen Ausdrucke nach „gesundes Lachen und einen munteren Streich“ gern. Als die arme Frau bei uns auf dem Kaufhofe die heiligen Bücher herauszunehmen anfing, fielen auch die Photographieen heraus. Gelächter und Murren erhob sich, eine Menschenmenge sammelte sich an, man begann zu schimpfen, und die Hausirerin würde Prügel bekommen haben, wenn nicht die Polizei zur rechten Zeit eingeschritten wäre und sie im Gefängnisse eingesperrt hätte. Erst am Abende wurde sie durch die Bemühungen Mauritius Nikolajewitsch's, welcher mit Unwillen die genauen Details dieser gemeinen Geschichte erfahren, in Freiheit gesetzt und aus der Stadt geführt. Diesmal wollte Julia Michailowna Ljamschin bestimmt fortjagen, aber an demselben Abende führten die Unsrigen in voller Gesellschaft ihn zu ihr mit der Nachricht, daß er ein besonderes neues Stückchen auf dem Klavier ausgedacht, und beredeten sie, dies wenigstens anzuhören. Das Stückchen erwies sich in der That amüsant; es hatte die spaßhafte Benennung: „Der französisch-preußische Krieg“. Es begann mit den drohenden Klängen der Marseillaise:

„Qu'un sang impur abreuve nos sillons!"

Eine schwülstige Herausforderung, die Trunkenheit von Siegen ließ sich hören. Aber plötzlich erhob sich zugleich mit den meisterhaft gespielten Takten der Hymne, wie nebensächlich aber doch dazu gehörend die häßliche Melodie: Mein lieber Augustin. Die Marseillaise bemerkt sie nicht, sie ist auf dem höchsten Punkte ihrer Siegestrunkenheit; aber Augustin wird stärker und immer unverschämter, und da beginnen die Takte von Augustin mit denen der Marseillaise unerwartet zusammenzufallen. Letztere wird zornig, bemerkt endlich Augustin, will das Lied übertönen und wie eine zudringliche unbedeutende Fliege verjagen, aber „Mein lieber Augustin" klammert sich fest; die Melodie tönt frisch und selbstvertrauend, freudig und unverschämt; die Marseillaise wird plötzlich sehr erregt, sie verbirgt nicht mehr, daß sie gereizt und beleidigt ist; dies drückt sich in dem Klagegeschrei des Unwillens, in den Thränen und in den zum Himmel geleisteten Schwüren:

Pas un pouce de notre terrain, pas une pierre de nos forteresses!

aus.

Aber sie ist schon gezwungen, „Mein lieber Augustin" in einem Takte mitzusingen. Ihre Töne gehen auf die einfältigste Weise in Augustin über, sie beugt sich, sie erlischt Nur selten und abgebrochen läßt sich wiederum „qu'un sang impur" hören, um sogleich sehr gekränkt in den häßlichen Walzer überzuspringen. Endlich schließt sie Frieden: Dies ist Jules Favre, welcher an der Brust Bismarcks schluchzt und Alles, Alles hingiebt... Aber da wird auch Augustin wüthend: man hört kräftige Töne; unermeßlich viel getrunkenes Bier, tolle Selbstüberhebung, das Verlangen nach Milliarden, feine Cigarren, Champagner und Geißeln machen sich bemerkbar; Augustin geht in ein rasendes Brüllen über... Der französisch-preußische Krieg ist beendet. Die Unsrigen applaudiren, Julia Michailowna lächelt und sagt: „Nun, wie kann man ihn

da fortjagen?" Der Friede ist geschlossen. Der Mensch hatte wirklich etwas Talent. Stephan Trofimowitsch versicherte mir eines Tages, daß die höchsten künstlerischen Talente die schrecklichsten Scheusale sein können, und das Eine das Andere nicht ausschließe. Später ging das Gerücht, daß Ljamschin diese Pièce einem talentvollen und bescheidenen jungen Menschen, einem Bekannten, der ihn besucht, gestohlen habe, und daß letzterer denn auch unbekannt geblieben sei; doch dies erwähne ich nur beiläufig. Dieser Taugenichts, welcher einige Jahre hindurch sich bei Stephan Trofimowitsch im Hause bewegt, indem er in seinen Abendgesellschaften auf Verlangen verschiedene Juden, die Beichte einer tauben Alten oder die Geburt eines Kindes dargestellt hatte, karrikirte jetzt bisweilen in lächerlicher Weise bei Julia Michailowna unter Anderen auch Stephan Trofimowitsch selber, unter der Benennung: „Der Liberale der vierziger Jahre." Alle wälzten sich vor Lachen, so daß man ihn entschieden nicht entbehren konnte; er war allzu nothwendig geworden. Dabei schmeichelte er sich kriechend bei Peter Stephanowitsch ein, welcher seinerseits in dieser Zeit einen eigenthümlich starken Einfluß auf Julia Michailowna erlangt hatte.

Ich würde von diesem abscheulichen Menschen nicht besonders sprechen, und es würde sich nicht der Mühe lohnen, bei ihm stehen zu bleiben, aber es ereignete sich damals eine aufregende Geschichte, an welcher er, wie man glaubt, ebenfalls betheiligt war, und diese Geschichte muß ich unbedingt in meiner Chronik erwähnen.

Eines Morgens verbreitete sich in der ganzen Stadt die Nachricht von einer ungewöhnlichen und die Gemüther aufregenden Heiligthumsschändung. Auf unserm großen Marktplatze befindet sich die baufällige Kirche „Mariä Geburt", ein merkwürdiges altes Bauwerk unserer alten Stadt. Am Thore der die Kirche umgebenden Mauer war ein großes Bild der Gottesmutter unlängst hinter ein Gitter in das Mauerwerk eingesetzt worden. Dieses Bild war nun eines Nachts geraubt, das Glas des Heiligen-

schreins zerschlagen, das Gitter zerbrochen und aus dem Heiligenscheine und der Umfassung des Bildes waren einige Steine und Perlen, ob kostbare, weiß ich nicht, herausgenommen worden. Aber die Hauptsache war die, daß außer dem Diebstahl eine sinnlose, alles verhöhnende Heiligthumsschändung verübt worden; hinter dem zerschlagenen Glase wurde, wie man sagt, eine lebendige Maus gefunden. Jetzt, vier Monate später, ist mit Gewißheit bekannt, daß das Verbrechen durch den Sträfling Fedka verübt worden; aber man nimmt auch Ljamschin's Betheiligung an. Damals sprach Niemand von Ljamschin und hatte ihn durchaus nicht im Verdacht, aber jetzt behaupten Alle, daß er es gewesen, welcher die Maus hineingesetzt. Ich erinnere mich, daß unsere ganze Behörde ein wenig den Kopf verlor. Das Volk schaarte sich vom Morgen ab am Orte des Verbrechens zusammen. Beständig stand eine Gott weiß wie große Menge da, aber immerhin waren es hundert Menschen. Die Einen kamen, die Andern gingen. Die Herantretenden bekreuzten sich und küßten das Heiligenbild; man fing an, Almosen zu geben, und ein Mönch mit einem Kirchenbild erschien; erst um drei Uhr Nachmittags fiel es der Behörde ein, daß man dem Volk befehlen könne, nicht in einer Schaar stehen zu bleiben, sondern nach Gebet, Kuß und Almosenopfer sich zu entfernen. Auf von Lembke brachte dieses Ereigniß den traurigsten Eindruck hervor. Wie man mir erzählt, hat sich Julia Michailowna später dahin ausgedrückt, daß sie seit diesem Unglücksmorgen an ihrem Gatten die eigenthümlichste Niedergeschlagenheit bemerkt, welche ihn bis zu seiner wegen Krankheit erfolgten Abreise aus unserer Stadt nicht verließ und ihn, wie ich glaube, noch jetzt in der Schweiz begleitet, wo er sich nach seiner kurzen Laufbahn in unserem Gouvernement noch ausruht.

Wie ich mich erinnere, kam ich damals um ein Uhr Nachmittags auf den Marktplatz; die Menge stand schweigend da, und die Gesichter waren ernst und finster. In einer Droschke kam ein wohlbeleibter und im Gesichte

grünlicher Kaufmann angefahren, er stieg aus dem Wagen, verbeugte sich bis zur Erde, küßte das Heiligenbild, opferte einen Rubel, stieg mühsam und seufzend in die Droschke und fuhr wieder fort. Auch eine Kalesche mit zwei unserer Damen in Begleitung von zwei unserer Spaßmacher kam angefahren. Die jungen Leute (von denen einer durchaus nicht mehr jung war) stiegen aus der Equipage und drängten sich, indem sie das Volk ziemlich rücksichtslos bei Seite schoben, an das Heiligenbild heran. Beide nahmen die Hüte nicht ab, und einer setzte sich einen Nasenklemmer auf. Im Volke fing man, allerdings nicht laut, aber drohend zu murren an. Der junge Mensch mit dem Nasenklemmer nahm aus seinem mit Kassenscheinen angefüllten Portemonnaie eine Kupferkopeke heraus und warf sie auf den Sammelteller; beide wandten sich, lachend und laut sprechend wieder zur Kalesche. In diesem Augenblicke kam Lisaweta Nikolajewna in Begleitung von Mauritius Nikolajewitsch angesprengt. Sie sprang vom Pferde, warf die Zügel ihrem Begleiter zu, der auf ihren Befehl auf dem Pferde blieb, und trat an das Heiligenbild gerade zu der Zeit heran, als die Kopeke auf den Teller geworfen wurde. Röthe des Unwillens ergoß sich über ihre Wangen; sie nahm ihren runden Hut ab, zog die Handschuhe aus, fiel vor dem Heiligenbilde ohne weiteres auf dem schmutzigen Trottoir auf die Kniee nieder und neigte den Kopf andächtig bis zur Erde. Dann zog sie ihr Portemonnaie heraus, da sich aber in ihm nur einige Zehnkopekenstücke zeigten, nahm sie augenblicklich ihre Brillantohrringe heraus und legte sie auf den Teller.

„Darf man es thun, darf man es? Zur Verzierung der Umfassung des Heiligenbildes?“ fragte sie ganz erregt den Mönch.

„Es ist erlaubt,“ antwortete dieser; „jede Gabe ist willkommen.“

Das Volk schwieg ohne Tadel oder Lob zu äußern; Lisaweta Nikolajewna setzte sich in ihrem beschmutzten Kleide auf's Pferd und sprengte fort.

II.

Zwei Tage nach dem soeben beschriebenen Ereignisse begegnete ich ihr in einer zahlreichen Gesellschaft, welche in drei von Reitern umgebenen Equipagen eine Ausfahrt machte. Sie winkte mir mit der Hand zu, ließ den Wagen halten und verlangte dringend, daß ich mich der Gesellschaft anschließen solle. Im Wagen fand sich ein Platz für mich, sie stellte mich lachend ihren Begleiterinnen, eleganten Damen, vor und erklärte mir, daß sie alle auf einer außerordentlich interessanten Expedition begriffen seien. Sie lachte laut und schien mir übermäßig glücklich zu sein. In der letzten Zeit war sie bis zur Ausgelassenheit heiter. Dies Unternehmen war wirklich excentrisch; alle begaben sich jenseits des Flusses nach dem Hause des Kaufmanns Schewostjanow, bei welchem in einem Seitengebäude schon zehn Jahre lang in Ruhe, Zufriedenheit und Pflege unser gottbegnadeter und prophezeiender, und nicht nur bei uns, sondern auch in den benachbarten Gouvernements, und sogar in den Hauptstädten bekannter Ssemen Jakowlejewitsch lebte. Ihn besuchten Alle, besonders Fremde, um ein von Gott eingegebenes Wort zu hören, sich zu verneigen und ein Opfer zu bringen. Die bisweilen bedeutenden Opfergaben wanderten, wenn Ssemen Jakowlejewitsch nicht selbst über sie bestimmte, in eine Kirche und besonders in unser Bogorodßki Kloster; daher hatte auch ein Mönch aus diesem Kloster bei Ssemen Jakowlejewitsch beständig Tagesdienst. Noch Niemand aus der Gesellschaft hatte Ssemen Jakowlejewitsch gesehen. Nur Ljamschin war einmal früher bei ihm gewesen und behauptete jetzt, daß er ihn mit den Besen hätte herausjagen lassen und ihm eigenhändig zwei große gekochte Kartoffeln nachgeworfen hätte. Unter den Reitern bemerkte ich auch Peter Stephanowitsch, wiederum auf einem gemietheten Kosakenpferde, auf welchem er sehr schlecht saß,

und Nikolaus Wßewolodowitsch ebenfalls zu Pferde. Dieser schloß sich bisweilen von den allgemeinen Vergnügungen nicht aus, und hatte in diesen Fällen beständig eine außerordentlich heitere Miene, obwohl er, wie früher, wenig und selten sprach. Als die Expedition, sich der Brücke nähernd, neben den städtischen Gasthof gekommen war, erklärte plötzlich Jemand, daß man soeben in einem Zimmer des Gasthofs einen Fremden gefunden, der sich erschossen habe, und daß man die Polizei erwarte. Sogleich tauchte der Gedanke auf, den Selbstmörder anzusehen. Der Gedanke fand Beifall, unsere Damen hatten niemals einen Selbstmörder gesehen. Ich erinnere mich, daß eine derselben ganz laut sagte, Alles sei schon so langweilig, daß man interessante Zerstreuungen nicht zu vermeiden brauche. Nur wenige blieben zurück, um an dem Hauseingange zu warten; die übrigen gingen in Menge in den schmutzigen Korridor, unter Anderem bemerkte ich zu meinem Erstaunen auch Lisawtea Nikolajewna. Das Zimmer des Erschossenen stand offen, und man wagte selbstverständlich nicht uns den Eintritt zu verbieten. Der Selbstmörder war ein noch junger Mensch, erst neunzehn Jahr alt, von sehr hübschem Aeußerem, mit blondem Haar, einem regelmäßigen ovalen Gesicht und einer klaren schönen Stirn. Er war schon erstarrt, und sein bleiches Gesicht schien aus Marmor zu sein. Auf dem Tische lag ein von seiner Hand geschriebener Zettel, daß man niemand wegen seines Todes in Verdacht haben solle und er sich erschossen habe, weil er vierhundert Rubel „verschwärmt." Das Wort „verschwärmt" stand auf dem Zettel, in dessen vier Zeilen sich drei grammatikalische Fehler vorfanden. Besonders jammerte über ihn ein dicker Gutsbesitzer, der in eigenen Angelegenheiten ein anderes Zimmer bewohnte und jedenfalls in seiner Nachbarschaft auf dem Lande lebte. Aus seinen Worten ergab sich, daß der junge Mensch von seiner Familie, der verwittweten Mutter, den Schwestern und den Tanten, aus ihrem Dorfe in die Stadt geschickt worden, um, unter der Leitung einer in der Stadt leben-

den Verwandten, verschiedene Einkäufe für die Mitgift der ältesten Schwester, welche sich verheirathen wollte, zu machen und nach Hause zu bringen. Man hatte ihm diese, in Jahrzehnten zusammengesparten, vierhundert Rubel, jammernd mit Furcht und unter unendlichen Ermahnungen, Gebeten und Bekreuzigungen anvertraut. Der junge Mensch war bis dahin ordentlich und zuverlässig gewesen. Vor drei Tagen in der Stadt angekommen, hatte er sich bei den Verwandten nicht eingefunden, war im Gasthofe abgestiegen und direkt in den Klub gegangen, in der Hoffnung in einem Hinterzimmer eine Bank oder mindestens ein Pochspiel zu finden. Aber ein Pochspiel gab es an diesem Abende ebensowenig wie eine Bank. In sein Zimmer erst um Mitternacht zurückgekehrt, hatte er Champagner und Havannacigarren verlangt und ein Abendessen mit sechs oder sieben Schüsseln bestellt. Vom Champagner war er betrunken, von der Cigarre war ihm übel geworden, so daß er die aufgetragenen Speisen nicht anrührte und sich fast bewußtlos schlafen legte. Am Morgen frisch wie ein Fisch im Wasser erwacht, hatte er sich sogleich in das jenseits des Flusses, in der Vorstadt kampirende Zigeunerlager, von welchem er am vergangenen Tage im Klub gehört, begeben und war zwei Tage lang im Gasthofe nicht erschienen. Endlich war er am vierten Tage, fünf Uhr Nachmittags, betrunken angekommen, hatte sich sogleich niedergelegt und bis um zehn Uhr Abends geschlafen. Als er erwacht war, hatte er ein Kotelett, eine Flasche Chateau Yquem, Weintrauben, Papier, Tinte und die Rechnung verlangt. Niemand hatte an ihm etwas Besonderes bemerkt; er war ruhig, still und freundlich gewesen. Er mußte sich um Mitternacht erschossen haben, obwohl seltsamer Weise Niemand den Schuß gehört, und man erst heute um ein Uhr Nachmittags eiligst die Thür erbrochen hatte. Die Flasche Chateau Yquem war zur Hälfte geleert, von den Weintrauben war ebenfalls die Hälfte übrig. Der Schuß war aus einem dreiläufigen, kleinen Revolver direkt in das Herz gegangen. Blut war sehr wenig der Brust

entströmt; der Revolver war aus der Hand auf den Teppich gefallen. Der Tod mußte augenblicklich eingetreten sein; keine Todesqual war im Gesichte bemerkbar; der Ausdruck war ruhig, fast glücklich, wie bei einem Lebenden. All' die Unsrigen sahen sich den Todten voller Neugierde an. Ueberhaupt liegt in jedem Unglück des Nächsten immer etwas, was das fremde Auge anzieht, wer man auch sein mag. Unsere Damen betrachteten den Todten schweigend, ihre Begleiter zeichneten sich durch Verstandesschärfe und höchste Geistesgegenwart aus. Der eine bemerkte, daß dies der beste Ausweg gewesen, und daß der junge Mensch nichts verständigeres hätte ersinnen können; ein anderer sagte, daß er wenigstens einen Augenblick gut gelebt habe. Ein dritter platzte plötzlich mit der Bemerkung heraus: „Warum erschießen und erhängen sich so viele bei uns, — als ob alle total verloren wären und den Boden unter den Füßen verloren hätten?“ Den Raisonneur sah man unfreundlich an. Dafür mauste Ljamschin, welcher sich die Rolle eines Narren gewählt, eine Weintraube vom Teller, nach ihm that es lachend ein zweiter, und ein dritter streckte schon die Hand nach dem Chateau Yquem aus. Aber der Polizeimeister verhinderte ihn, die Flasche zu nehmen, und bat sogar, „das Zimmer zu räumen“. Da sich Alle bereits satt gesehen, gingen sie sogleich ohne Widerspruch heraus, obwohl Ljamschin sich gern etwas an dem Polizeimeister gerieben hätte. Durch die allgemeine Heiterkeit, das Lachen und ausgelassene Gespräch wurde die übrige Hälfte des Weges fast doppelt lebhaft zurückgelegt.

Man kam bei Ssemen Jakowlejewitsch präcis ein Uhr Nachmittags an. Die Thür des ziemlich großen Kaufmannshauses stand ganz weit offen und der Zutritt zum Seitengebäude war frei. Sogleich erfuhr man, daß Ssemen Jakowlejewitsch zu Mittag zu essen beliebe, aber Besuche annehme. Unsere ganze Schaar trat zusammen ein. Das Zimmer, in welchem der Gottbegnadete uns empfing und zu Mittag speiste, war recht geräumig,

hatte drei Fenster und war von der einen Wand zur andern durch ein hölzernes bis an die Hüften reichendes Gitter in zwei verschiedene Abtheilungen getrennt. Die gewöhnlichen Besucher blieben hinter dem Gitter, die Glückskinder aber wurden auf Befehl des Gottbegnadeten durch die Gitterthür in die Hälfte gelassen, in welcher er sich befand, und er ließ sie, wenn es ihm beliebte, auf seinem alten, mit Leder überzogenen Lehnstuhl und auf dem Sopha Platz nehmen; er selbst saß beständig in einem veralteten, abgenutzten Voltairelehnstuhl. Er war ein recht großer, etwas aufgedunsener, im Gesicht gelber Mensch von ungefähr fünfundfünfzig Jahren, mit dünnen blonden Haaren und einer Glatze, mit rasirtem Bart, einer geschwollenen rechten Backe und einem etwas verzerrtem Munde, einer großen Warze neben dem linken Nasenflügel, mit kleinen schmalen Augen und einem ruhigen, gesetzten, verschlafenen Gesichtsausdruck. Er war nach deutscher Art gekleidet, mit einem schwarzen Rock, aber ohne Weste und Halstuch. Unter dem Rocke sah ein ziemlich grobes, aber reines Hemd hervor; die anscheinend kranken Füße steckten in Pantoffeln. Ich hatte gehört, daß er Beamter gewesen und einen Rang bekleidet. Er hatte soeben eine leicht verdauliche Fischsuppe genossen und war jetzt bei seinem zweiten Gericht — Kartoffeln mit der Schale und Salz. Anderes genoß er niemals; er trank nur viel und sehr gern Thee. Um ihn waren drei Diener beschäftigt, welche vom Kaufmann unterhalten wurden; der eine war im Frack, der zweite sah wie ein Arbeiter, der dritte wie ein Kirchendiener aus. Es war auch noch ein sechszehnjähriger sehr munterer Knabe da. Außer den Dienern war noch ein ehrwürdiger, grauhaariger, etwas allzu korpulenter Mönch mit einer Sammelbüchse anwesend. Auf einem der Tische kochte eine mächtige Theemaschine und stand ein Tablett mit fast zwei Dutzend Gläsern. Auf einem anderen gegenüber stehenden Tische befanden sich Opfergaben: einige Hüte und Pfunde Zucker, zwei Pfund Thee, ein Paar gestickte Pantoffeln, ein seidenes Taschentuch, ein Streifen

Tuch und ein Stück Leinwand. Im Zimmer waren viele Leute, — von Besuchern allein zwölf Personen, von welchen zwei bei Ssemen Jakowlejewitsch hinter dem Gitter saßen; dies waren ein betender, alter Mann mit grauen Haaren, aus „dem gewöhnlichen Volke," und ein kleiner, vertrockneter, fremder Mönch, welcher würdig und mit gesenkten Augen dasaß. Die übrigen Besucher standen Alle diesseits des Gitters, sie gehörten größtentheils dem einfachen Volke an, ausgenommen einen dicken, aus einer Kreisstadt, gekommenen, bärtigen Kaufmann, welcher russische Tracht trug, aber als ein Mann von hunderttausend Rubeln bekannt war, ferner eine alte, arme Edelfrau und einen Gutsbesitzer. Alle warteten auf ihr Glück, ohne selber zu sprechen zu wagen. Vier Leute knieten, aber mehr als Alle zog der Gutsbesitzer die Aufmerksamkeit auf sich; es war ein dicker, fünfundvierzigjähriger Mann; er kniete dicht am Gitter, näher als Alle dem Blicke Ssemen Jakowlejewitsch's, und erwartete von diesem mit Andacht einen wohlgeneigten Blick oder ein derartiges Wort. Er kniete bereits ungefähr eine Stunde, aber der hatte ihn noch nicht bemerkt.

Unsere Damen drängten sich munter und spöttisch flüsternd dicht am Gitter zusammen. Sie drängten oder schoben die Knieenden und alle anderen Besucher zurück, ausgenommen den Gutsbesitzer, welcher hartnäckig sichtbar sein wollte und sich sogar mit den Händen an das Gitter anklammerte. Muntere und sehr neugierige Blicke wurden auf Ssemen Jakowlejewitsch gerichtet, ebenso Lorgnetten, Nasenklemmer und sogar Operngucker; Ljamschin wenigstens sah ihn durch einen solchen an. Ssemen Jakowlejewitsch überflog Alle mit seinen kleinen Augen.

„Liebesblicke! Liebesblicke!" geruhte er in kräftigem Baß und etwas laut zu sprechen.

All' die Unsrigen lachten: „Was heißt das Liebesblicke?" Aber Ssemen Jakowlejewitsch versenkte sich in Schweigen und aß seine Kartoffeln auf. Schließlich

wischte er sich mit einer Serviette den Mund ab, und man reichte ihm Thee.

Gewöhnlich trank er Thee nicht allein, sondern ließ auch Besuchern welchen eingießen, aber bei Weitem nicht Allen, indem er gewöhnlich einen von ihnen zu beglücken befahl. Diese Anordnungen frappirten stets dadurch, daß sie unerwartet kamen. Indem er die Reichen und Angesehenen umging, befahl er bisweilen einem Bauer oder einer alten Frau Thee zu reichen; ein anderes Mal übersah er die Aermeren wieder und ließ einem dicken und reichen Kaufmann ihn vorsetzen. Der Thee wurde auch verschiedenartig gereicht; dem Einen mit hineingelegtem Zucker, dem Anderen dergestalt, daß sie ein Stück Zucker während des Trinkens abbissen, und dem Dritten ganz ohne Zucker. Diesmal wurde der im Vorübergehen eingetretene Mönch mit einem Glase Thee und hineingelegtem Zucker, und der betende Alte mit einem ohne Zucker beglückt. Dem dritten Mönch mit der Sammelbüchse wurde gar nichts präsentirt; obwohl er bis dahin jedes Mal sein Glas erhalten hatte. —

„Ssemen Jakowlejewitsch, sagen Sie mir Etwas, ich habe schon längst gewünscht, mit Ihnen bekannt zu werden," sprach in singendem Tone, lächelnd und blinzelnd, dieselbe geputzte Dame aus unserem Wagen, welche vorhin bemerkt hatte, daß man interessante Zerstreuungen nicht zu vermeiden brauche. Ssemen Jakowlejewitsch sah sie nicht einmal an. Der auf den Knieen liegende Gutsbesitzer seufzte laut und tief, als wenn ein großer Blasebalg in Bewegung gesetzt würde.

„Mit hineingelegtem Zucker!" Ssemen Jakowlejewitsch zeigte bei diesen Worten auf den Kaufmann mit hunderttausend Rubeln; der bewegte sich nach vorn und trat neben den Gutsbesitzer.

„Ihm noch ein Mal Zucker!" befahl Ssemen Jakowlejewitsch, als man das Glas schon eingegossen hatte; noch eine Portion Zucker wurde hineingelegt. „Ihm noch mehr, noch mehr!" Zum dritten Male und endlich zum

vierten Male wurde Zucker in's Glas gelegt. Ohne ein Wort des Widerspruchs begann der Kaufmann seinen Syrup zu trinken.

„Herr!“ flüsterte das Volk und bekreuzigte sich. Der Gutsbesitzer seufzte wiederum laut und tief.

„Väterchen! Ssemen Jakowlejewitsch!“ ertönte plötzlich die kummervolle, aber unerwartet scharfe Stimme der armen Frau, welche die Unsrigen an die Wand gedrängt hatten. „Eine ganze Stunde, Theurer, erwarte ich Deine Wohlthat. Sprich mit mir, richte mich Waise.“

„Frage sie!“ befahl Ssemen Jakowlejewitsch dem Kirchendiener. Der trat an das Gitter heran.

„Haben Sie gethan, was Ssemen Jakowlejewitsch das letzte Mal befohlen hat?“ fragte er die Wittwe mit ruhiger und gemessener Stimme.

„Was ich, Väterchen, Ssemen Jakowlejewitsch, mit ihnen gethan, das thue auch Du mit ihnen!“ schrie klagend die Wittwe, „es sind Menschenfresser, beim Kreisgericht wollen sie eine Klage wider mich einreichen, sie drohen, sich an den Senat wenden zu wollen, und dies thun sie gegen die leibliche Mutter! . . .“

„Gieb ihr!“ . . . Ssemen Jakowlejewitsch zeigte bei diesen Worten auf einen Hut Zucker. Der Knabe sprang auf, erfaßte einen Hut und schleppte ihn zur Wittwe.

„Ach, Väterchen, Deine Gnade ist groß. Wie komme ich zu so Vielem?“ fragte die Wittwe.

„Noch einen, noch einen!“ befahl Ssemen Jakowlejewitsch zur Belohnung.

Noch ein Hut wurde zu ihr geschleppt. „Noch einen, noch einen,“ befahl der Gottbegnadete; man brachte einen dritten und endlich einen vierten zu ihr. Die Wittwe war von allen Seiten mit Zucker umgeben. Der Mönch aus dem Kloster seufzte, das Alles hätte heut, wie früher, an das Kloster fallen können.

„Wie verdiene ich so viel?“ sprach demüthig die Wittwe, „es drückt mich nieder!... Giebt es keine Prophezeiung, Väterchen?“

„Sie ist ja da, die Prophezeiung," rief Jemand aus der Menge.

„Ihr noch ein Pfund!" Ssemen Jakowlejewitsch hörte nicht auf, freigebig zu sein.

Auf dem Tische stand noch ein ganzer Hut, aber Ssemen Jakowlejewitsch hatte befohlen, das Pfund zu geben, und man that es.

„Herr! Herr!" seufzte das Volk und bekreuzigte sich. „Das ist eine sichtbare Prophezeiung."

„Versüßen Sie zuvor Ihr Herz durch Güte und Milde, und erst dann kommen Sie wieder, um sich über Ihre leiblichen Kinder, Fleisch von Ihrem Fleische, zu beklagen; das ist, wie man glauben muß, die Bedeutung dieses Symbols," sprach ruhig, aber selbstgefällig der dicke, mit dem Thee umgangene Klostermönch, indem er in einem Einfalle gereizter Selbstliebe die Erklärung auf sich nahm.

„Und wer bist Du denn, Lieber?" fragte plötzlich zornig die Wittwe, „sie haben mich mit dem Fangstrick nach dem Feuer geschleppt, als es bei Werchischini brannte. Sie haben mir eine todte Katze in den Koffer gesteckt, sie sind bereit, jede Unwürdigkeit..."

„Jag' sie raus! jag' sie fort!" rief Ssemen Jakowlejewitsch aus, indem er plötzlich eine abwehrende Handbewegung machte.

Der Kirchendiener und der Knabe stürzten hinter das Gitter. Der Kirchendiener nahm die Wittwe am Arm, und sie ließ sich ruhig bis an die Thür ziehen, indem sie die geschenkten Hüte Zucker sich ansah, welche der Knabe hinter ihr herschleppte.

„Einer ist fortzunehmen, nimm ihr einen fort!" befahl Ssemen Jakowlejewitsch dem bei ihm stehenden Arbeiter. Der eilte den Herausgehenden nach, und alle drei Diener kehrten bald zurück, indem sie einen der Wittwe wieder abgenommenen Hut Zucker zurückbrachten; sie trug nur drei Hüte mit sich fort.

„Ssemen Jakowlejewitsch," ertönte eine Stimme von hinten bei der Thür, „mir hat von einem Vogel, einer

Dohle, geträumt, sie flog aus dem Wasser in's Feuer. Was bedeutet dieser Traum?"

„Kälte", entgegnete Ssemen Jakowlejewitsch.

„Ssemen Jakowlejewitsch, weshalb antworten Sie mir nicht? ich interessire mich schon lange für Sie," begann wiederum unsere Dame.

„Frage ihn!" befahl plötzlich, ohne auf sie zu hören, Ssemen Jakowlejewitsch, indem er auf den knieenden Gutsbesitzer hinwies.

Der Klostermönch, an welchen der Befehl ergangen, trat würdevoll an den Gutsbesitzer heran.

„Womit haben Sie gesündigt? Ist Ihnen nicht befohlen worden Etwas zu thun?"

„Nicht zu schlagen, den Händen nicht den Willen zu lassen," antwortete heiser der Gutsbesitzer.

„Haben Sie dies gethan?" fragte der Mönch.

„Ich kann es nicht thun, die eigene Kraft besiegt mich."

„Jage ihn fort! Mit dem Besen jage ihn fort, mit dem Besen!" Ssemen Jakowlejewitsch machte mit beiden Händen eine abwehrende Bewegung. Ohne die Vollziehung der Strafe abzuwarten, sprang der Gutsbesitzer auf und eilte aus dem Zimmer.

„Man hat eine Goldmünze am Platze zurückgelassen," verkündete der Mönch, indem er einen halben Imperial von der Diele aufhob.

„Wem soll man sie geben?" fragte Ssemen Jakowlejewitsch, und wies sodann mit dem Finger auf den Kaufmann mit den hunderttausend Rubeln. Dieser wagte es nicht das Geld auszuschlagen und nahm es an.

„Geld zu Geld," konnte der Klostermönch nicht umhin zu bemerken.

„Und diesem ist Thee mit hineingelegtem Zucker zu geben," Ssemen Jakowlejewitsch zeigte plötzlich auf Mauritius Nikolajewitsch. Der Diener goß Thee ein und trug ihn irrthümlich zu dem Gecken mit dem Nasenklemmer.

„Dem Langen, dem Langen,“ berichtigte Ssemen Jakowlejewitsch.

Mauritius Nikolajewitsch nahm das Glas, machte eine militärische Verbeugung und begann zu trinken. Ich weiß nicht weshalb, aber wir Alle fingen an zu lachen.

„Mauritius Nikolajewitsch!“ wandte sich plötzlich Lisa zu ihm; „der Herr, welcher gekniet hat, ist fortgegangen, knieen Sie an seiner Stelle nieder.“

Mauritius Nikolajewitsch sah sie mit Unentschlossenheit an.

„Ich bitte Sie, Sie werden mir ein großes Vergnügen machen. Hören Sie, Mauritius Nikolajewitsch“, begann sie plötzlich dringend, eigensinnig und fieberhaft schnell, „Sie müssen jedenfalls niederknieen, ich will jedenfalls sehen, wie Sie knieen werden. Wenn Sie es nicht thun, dann dürfen Sie nicht an mich herankommen, ich will es bestimmt, ich will es bestimmt!...“

Ich weiß nicht, was sie damit bezweckte, aber sie stellte in eindringlicher und unerbittlicher Weise, als ob sie Fieber hätte, ihr Verlangen. Mauritius Nikolajewitsch erklärte sich, wie wir später sehen werden, solch' launenhafte, in der letzten Zeit besonders häufige Einfälle von ihr, nicht als von Bosheit herrührend, im Gegentheil, er wußte, sie achtete, liebte und verehrte ihn, sondern als die Aufwallungen eines eigenthümlichen unbewußten, blinden Hasses, dessen sie sich in manchen Augenblicken durchaus nicht erwehren konnte.

Schweigend übergab er das Glas einer hinter ihm stehenden alten Frau, öffnete die Thür des Gitters, schritt uneingeladen in die besondere Zimmerhälfte Ssemen Jakowlowitsch's und kniete in der Mitte des Zimmers vor den Augen Aller nieder. Ich glaube, daß er in seiner zartfühlenden und einfachen Seele durch das rücksichtslose und ihn verhöhnende Benehmen Lisa's vor den Augen der ganzen Gesellschaft auf's Tiefste verletzt war. Vielleicht dachte er, daß sie sich selber schämen werde, wenn sie seine Erniedrigung sähe, auf welcher sie so sehr be-

standen hatte. Allerdings würde Niemand außer ihm sich entschlossen haben, auf eine so naive und gewagte Weise ein Weib zu bessern. Mit seinem unerschütterlichen Ernst im Gesicht, lang von Gestalt, unbehülflich und lächerlich, lag er auf den Knieen. Aber die Unsrigen lachten nicht; das Unerwartete des Schritts hatte auf Alle einen peinlichen Eindruck hervorgebracht. Alle sahen Lisa an.

„Oel, Oel!" murmelte Ssemen Jakowlejewitsch.

Lisa erbleichte plötzlich, schrie laut auf und stürzte hinter das Gitter. Hier ereignete sich eine schnelle, höchst sonderbare Scene: sie suchte aus allen Kräften Mauritius Nikolajewitsch aus seiner knieenden Stellung in die Höhe zu heben, indem sie ihn mit beiden Händen bei den Ellbogen erfaßte . . .

„Stehen Sie auf, stehen Sie auf!" schrie sie wie besinnungslos, „stehen Sie augenblicklich auf, sofort! Wie konnten Sie wagen niederzuknieen?"

Mauritius Nikolajewitsch erhob sich aus seiner knieenden Stellung. Sie stieß mit ihren Händen seine Arme in die Höhe und sah ihn aufmerksam ins Gesicht. Furcht drückte sich in ihrem Blicke aus.

„Liebesblicke, Liebesblicke!" wiederholte noch einmal Ssemen Jakowlejewitsch.

Sie zog endlich Mauritius Nikolajewitsch wieder hinter das Gitter zurück; in unserer ganzen Gesellschaft machte sich eine starke Strömung bemerkbar. Die Dame aus unserem Wagen, wahrscheinlich in dem Wunsche den Eindruck zu überbieten, fragte laut und winselnd, wie früher mit einem gezierten Lächeln, zum dritten Male Ssemen Jakowlejewitsch:

„Warum sprechen Sie denn zu mir nichts, Ssemen Jakowlejewitsch? Ich habe auf Sie sehr stark gerechnet."

„Zu Dir . . ., zu Dir . .!" Ssemen Jakowlejewitsch gebrauchte plötzlich, zu ihr gewendet, ein in guter Gesellschaft durchaus nicht übliches Wörtlein. Die Worte waren voller Zorn und sehr ausdrucksvoll gesagt. Unsere

Damen kreischten auf und eilten kopfüber hinaus. Die Kavaliere brachen in ein homerisches Gelächter aus. Hiermit endete unsere Fahrt zu Ssemen Jakowlejewitsch.

Aber da ereignete sich, sagt man, noch ein außerordentlich räthselhafter Vorfall; und gerade seinethalben habe ich, offen gestanden, so ausführlich von dieser Fahrt gesprochen.

Man sagt, daß als Alle gedrängt hinauseilten. Lisa, gestützt von Mauritius Nikolajewitsch, plötzlich an der Thür mit Nikolaus Wßewolodowitsch in dem Gedränge zusammentraf. Ich habe hinzuzufügen, daß Beide seit dem Sonntagmorgen und der Ohnmacht, obwohl sie mehr als einmal einander begegnet waren, doch nicht an einander herangetreten waren und kein Wort mit einander gesprochen hatten. Ich sah, wie sie an der Thür zusammen trafen; es schien mir, als ob beide einen Augenblick stehen blieben und einander sonderbar ansahen. Aber ich konnte nur schlecht in der Menge sehen. Dagegen versichert man, und vollständig im Ernst, daß Lisa, als sie Nikolaus Wßewolodowitsch ansah, schnell die Hand in gleiche Höhe mit seinem Gesichte erhoben habe und ihn jedenfalls geschlagen haben würde, wenn er nicht rechtzeitig ausgewichen wäre. Vielleicht mißfiel ihr der Ausdruck seines Gesichts oder ein Lächeln desselben, besonders gegenwärtig nach der Episode mit Mauritius Nikolajewitsch. Ich selbst sah offen gestanden nichts, aber dafür versicherten Alle, daß sie es gesehen, obwohl, wegen des Getümmels, dies keineswegs Alle sondern nur Einige sehen konnten. Damals glaubte ich nicht daran. Ich erinnere mich jedoch, daß Nikolaus Wßewolodowitsch den ganzen Rückweg über etwas blaß war.

III.

Fast zu derselben Zeit desselben Tages fand in Skworeschniki endlich auch das Wiedersehen Stephan Trofimowitsch's mit Barbara Petrowna statt, welches sie längst im Sinne gehabt und von welchem sie schon längst ihren früheren Freund benachrichtigt, welches sie aber bis dahin immer verschoben hatte. Barbara Petrowna war ganz in Sorgen in ihrem außerhalb der Stadt gelegenen Hause angekommen; am Tage zuvor war endlich bestimmt worden, daß das Fest bei der Frau des Adelsmarschalls gegeben werden solle. Barbara Petrowna hatte sich sogleich bei ihrem schnellen Verstande gesagt, daß nach dem Feste niemand sie hindern könne, ihr besonderes Fest, und zwar in Skworeschniki zu geben und die ganze Stadt wiederum einzuladen. Dann würden Alle in der That sich überzeugen können, wessen Haus das bessere sei und wo man am Besten verstehe, Gäste zu empfangen und einen geschmackvollen Ball zu arrangiren. Sie war nicht mehr wieder zu erkennen. Sie schien sich total verändert und aus der früheren unzugänglichen „sehr hohen" Dame (ein Ausdruck Stephan Trofimowitsch's) sich in eine sehr gewöhnliche, unüberlegte Weltdame verwandelt zu haben. Uebrigens konnte dies auch nur so scheinen.

In dem unbewohnten Hause angekommen, durchging sie in Begleitung des treuen und alten Alexis Jegorytsch und des Fanuschka, eines Menschen, der viel gesehen und Spezialist im Dekorationsfache war, die Zimmer. Es wurde berathen und erwogen, welche Möbel aus dem Hause in der Stadt hinübergebracht werden sollten; welche sonstigen Sachen und Gemälde aufzustellen seien, wie man am Besten die Orangerie und die Blumen zu placiren habe; wo neue Draperieen anzubringen seien, wo das Büffet aufzustellen und ob nur eins oder zwei u. s. w. Und sieh' da, mitten in den brennendsten Sorgen fiel es

ihr ein, Stephan Trofimowitsch in einem Wagen abholen zu lassen.

Stephan Trofimowitsch war schon längst benachrichtigt und bereit, und erwartete jeden Tag gerade eine solche unerwartete Einladung. Als er in den Wagen stieg, bekreuzigte er sich; sein Geschick sollte sich entscheiden. Er traf seine Freundin in einem großen Saale, auf einem kleinen Divan in einer Nische, vor einem Marmortischchen, mit Bleistift und Papier in den Händen; Fanuschka maß mit einer Elle die Höhe des Chores und der Fenster, und Barbara Petrowna selber schrieb die Zahlen auf und machte am Rande Anmerkungen. Ohne ihre Arbeit zu unterbrechen nickte sie Stephan Trofimowitsch zu, und als er eine Begrüßung murmelte, reichte sie ihm kurz die Hand und zeigte, ohne ihn anzusehen, auf einen Platz neben sich.

„Ich saß da und wartete „mit gepreßtem Herzen" fünf Minuten," erzählte er mir später. „Ich sah eine andere Frau als die, welche ich zwanzig Jahre lang gekannt hatte. Die vollständige Ueberzeugung, daß Alles zu Ende, verlieh mir Kräfte, welche sogar sie in Erstaunen setzten. Ich schwöre Ihnen zu, daß sie über meine stoische Ruhe in dieser letzten Stunde verwundert war."

Barbara Petrowna legte plötzlich den Bleistift auf den Tisch und wandte sich schnell zu Stephan Trofimowitsch.

„Stephan Trofimowitsch, wir müssen von der Sache sprechen. Ich bin überzeugt, daß Sie all' Ihre prächtigen Worte und verschiedenen Wörtchen in Bereitschaft haben, aber besser würde es sein, direkt zur Sache zu kommen; nicht wahr?"

Es gab ihm einen Stich ins Herz. Sie beeilte sich zu sehr in ihrer Erklärung, als daß nicht Alles zwischen ihr und ihm zu Ende gewesen wäre.

„Warten Sie, schweigen Sie, lassen Sie mich sprechen, dann können Sie sprechen, obwohl ich nicht weiß, was Sie mir antworten könnten," fuhr sie schnell fort. „Ich

halte es für meine heilige Pflicht, Ihnen tausend zweihundert Rubel als jährliche Pension bis an Ihr Lebensende zu zahlen; aber weshalb für heilige Pflicht? einfach für vertragsmäßig, das dürfte bei weitem richtiger sein, nicht wahr? Wenn Sie wollen, können wir es niederschreiben. Für den Fall meines Todes sind besondere Bestimmungen von mir getroffen worden. Aber Sie haben von mir bis jetzt außerdem Wohnung, Dienerschaft und den ganzen Lebensunterhalt erhalten. Veranschlagen wir dies in Geld, so sind es tausendfünfhundert Rubel, nicht wahr? Ich lege noch dreihundert Rubel für sonstige Ausgaben hinzu, sodaß es im ganzen dreitausend Rubel sind. Ist Ihnen dies jährlich genügend? Mir scheint es nicht wenig zu sein. In ganz besonderen Fällen werde ich übrigens noch zulegen. Nehmen Sie sich also das Geld, schicken Sie mir meine Leute zurück und leben Sie für sich, dort wo Sie wollen, in Petersburg, in Moskau, im Auslande, oder hier, nur nicht bei mir. Hören Sie?"

„Unlängst ist ebenso eindringlich und ebenso schnell ein anderes Verlangen aus diesem Munde an mich gestellt worden," entgegnete langsam und mit traurigem Ausdruck Stephan Trofimowitsch. — „Ich habe mich beruhigt und . . . ich habe Ihnen zu Gefallen den Kosakentanz getanzt. Oui, la comparaison peut être permise. C'était comme un petit cozak du Don, qui sautait sur sa propre tombe. Jetzt . . ."

„Halten Sie inne, Stephan Trofimowitsch. Sie sind sehr redselig. Sie haben nicht getanzt, sondern sind in weißem Halstuche, weißer Wäsche, Handschuhen, einpomadirt und einparfümirt zu mir gekommen. Ich versichere Ihnen, daß Sie selbst sich sehr gern verheirathet hätten. Das stand auf Ihrem Gesichte geschrieben, und der Ausdruck war, glauben Sie nur, ein ganz ungekünstelter. Wenn ich Ihnen damals dies nicht gesagt, so geschah es nur aus Zartgefühl. Aber Sie hätten sich gern verheirathet, trotz des Schmutzes, den Sie damals im Geheimen über mich und Ihre Braut geschrieben. Jetzt wird

das nicht mehr geschehen. Was soll hier der Cozak du Don, und auf welchem Grade von Ihnen? Ich verstehe nicht den Vergleich. Sterben Sie lieber nicht, sondern bleiben Sie leben; leben Sie so lange als möglich, ich werde sehr froh sein."

„Im Armenhause?"

„Im Armenhause? In's Armenhaus geht man nicht mit dreitausend Rubeln jährlichen Einkommens. Ach, ich erinnere mich," fuhr sie lächelnd fort; „in der That hat Peter Stephanowitsch ein Mal im Spaße des Armenhauses erwähnt. Es giebt wirklich ein besonderes Armenhaus, über welches es sich lohnt nachzudenken. Es ist für die geachtetsten Persönlichkeiten bestimmt, in ihm befinden sich Obersten, dorthin geht jetzt sogar ein General. Wenn Sie mit Ihrem ganzen Gelde in demselben eintreten, so werden Sie Ruhe, Zufriedenheit und Diener finden. Dort werden Sie sich mit den Wissenschaften beschäftigen können und immer eine Partie Preference haben können."

„Passons . . ."

„Passons?" Barbara Petrowna war unangenehm berührt. „Aber im vorliegenden Falle ist das, wovon Sie „passons" sagen, die Hauptsache; Sie wissen jetzt, daß wir von nun ab getrennt leben."

„Und das ist Alles? Alles, was von zwanzig Jahren übrig geblieben ist? Ihr letzter Abschied?"

„Sie bewegen sich sehr gern in tönenden Redensarten, Stephan Trofimowitsch. Jetzt ist das durchaus nicht in Mode. Man spricht gradeaus und einfach. Gehen Sie mir mit Ihren zwanzig Jahren! Zwanzig Jahre von Egoismus auf beiden Seiten, und weiter nichts. Jeder Ihrer Briefe ist nicht an mich, sondern für die Nachwelt geschrieben worden. Sie sind Stylistiker, aber nicht Freund gewesen, und unsere Freundschaft ist nur ein tönendes Wort und in Wirklichkeit ein gegenseitiger Erguß von Spülicht gewesen."

„Gott, welch' fremde Worte! Auswendig gelernte Lektionen! Und auch Sie schwören schon zu dieser Fahne!

Sie sind ebenfalls entzückt, Sie befinden sich ebenfalls auf der Sonne! chère, chère, für welches Linsengericht haben Sie diesen Menschen Ihre Freiheit verkauft?"

„Ich bin kein Papagei, um fremde Worte zu wiederholen," rief sie zornentflammt. „Seien Sie überzeugt, daß ich selbst genug Worte im Vorrath besitze. Was haben Sie für mich diese ganzen zwanzig Jahre gethan? Sie haben mir sogar die Bücher verweigert, welche ich für Sie bestellt hatte, und welche ohne den Buchbinder unaufgeschnitten geblieben sein würden. Was haben Sie mir zu lesen gegeben, als ich Sie in den ersten Jahren bat, mich zu fördern? Capefigue*), und weiter nichts als Capefigue. Sie sind sogar auf meine Entwicklung eifersüchtig gewesen und haben Maßregeln dagegen getroffen. Und inzwischen hat man über Sie gelacht. Offen gestanden, ich habe Sie stets nur für einen Kritiker gehalten; Sie sind ein litterarischer Kritiker, und weiter nichts. Als ich Ihnen auf dem Wege nach Petersburg meine Absicht erklärte, ein Journal herauszugeben und ihm mein ganzes Leben zu weihen, haben Sie mich sogleich ironisch angesehen und plötzlich ein sehr hochmüthiges Benehmen angenommen."

„So war es nicht, nicht so . . . wir fürchteten damals Verfolgungen."

„Grade so war es, und Verfolgungen brauchten wir durchaus nicht zu fürchten. Erinnern Sie Sich daran, wie Sie später im Februar, als sich die Nachricht verbreitet hatte, plötzlich erschreckt zu mir gelaufen kamen und von mir verlangten, Ihnen sogleich in Gestalt eines Briefes die Bestätigung zu geben, daß das beabsichtigte Journal Sie durchaus nichts anginge, daß die jungen Leute zu mir und nicht zu Ihnen kämen, und daß Sie nur im Hause lebten, weil Ihnen, als Hauslehrer, der Gehalt noch nicht bezahlt worden; ist es nicht so? Erinnern Sie

---

*) Mittelmäßiger, aber fruchtbarer französischer Schriftsteller.

sich daran? Sie haben sich Ihr ganzes Leben lang prächtig benommen, Stephan Trofimowitsch."

„Dies war nur ein Augenblick von Kleinmuth, ein Moment unter vier Augen," rief er kummervoll aus, „aber können Sie denn wirklich Alles wegen so geringfügiger Vorkommnisse aufgeben? Ist denn wirklich nach so vielen Jahren nichts mehr zwischen uns übrig geblieben?"

„Sie sind ungemein berechnend; Sie wollen noch immer so thun, als wenn ich in Ihrer Schuld geblieben wäre. Als Sie aus dem Auslande zurückgekehrt waren, sahen Sie mich von oben an und ließen mich kein Wort aussprechen; und als ich selbst in's Ausland gereist war und mit Ihnen später über die durch den Anblick der Madonna hervorgerufenen Eindrücke zu sprechen anfing, hörten Sie mir nicht zu und lächelten hochmüthig vor sich hin, als wenn ich nicht ebensolche Gefühle, wie Sie, haben könnte."

„So war es nicht, wahrscheinlich war es nicht so ... J'ai oublié!"

„Doch, gerade so war es; Sie hatten keinen Grund sich vor mir zu brüsten, weil das Alles Unsinn und nur allein Ihre Idee ist. Jetzt wird Niemand, Niemand mehr von der Madonna hingerissen und verschwendet auf ihren Anblick seine Zeit, außer verbohrten alten Leuten. Das ist bewiesen."

„Schon bewiesen?"

„Sie dient zu nichts. Ein Krug ist nützlich, weil man Wasser in ihn gießen kann; dieser Bleistift ist nützlich, weil man mit ihm schreiben kann, aber das weibliche Gesicht auf dem Bilde ist häßlicher als jedes andere natürliche Gesicht. Versuchen Sie einen Apfel zu zeichnen und legen Sie einen wirklichen Apfel daneben — welchen werden Sie nehmen? Sie werden sich gewiß nicht irren. Jetzt sehen Sie, wohin all' Ihre Theorien führen, kaum hat der erste Lichtstrahl der freien Forschung sie erhellt."

„So, so."

„Sie lächeln ironisch. Was haben Sie mir zum Bei-

spiel von Almosen gesagt? Und doch ist der von dem Almosengeber empfundene Genuß nur ein hochmüthiger und unmoralischer, das Vergnügen eines Reichen an seinem Reichthum, an seiner Gewalt und an dem Vergleiche der eigenen Bedeutung mit der des Armen. Das Almosen verdirbt sowohl den Geber wie den Empfänger, und ist überdies zwecklos, weil es die Bettelei nur vermehrt. Die Faulpelze, welche nicht arbeiten wollen, drängen sich um die Gebenden wie Spieler um einen Spieltisch in der Hoffnung zu gewinnen. Und doch reichen die elenden Groschen, welche man ihnen hinwirft, auch nicht zum hundertsten Theile aus. Haben Sie viel in Ihrem Leben verschenkt? Der Zehnkopekenstücke acht, nicht mehr, wie Sie sich erinnern werden. Suchen Sie sich in's Gedächtniß zu rufen, wenn Sie das letzte Mal Etwas verschenkt haben; vor zwei Jahren, vielleicht gar vor vier Jahren ist es geschehen. Sie jammern nur und stehen dem allgemeinen Besten im Wege. Das Almosen muß in der Gesellschaft der Jetztzeit durch Gesetz verboten werden. Bei der neuen Ordnung der Dinge wird es überhaupt keine Armen mehr geben."

„O, welch' Erguß fremder Worte! So denken Sie also an eine neue Ordnung der Dinge? Unglückliche, möge Gott Ihnen helfen!"

„Ja, ich denke an sie, Stephan Trofimowitsch; Sie haben vor mir alle neuen, jetzt Jedem bereits bekannten Ideen verborgen, und haben dies nur aus Eifersucht gethan, um über mich Gewalt zu haben. Jetzt ist sogar diese Julia mir unendlich weit voraus. Ich habe Sie, Stephan Trofimowitsch, nach besten Kräften vertheidigt; Sie werden von Allen heftig angegriffen."

„Genug!" er stand von seinem Platze auf, „genug! Was soll ich Ihnen noch wünschen, außer Reue?"

„Setzen Sie sich auf einen Augenblick, Stephan Trofimowitsch, ich habe Sie noch Etwas zu fragen. Es ist Ihnen die Einladung überbracht worden, Etwas bei der litterarischen Morgenunterhaltung vorzulesen; dies ist durch

mich vermittelt worden. Sagen Sie, was werden Sie vorlesen?"

„Gerade einen Artikel über die Fürstin der Fürstinnen, über dieses Ideal der Menschheit, die sixtinische Madonna, welche Ihrer Ansicht nach, nicht so viel Werth hat wie ein Glas oder ein Bleistift."

„Also nichts aus der Geschichte?" fragte niedergeschlagen und verwundert Barbara Petrowna. — „Aber man wird Sie nicht anhören. Diese Madonna ist Ihnen geschenkt. Was ist das für ein Vergnügen, wenn Sie Alle einschläfern. Seien Sie versichert, Stephan Trofimowitsch, daß ich nur in Ihrem eigenen Interesse spreche. Das würde etwas Ordentliches sein, wenn Sie ein kurzes, aber interessantes, mittelalterliches Hofgeschichtchen aus Spanien wählten, oder, besser gesagt, eine dort vorgekommene Anekdote, und dieselbe noch durch Anekdoten und scharfsinnige Bemerkungen Ihrerseits würzten. Dort hat es luxuriöse Höfe gegeben, eigenthümliche Damen und Vergiftungen. Karmasinow sagt, daß es wunderbar sein würde, wenn Sie aus der spanischen Geschichte nichts Merkwürdiges vortragen würden."

„Karmasinow, dieser Dummkopf, der sich ausgeschrieben hat, will für mich Themata aussuchen?"

„Karmasinow ist fast ein Fürst des Genies! Sie sprechen verwegen, Stephan Trofimowitsch!"

„Ihr Karmasinow ist ein altes, wüthendes Weib, welches sich ausgeschrieben hat. Chère, chère, haben Sie sich ihnen schon lange so unterworfen? O Gott!"

„Ich mag ihn jetzt wegen seiner Anmaßung nicht leiden, aber ich lasse seinem Verstande Gerechtigkeit widerfahren. Ich wiederhole noch einmal, ich habe Sie aus allen Kräften, soviel ich konnte, vertheidigt. Und weshalb wollen Sie durchaus sich lächerlich und langweilig zeigen? Gehen Sie vielmehr mit einem bedeutsamen Lächeln auf die Estrade, als ein Repräsentant der vergangenen Zeit, und erzählen Sie drei Anekdoten mit Ihrem ganzen Scharfsinn, wie nur Sie bisweilen erzählen können.

Mögen Sie immerhin ein alter Mann sein, mögen Sie einer Zeit angehören, die sich überlebt hat und mögen Sie schließlich ihnen fern stehen, aber schon mit Ihrem Lächeln werden Sie selbst dies von vonherein einräumen, und Alle werden sehen, daß Sie ein lieber, guter, scharfsinniger Mensch sind, wenn auch ein Rest früherer Zeit. Mit einem Worte, ein Mensch von scharfem Witze und dergestalt dem Fortschritt huldigend, daß Sie selber im Stande sind, die ganze Mißgestaltung einiger Begriffe, denen Sie bis jetzt gefolgt sind, in gehöriger Weise zu erkennen. Thun Sie mir also diesen Gefallen, ich bitte Sie darum."

„Chère, genug! Bitten Sie mich nicht, ich kann es nicht. Ich werde über die Madonna eine Vorlesung halten, aber einen Sturm erregen, welcher entweder sie Alle zu Boden werfen oder nur mich allein treffen wird."

„Jedenfalls nur Sie, Stephan Trofimowitsch."

„Das ist mein Loos. Ich werde von dem gemeinen Knecht, von dem unsauberen und liederlichen Bedienten sprechen, welcher als der erste, mit der Scheere in der Hand, die Leiter hinaufklettern und das göttliche Antlitz zerschneiden wird, im Namen der Gleichheit, des Neides und . . . der Verdauung. Möge mein Fluch donnern, und dann, dann . . ."

„In das Irrenhaus?"

„Vielleicht. Aber in jedem Falle, mag ich besiegt werden, oder Sieger bleiben, werde ich noch an demselben Abende, meinen Sack, meinen Bettelsack, ergreifen, werde auf mein ganzes Hab und Gut, all' Ihre Geschenke, alle Pensionen und Versprechungen künftiger Wohlthaten verzichten und zu Fuß fortgehen, um mein Leben bei einem Kaufmann als Erzieher zu beschließen, oder an einem Zaune vor Hunger zu sterben. Ich habe es gesagt: Alea jacta est!"

Er stand wiederum auf.

„Ich bin längst überzeugt," Barbara Petrowna erhob sich mit funkelnden Augen, „ich bin schon Jahre

lang überzeugt, daß Sie nur deßhalb leben, um schließlich mich und mein Haus mit Verleumdung zu beschmutzen. Was wollen Sie mit Ihrer Erzieherstelle bei einem Kaufmann, oder mit Ihrem Tode an einem Zaune sagen? Bosheit, Verleumdung und nichts mehr!"

„Sie haben mich stets verachtet, aber ich werde als ein treuer Ritter meiner Dame reden, denn Ihre Meinung ist mir stets das Theuerste gewesen. Von diesem Augenblick ab nehme ich nichts an, ich rechne uneigennützig."

„Wie dumm das ist!"

„Sie haben mich stets wenig geachtet. Ich mag eine Unsumme von Schwächen haben. Ja, ich habe sie, indem ich auf Ihre Kosten gelebt, „gefressen," um mich der Sprache des Nihilismus zu bedienen. Aber auf Anderer Kosten zu leben, ist niemals das höchste Prinzip meiner Handlung gewesen. Das ist von selbst geschehen, ich weiß nicht, wie . . . Ich habe stets gedacht, daß zwischen uns Beiden noch etwas Höheres als Essen existirt, und — niemals, niemals bin ich ein Schuft gewesen! Also, vorwärts auf den Weg, um Alles gut zu machen! Auf einen späten Weg, draußen ist Spätherbst, auf den Feldern liegt Nebel, der frostige Thau des Alters verdeckt meinen künftigen Pfad, und der Wind spricht heulend von dem nahen Grabe. Aber auf den Weg, auf den Weg:

„Voll die Brust von reiner Liebe,
Und dem süßen Traume treu!"

O, lebt wohl, meine Träume! Zwanzig Jahre! Alea jacta est!"

Sein Gesicht wurde feucht von plötzlich hervorbrechenden Thränen; er griff nach dem Hut.

„Ich verstehe nicht Latein," sagte Barbara Petrowna, indem sie sich aus allen Kräften zu bemeistern suchte.

Wer weiß, vielleicht wollte auch sie in Thränen ausbrechen, aber Unwillen und Eigensinn gewannen noch einmal die Oberhand.

„Ich weiß nur Eins, nämlich daß das Alles Unsinn ist, Sie sind niemals im Stande, Ihre Drohungen, welche voll von Egoismus sind, auszuführen. Sie werden nirgends wohin, auch nicht zu einem Kaufmann gehen, sondern werden sehr ruhig auf meine Kosten bis an Ihr Ende leben, indem Sie Ihre Pension erhalten und Ihre zu nichts tauglichen Freunde alle Dienstage um sich versammeln. Leben Sie wohl, Stephan Trofimowitsch.“

„Alea jacta est!“ er verbeugte sich tief vor ihr und kehrte kaum lebend vor Aufregung nach Hause zurück.

Sechstes Kapitel.

Peter Stephanowitsch in Sorgen.

I.

Der Tag des Festes war definitiv festgestellt und von Lembke wurde immer trauriger und nachdenklicher. Er war voll von eigenthümlichen und schlimmen Ahnungen, was Julia Michailowna stark beunruhigte. Allerdings stand nicht Alles günstig. Unserer früherer, weichherziger Gouverneur hatte die Verwaltung nicht ganz in Ordnung zurückgelassen, gegenwärtig war die Cholera im Anzuge, an einigen Orten war eine starke Viehseuche ausgebrochen; den ganzen Sommer hatten in Städten und Dörfern Brände gewüthet, und im Volke erhob sich immer stärker und stärker das dumpfe Murmeln von Brandstiftungen. Räubereien hatten doppelt gegen früher zugenommen. Aber das Alles wäre, selbstverständlich, im höchsten Grade gleichgültig gewesen, wenn nicht dabei andere, schwerer wiegende Ursachen die Ruhe des bis dahin glücklichen Andreas Antonowitsch gestört hätten.

Am meisten machte Julia Michailowna der Umstand stutzig, daß er mit jedem Tage schweigsamer und wunderbarer Weise, verschlossener wurde. Und welchen Grund konnte er denn haben verschlossen zu sein, dachte sie. Er widersprach ihr allerdings selten und gehorchte ihr meistentheils. Auf ihr Drängen waren zum Beispiel, zwei bis drei außerordentlich gewagte und fast ungesetzliche Maß-

regeln ergriffen worden, um die Gewalt des Gouverneurs zu vergrößern. In einigen Fällen war zu demselben Zwecke unerlaubte Nachsicht geübt worden; Leute, welche es verdient hätten, vor Gericht gestellt und nach Sibirien geschickt zu werden, waren einzig und allein in Folge des Drängens Julia Michailownas für eine Belohnung vorgeschlagen worden. Auf einige Beschwerden und Anfragen hatte man systematisch beschlossen nicht zu antworten. Das alles wurde erst in der Folge entdeckt. Lembke unterschrieb nicht nur Alles, sondern kümmerte sich auch nicht einmal um den Grad der Betheiligung seiner Gattin an der Erfüllung der ihm obliegenden Pflichten. Dagegen sträubte er sich plötzlich wegen „vollständiger Narrenspossen" und setzte Julia Michailowna in Erstaunen. Für Tage des Gehorsams empfand er bestimmt das Bedürfniß sich durch kleine Augenblicke der Widerspenstigkeit zu belohnen. Leider konnte Julia Michailowna trotz all' ihres Scharfsinns dieses edle Zartgefühl in dem edlen Charakter nicht begreifen. O weh! soweit reichten ihre Gedanken nicht aus, und daraus entsprangen viele bedenkliche Vorfälle.

Es schickt sich nicht für mich, und ich verstehe es auch nicht, von einigen Dingen zu erzählen. Ueber administrative Fehler zu urtheilen ist ebenfalls nicht meine Sache, und ich lasse diesen ganzen administrativen Punkt vollständig bei Seite. Als ich die Chronik begann, habe ich mir andere Aufgaben gestellt. Außerdem wird Vieles erst jetzt in unserm Gouvernement durch die gerichtliche Untersuchung klar gestellt werden, man braucht nur etwas zu warten. Aber immerhin konnte ich einige Erklärungen nicht vermeiden.

Aber ich fahre über Julia Michailowna fort. Die arme Dame (ich bedauere sie sehr) hätte Alles, was sie anzog und lockte (Ruhm und Anderes) ganz gut auch ohne die starken und excentrischen Bestrebungen, welchen sie sich bei uns vom ersten Schritte ab hingab, erreichen können. Aber aus Ueberfluß an Poesie, oder in Folge der langen,

traurigen Mißerfolge der ersten Jugend fühlte sie sich als eine mächtig Berufene, fast als eine Gesalbte, über welcher diese feurige Zunge aufgeflammt war, jedoch in dieser feurigen Zunge lag eben das Unglück: sie ist ja kein Chignon, welches jeden weiblichen Kopf bedecken kann. Aber von dieser Wahrheit ist es am schwersten ein Weib zu überzeugen, im Gegentheil, wer ihr beistimmt hat Glück, und Julia Michailowna stimmte man um die Wette bei. Die Arme war mit einem Male der Spielball der verschiedenartigsten Einflüsse geworden, während sie zugleich sich einbildete vollständig selbstständig zu sein. Viele schmarotzten um sie herum und machten sich ihre Einfalt, während der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes bei uns, zu Nutzen. Und was für ein Mischmasch kam unter dem Scheine von Selbstständigkeit heraus! Es gefielen ihr der große Grundbesitz, das außerordentliche Element, die Vermehrung der Gewalt des Gouverneurs, das demokatrische Element, die neuen Einrichtungen und Bestimmungen, die Freigeisterei, die sozialistischen Ideen, der strenge Ton des aristokratischen Salons und die fast wirthshausmäßige Ausgelassenheit der sie umgebenden jungen Leute. Sie träumte davon „glücklich zu machen" und Unversöhnliches zu versöhnen, richtiger, Alle und Alles in der Vergötterung ihrer eigenen Person zu vereinigen. Sie hatte auch ihre Lieblinge; z. B. gefiel ihr Peter Stephanowitsch, welcher ihr die größten Schmeicheleien sagte, sehr gut. Er gefiel ihr aber auch noch aus einem andern Grunde, welcher sehr wunderbar ist und die arme Dame am meisten charakterisirt: sie hoffte fortwährend, daß er ihr eine ganze Verschwörung entdecken werde! Wie schwer man sich dies auch vorstellen kann, dennoch war es der Fall. Es schien ihr, daß im Gouvernement eine Staatsverschwörung angezettelt würde. Peter Stephanowitsch trug durch sein Schweigen in einigen Fällen und durch Andeutungen in anderen zur Befestigung dieser seltsamen Idee bei. Sie glaubte ihn in Verbindung mit allem Revolutionären in Rußland, aber zugleich ihr selber bis

zur Vergötterung ergeben. Entdeckung der Verschwörung, Dankbarkeit aus Petersburg, künftige Karriere, Einwirkung durch Freundlichkeit auf die jungen Leute, um sie am Rande des Abgrundes zurückzuhalten, — alles dieses vereinigte sich in ihrem phantastischen Kopfe. Hätte sie Peter Stephanowitsch gerettet und ausgescholten, so würde sie auch die Uebrigen retten, — hiervon war sie fest überzeugt. Keiner, keiner von ihnen würde untergehen; sie würde sie retten, in verschiedene Kategorien bringen und über sie Bericht erstatten; sie würde mit der höchsten Gerechtigkeit vorgehen, und vielleicht würde sogar die Geschichte und der ganze russische Liberalismus ihren Namen segnen; aber die Verschwörung würde immerhin entdeckt sein; alle Vortheile auf ein Mal.

In jedem Falle mußte ihrer Ansicht nach Andreas Antonowitsch wenigstens am Festtage heiterer sein. Er mußte aufgemuntert und beruhigt werden. Zu diesem Zwecke schickte sie Peter Stephanowitsch zu ihm in der Hoffnung, daß dieser in irgend einer Weise seine Niedergeschlagenheit heben und vielleicht auch durch einige Mittheilungen, so zu sagen, direkt aus erster Hand ihn beruhigen werde. Auf seine Geschicklichkeit hatte sie vollständiges Vertrauen. Peter Stephanowitsch war schon lange nicht im Arbeitszimmer des Herrn von Lembke gewesen; er stürzte zu ihm, grade in demselben Augenblicke, als sich der Patient in einer besonders schlechten Stimmung befand.

II.

Ein Zusammentreffen von Umständen hatte stattgefunden, welches Herr von Lembke sich durchaus nicht erklären konnte. In einem Kreise (in demselben, in welchem kürzlich Peter Stephanowitsch dinirt) hatte kürzlich ein Unterlieutenant einen Verweis durch seinen nächsten Vor=

gesetzten erhalten. Dies war vor der ganzen Kompagnie geschehen. Der Unterlieutenant war ein noch junger Mann, unlängst aus Petersburg angekommen, immer schweigsam und mürrisch, von ernstem Aeußern, obwohl klein, dick und rothbäckig. Er ertrug nicht den Verweis und warf sich plötzlich mit einem unerwarteten Heulen, welches die ganze Kompagnie in Erstaunen setzte, mit gesenktem Kopfe auf dem Kommandeur; er stieß mit dem Kopfe zu und biß den Gestoßenen mit aller Kraft in die Schulter; nur mit Mühe konnte man ihn losreißen. Es war kein Zweifel, daß er den Verstand verloren, wenigstens zeigte es sich, daß an ihm in der letzten Zeit die unglaublichsten Sonderbarkeiten bemerkt worden. Er hatte zum Beispiel aus seiner Wohnung zwei Heiligenbilder des Wirthes herausgeworfen und eines von ihnen mit der Axt zerhauen; in seinem Zimmer hatte er auf drei Untergestellen, welche wie Lesepulte aussahen, die Werke von Vogt, Moleschott und Büchner aufgestellt und vor jedem Pulte Kirchenlichter aus Wachs angezündet. Aus der Menge der bei ihm vorgefundenen Bücher konnte man schließen, daß er ein belesener Mensch sei. Wenn er fünfzigtausend Rubel gehabt hätte, wäre er vielleicht nach den Marqueses Inseln gegangen, wie jener „Kadett", von welchem Alexander Herzen mit großem Humor in einem seiner Werke spricht. Als man ihn ergriff, fand man in seinen Taschen und in seiner Wohnung eine Anzahl der verzweifeltsten Proklamationen.

Die Proklamationen selber waren ebenfalls unbedeutend und meiner Ansicht nach durchaus nicht Besorgniß erregend. Wir hatten noch wenige von ihnen zu Gesicht bekommen. Dabei waren es auch nicht einmal neue Proklamationen; ebensolche waren, wie es später hieß, vor Kurzem im Ch—'schen Gouvernement verbreitet worden; und Liputin, welcher vor anderthalb Monaten in den Kreis und in das benachbarte Gouvernement gereist war, versicherte, daß er damals genau dieselben Blätter gesehen habe. Hauptsächlich aber machte Andreas Antonowitsch der Um=

stand stutzig, daß der Direktor der Schpipulin'schen Fabrik genau zu derselben Zeit der Polizei zwei oder drei Packete ebensolcher Flugblätter, wie die des Unterlieutenants, abgeliefert hatte, welche zur Nachtzeit in die Fabrik geworfen worden waren. Die Packete waren noch nicht geöffnet worden und noch keiner der Arbeiter hatte eines lesen können. Die Thatsache war fatal, aber Andreas Antonowitsch dachte angestrengt nach. Die Sache erschien ihm unangenehm komplizirt.

In dieser Fabrik der Schpipulins hatte damals soeben „die Schpipulin'sche Geschichte" begonnen, von welcher man bei uns viel Lärm machte, und welche mit vielen Varianten auch in hauptstädtische Zeitungen überging. Drei Wochen zuvor war ein Arbeiter an der asiatischen Cholera erkrankt und gestorben; später erkrankten noch einige andere. Alle in der Stadt geriethen in Furcht, weil die Cholera aus dem benachbarten Gouvernement im Anzuge war. Ich muß bemerken, daß bei uns nach Möglichkeit sanitäre Maßregeln zur Begegnung des ungebetenen Gastes ergriffen worden waren. Aber die Fabrik der Schpipulins, welche Millionäre waren und Verbindungen besaßen, war übersehen worden. Und plötzlich fingen Alle an zu schreien, daß gerade sie eine Wurzel und Pflanzstätte der Krankheit sei und daß gerade in ihr, besonders in den Wohnungen der Arbeiter, eine solch eingewurzelte Unreinlichkeit herrsche, daß, wenn auch die Cholera noch nicht da wäre, sie doch dort ausbrechen müsse. Selbstverständlich wurden sogleich Maßregeln ergriffen, und Andreas Antonowitsch bestand energisch auf ihrer schleunigen Ausführung. Die Fabrik wurde in drei Wochen gereinigt, aber von den Schpipulins geschlossen, man weiß nicht weshalb. Der eine Bruder Schpipulin lebte beständig in Petersburg und der andere reiste nach der obrigkeitlichen Verfügung die Fabrik zu reinigen, nach Moskau. Der Fabrikleiter trat mit den Arbeitern in Abrechnung und betrog sie, wie sich jetzt zeigt, in frecher Weise. Die Arbeiter begannen zu murren, verlangten eine richtige Abrechnung und gingen aus Dumm-

heit auf die Polizei, übrigens ohne großes Lärmen und durchaus nicht sehr erregt. An Andreas Antonowitsch war soeben die Proklamation durch den Fabrikleiter abgeliefert worden.

Peter Stephanowitsch kam unangemeldet, als ein guter Bekannter und Hausfreund, und noch dazu in Julia Michailowna's Auftrage in das Arbeitszimmer geeilt. Als von Lembke ihn sah, runzelte er finster die Stirn und blieb unhöflich am Tische stehen. Bis dahin war er im Arbeitszimmer auf und ab gegangen und hatte Etwas unter vier Augen mit seinen Kanzleibeamten Blümer, einem außerordentlich unbehülflichen und mürrischen Deutschen, gesprochen, welchen er trotz der stärksten Opposition Julia Michailowna's aus Petersburg mitgebracht hatte. Bei Peter Stephanowitsch's Eintritt wandte sich der Beamte nach der Thür, ging aber nicht heraus. Peter Stephanowitsch schien es sogar, als ob er mit seinem Vorgesetzten einen bedeutsamen Blick wechselte.

„Oho, so habe ich Sie doch einmal gefangen, versteckt handelndes Stadtoberhaupt!" rief lachend Peter Stephanowitsch und bedeckte mit der Handfläche eine auf dem Tische liegende Proklamation, „das soll wohl Ihre Sammlung vermehren?"

Andreas Antonowitsch wurde roth im Gesicht, das sich plötzlich etwas verzerrte.

„Lassen Sie das liegen, lassen Sie es augenblicklich liegen," schrie er, vor Zorn zitternd, „und wagen Sie nicht . . . mein Herr . . ."

„Weshalb sind Sie so unfreundlich? Sie scheinen aufgebracht zu sein!"

„Erlauben Sie mir Ihnen zu bemerken, geehrter Herr, daß ich durchaus nicht mehr Willens bin, Ihr sans façon zu dulden, und ich bitte Sie, sich daran zu erinnern . . ."

„Pfui Teufel! Er ist in der That aufgebracht!"

„Schweigen Sie, schweigen Sie!" von Lembke stampfte

mit dem Fuße auf den Teppich auf, „und wagen Sie nicht . . .“

Gott weiß, wie weit es gekommen wäre. O weh, es gab hier noch einen Umstand, welcher sowohl Peter Stephanowitsch, wie auch Julia Michailowna vollständig unbekannt war. Mit dem unglücklichen Andreas Antonowitsch war es soweit gekommen, daß er in den letzten Tagen wegen seiner Frau auf Peter Stephanowitsch eifersüchtig geworden war. In Einsamkeit, besonders in den Nächten, peinigten ihn qualvolle Gedanken.

„Und ich dachte, wenn mir ein Mensch an zwei Tagen bis nach Mitternacht unter vier Augen seinen Roman vorliest und meine Ansicht hören will, er selbst wenigstens auf solche Förmlichkeiten verzichtet hat . . . Mich empfängt Julia Michailowna auf einem vertraulichen Fuße; ich erkenne Sie jetzt gar nicht mehr wieder,“ sagte mit einer gewissen Würde Peter Stephanowitsch. „Hier haben Sie auch Ihren Roman,“ er legte ein großes, schweres, zusammengerolltes und in blaues Papier fest eingepacktes Heft auf den Tisch.

Lembke wurde roth und fing an zu stottern.

„Wo haben Sie ihn denn gefunden?“ fragte er vorsichtig in einem Anfall von Freude, welche er nicht zurückhalten konnte, aber aus allen Kräften zurückzuhalten suchte. —

„Stellen Sie sich vor, das Heft ist, grade so zusammengerollt wie es war, hinter die Kommode gefallen. Ich muß es, als ich nach Hause gekommen war, in ungeschickter Weise auf die Kommode geworfen haben. Erst vorgestern hat man es beim Dielenscheuern gefunden; aber Sie haben mir eine gewisse Arbeit aufgegeben.“

Lembke schlug ernst die Augen nieder.

„Zwei Nächte hindurch habe ich wegen Euer Gnaden nicht geschlafen. Erst vorgestern hat man es gefunden, ich habe es zurückbehalten, habe Alles gelesen, und zwar, da ich am Tage keine Zeit hatte, in den Nächten. Nun, ich bin nicht zufrieden, es sind nicht meine Gedanken.

Aber Sie brauchen sich nicht daran zu kehren; niemals bin ich ein Kritiker gewesen, — aber losreißen konnte ich mich doch nicht von der Lektüre, mein Lieber, obwohl ich nicht zufrieden bin! Das vierte und das fünfte Kapitel sind . . . der Teufel weiß was! Und welcher Humor sich bei Ihnen findet, — er lachte. Wie Sie aber verstehen Etwas lächerlich zu machen sans que cela paraisse! Im neunten und zehnten Kapitel handelt Alles von Liebe; dafür interessire ich mich nicht, aber es ist effektvoll; nach seinem Briefe fängt Igrenew fast zu weinen an, so haben Sie ihn wenigstens dargestellt. Wissen Sie, es ist gefühlvoll, aber zu gleicher Zeit scheinen Sie es von einer falschen Seite darstellen zu wollen, ist es so? Habe ich es errathen oder nicht? Nun, wegen des Endes würde ich Sie einfach tödten. Zu welchem Resultat kommen Sie? Es ist die frühere Vergötterung des Familienglücks, der Kindervermehrung, des Kapitals; die Helden Ihres Romans genießen das Leben und erwerben sich Vermögen; ich bitte Sie! Sie bezaubern den Leser, denn er kann sich nicht losreißen, und das ist um so schlimmer. Der Leser bleibt thöricht wie früher, verständige Menschen müßten ihn ordentlich aufklären, aber Sie . . . Jetzt aber genug hiervon, leben Sie wohl. Seien Sie ein zweites Mal nicht aufgebracht; ich war nur gekommen, um Ihnen zwei nothwendige Wörtchen zu sagen, aber da Sie so sind . . ."

Andreas Antonowitsch hatte inzwischen seinen Roman genommen und ihn in seinem eichenen Bücherschrank eingeschlossen, während er zugleich Blümer einen Wink gegeben, sich zu entfernen. Dieser verschwand mit einem langen und traurigen Gesichte.

„Ich bin nicht „so", ich bin einfach, . . . ich habe nur Unannehmlichkeiten," brummte er mit finsterem Gesichte, aber bereits ohne Zorn, und indem er sich an den Tisch setzte, „setzen Sie sich und sagen Sie Ihre zwei Worte. Ich habe Sie lange nicht gesehen, Peter Stephanowitsch, nur kommen Sie in Zukunft nicht in Ihrer Ma-

nier hereingestürzt . . . bisweilen ist dies bei Geschäften . . ."

„Ich habe nur Manieren, welche . . ."

„Ich weiß und glaube es, daß Sie absichtlos handeln, aber bisweilen hat man seine Sorgen . . . Setzen Sie sich."

Peter Stephanowitsch streckte sich auf dem Sopha aus und hatte im Augenblick die Beine übereinander geschlagen.

III.

Welche Sorgen? Etwa wegen solcher Dummheiten?" Er wies mit dem Kopfe nach einer Proclamation hin. „Ich kann Ihnen von solchen Blättchen so viele, wie Sie wollen, herbeischaffen, ich habe Sie schon im Ch—'schen Gouvernement kennen gelernt."

„Das heißt, während Sie dort lebten?"

„Nun, natürlich nicht in meiner Abwesenheit. Damals hatten sie eine Vignette; ein Beil war oben hingezeichnet. Erlauben Sie (er ergriff die Proklamation); nun ja das Beil ist auch hier; ganz genau dasselbe."

„Ja, ein Beil. Denken Sie sich, ein Beil!"

„Was ist da weiter, erschreckt Sie das Beil?"

„Das Beil erschreckt mich nicht, aber die Sache ist die . . . die Sache ist die, daß hier noch besondere Umstände hinzukommen."

„Welche? Was man über die Fabrik erzählt hat? Ja, ja! Wissen Sie, in dieser Fabrik werden die Arbeiter selbst bald Proklamationen schreiben."

„Wieso?" von Lembke richtete sich in strenger Haltung auf.

„Sehen Sie sich die Arbeiter nur genau an. Sie sind ein zu weicher Mensch, Andreas Antonowitsch; Sie schreiben Romane; und hier müßten Sie nach alter Sitte verfahren."

„Was heißt das „nach alter Sitte?“ was sind das für Rathschläge? Die Fabrik ist gereinigt worden; ich habe es befohlen, und es ist geschehen.“

„Unter den Arbeitern besteht eine Verschwörung. Die Leute müssen sämmtlich ausgepeitscht werden, dann ist die Sache zu Ende.“

„Eine Verschwörung? Das ist Unsinn: ich habe es befohlen, und die Fabrik ist gereinigt worden.“

„Ach, Andreas Antonowitsch, Sie sind ein milder Mensch!“

„Erstens bin ich gar nicht so mild, und zweitens ...“ von Lembke fühlte sich wiederum verletzt. Er hatte sich Zwang angethan, mit dem jungen Menschen zu sprechen, aus Neugierde ob derselbe nicht etwas Neues erzählen werde. —

„Ah! ah! wiederum eine alte Bekannte,“ unterbrach ihn Peter Stephanowitsch, indem er auf ein anderes Papier unter dem Briefbeschwerer hinwies, welches, ebenfalls eine Proklamation, augenscheinlich im Auslande, aber in Versen, gedruckt war; „nun diese kenne ich auswendig; „die leuchtende Persönlichkeit!“ Wir wollen sehen; in der That es ist die leuchtende Persönlichkeit. Mit dieser Persönlichkeit habe ich schon im Auslande Bekanntschaft gemacht. Wo hat man sie aufgespürt?“

„Sie sagen, daß Sie sie im Auslande gesehen haben?“ fragte von Lembke und fuhr auf.

„Warum denn nicht? Vor vier oder sogar vor fünf Monaten.“

„Sie haben aber sehr Vieles im Auslande gesehen,“ bemerkte von Lembke in feiner Weise. Peter Stephanowitsch entfaltete, ohne ihn anzuhören, das Blatt und las laut folgendes Gedicht vor:

Die leuchtende Persönlichkeit.

Unbekannt war er von Herkunft,
Aufgewachsen unterm Volke,
Doch verfolgt von Zarenrache
Und dem Neid der Edelleute,

Weihte er sein ganzes Leben
Nur den Leiden, Strafen, Foltern.
Und er ging dem Volk zu künden
Freiheit, Brüderschaft und Gleichheit.
Als der erste Aufstandskämpfer
Eilte er nach fremden Landen,
Aus des Zaren Kasematte,
Fort von Peitschen, Foltern, Henkern.
Und das Volk bereit zum Aufstand.
Weil gedrückt durch hartes Schicksal,
Wartet nur auf den Studenten
In dem ganzen Russenlande.
Es erwartet nur sein Kommen,
Um dann schließlich zu vernichten
Herrenherrschaft, Macht des Zaren,
Um die Güter zu vertheilen,
Um der Rache preiszugeben
Die Familie, Kirche, Ehe, —
Früherer Zeiten böse Thaten.

„Jedenfalls hat man dies bei jenem Offizier gefunden?“ fragte Peter Stephanowitsch.

„Und Sie belieben auch diesen Offizier zu kennen?“

„Und wie! Ich habe dort mit ihm zwei Tage lang gezecht. Er muß verrückt geworden sein!“

„Er ist vielleicht nicht verrückt.“

„Obwohl er zum Beißer geworden ist?“

„Aber erlauben Sie, wenn Sie diese Verse im Auslande gesehen haben, und es sich dann bei diesem Offizier erweist . . .“

„Wie? Sie denken scharfsinnig! Wie ich sehe, wollen Sie, Andreas Antonowitsch, mich examiniren. — Sehen Sie,“ begann er plötzlich mit ungewöhnlicher Würde, „darüber, was ich im Auslande gesehen, habe ich nach meiner Rückkehr bereits Erklärungen abgegeben, und dieselben sind für genügend befunden worden, sonst würde ich die hiesige Stadt nicht durch meine Anwesenheit beglücken. Ich glaube, daß meine Angelegenheiten in dieser Hinsicht erledigt sind, und ich Niemandem zur Rechenschaft verpflichtet bin. Und sie sind nicht deshalb erledigt, weil ich ein Denunziant bin, sondern deshalb, weil ich nicht

anders verfahren kann. Diejenigen, welche an Julia Michailowna geschrieben, haben von mir, weil sie die Sache kennen, als von einem Ehrenmanne geschrieben . . . Nun, mag dies Alles der Teufel holen, aber ich bin zu Ihnen gekommen, um mit Ihnen von einer ernsten Sache zu sprechen, und es ist gut, daß Sie diesen Ihren Rauchfangkehrer fortgeschickt haben. Die Sache ist für mich wichtig, Andreas Antonowitsch; ich habe eine außerordentliche Bitte an Sie zu richten."

„Eine Bitte? Hm, thuen Sie mir den Gefallen, sagen Sie welche; ich erwarte sie, muß ich bekennen, mit Spannung. Ueberhaupt setzen Sie mich peinlich in Erstaunen Peter Stephanowitsch, das muß ich Ihnen sagen."

Von Lembke befand sich in einer gewissen Aufregung. Peter Stephanowitsch schlug ein Bein über das andere.

„In Petersburg," begann er, „bin ich in vieler Beziehung offenherzig gewesen, aber in einer gewissen Beziehung, oder zum Beispiel in Beziehung hierauf (er schlug mit dem Finger auf „die leuchtende Persönlichkeit") habe ich geschwiegen, erstens, weil Sprechen nicht lohnte, und zweitens, weil ich mich nur über das, was mich man fragte, erklärte. In dieser Beziehung greife ich nicht vor und hierin sehe ich den Unterschied zwischen einem Schuft und einem Ehrenmanne, welchen einfach die Verhältnisse im Dunkeln gelassen haben . . . Nun, mit einem Worte, wir wollen dies bei Seite lassen. Jetzt . . . jetzt, da diese Narren . . . nun, da dies an's Tageslicht gekommen ist, und sich solche Schriften in Ihren Händen befinden, und vor Ihnen, wie ich sehe, nichts verborgen ist — denn Sie haben Augen im Kopf und man wird Sie künftig nicht mehr wiedererkennen — und diese Narren doch noch immer fortarbeiten, so bin ich . . . bin ich, mit einem Worte, so bin ich gekommen, Sie zu bitten, einen Menschen zu retten, ebenfalls einen Narren, fast einen Verrückten, im Namen seiner Jugend, seiner Unglücksfälle, im Namen Ihrer Menschenfreundlich-

eit . . . Nicht nur in Romanen eigener Arbeit sind Sie o menschenfreundlich!“ mit grobem Sarkasmus und ungeduldig brach er plötzlich seine Rede ab.

Mit einem Worte, er zeigte sich als ein aufrichtiger Mensch, welcher aber aus überflüssiger Humanität und übermäßiger Schwatzhaftigkeit sich ungeschickt und ungebildet benahm, und hauptsächlich beschränkt war, wohinter von Lembke sogleich mit außerordentlichem Scharfsinn gekommen war, und wie er es schon längst von ihm geglaubt hatte, besonders als er in der vergangenen Woche, allein in seinem Arbeitszimmer und in den Nächten, ihn wegen seiner unerklärlichen Erfolge bei Julia Michailowna verwünscht hatte. —

„Für wen bitten Sie denn und was bedeutet das Alles?“ erkundigte er sich würdevoll, indem er seine Neugierde zu verbergen suchte.

„Dies . . . dies . . . zum Teufel auch . . . ich kann nichts dafür, daß ich Ihnen glaube! Worin fehle ich, wenn ich Sie für einen sehr edlen, und, was die Hauptsache ist, verständigen Menschen halte, welcher fähig ist, . . . zu begreifen . . . zum Teufel . . .“

Der Arme konnte augenscheinlich seiner Verwirrung nicht Herr werden.

„Sie werden jedenfalls begreifen,“ fuhr er fort, „daß ich, wenn ich Ihnen seinen Namen nenne, ihn Ihnen ausliefere; ich ihn ausliefere, ist es nicht so?“

„Aber wie, wenn ich den Namen, in dem Falle, daß Sie sich nicht entschließen sich auszusprechen, errathen kann?“

„Ja, ja, so wird es sein, mit Ihrer Logik treffen Sie Alles auf's Haar; zum Teufel auch . . . nun . . . diese „leuchtende Persönlichkeit,“ dieser „Student“ — ist Schatow . . . jetzt wissen Sie Alles!“

„Schatow! Wer ist dieser Schatow?“

„Schatow ist der Student, dessen in der Proklamation gedacht wird. Er wohnt hier; er ist ein früherer Leibeigener, er hat die Ohrfeige ausgetheilt.“

„Ich weiß es, ich weiß es!“ Lembke blinzelte mit den Augen, „aber, erlauben Sie, wessen wird er besonders beschuldigt, und, was die Hauptsache ist, in welcher Angelegenheit legen Sie Fürsprache für ihn ein?“

„Ich bitte ihn zu retten: verstehen Sie! Ich habe ihn schon vor acht Jahren gekannt; jetzt bin ich für ihn vielleicht ein Anderer geworden,“ entgegnete Peter Stephanowitsch lebhaft. „Nun, ich bin Ihnen nicht zur Rechenschaft über mein früheres Leben verpflichtet,“ — er machte eine abwehrende Handbewegung, — „das Alles hat nicht das Mindeste zu bedeuten, im Ganzen sind es fünf Männer, und mit den Ausländern zusammen kommen noch nicht zehn heraus, aber die Hauptsache ist — ich habe auf Ihre Menschenfreundlichkeit, auf Ihren Verstand, meine Hoffnung gesetzt. Sie werden die Sache in Ihrer richtigen Gestalt, und nicht Gott weiß wie, auffassen und darstellen, Sie werden sie als den thörichten Traum eines durch Unglücksfälle, bemerken Sie durch langes Unglück, verrückt gewordenen Menschen, und nicht als eine Gott weiß was für gefährliche Staatsverschwörung betrachten! . . .“

Er war fast außer Athem.

„Hm! Ich sehe, daß er wegen der Proklamationen mit dem Beile strafbar ist,“ schloß Lembke fast majestätisch; „aber erlauben Sie, er allein konnte sie doch nicht hier, und in den Provinzen und sogar im Ch—'schen Gouvernement verbreiten, und . . . und, was endlich die Hauptsache ist, woher hat er sie bekommen?“

„Ich sage Ihnen ja, daß es ihrer augenscheinlich Alles in Allem fünf Mann sind, höchstens zehn; woher soll ich es wissen?“

„Sie wissen es nicht?“

„Ja, wie soll ich es wissen? Der Teufel hol' mich!“

„Aber Sie wußten ja, daß Schatow einer der Betheiligten ist?“

„Ach!“ — Peter Stephanowitsch machte eine abwehrende Handbewegung, als wenn er sich gegen eine

ihn erdrückende Scharfsichtigkeit des Fragenden vertheidigen wollte, — „nun, hören Sie, ich werde Ihnen die ganze Wahrheit sagen: von den Proklamationen weiß ich nichts, das heißt, soviel wie nichts, der Teufel hol' mich, verstehen Sie, was das heißt, nichts? . . . Nun, sicherlich ist dabei jener Unterlieutenant betheiligt, ja noch Jemand, ja noch ein Dritter hier . . . vielleicht auch Schatow, überhaupt Alle, die ganze Gesellschaft . . . Aber ich bin gekommen wegen Schatow's zu bitten, er muß gerettet werden, weil dieses Gedicht von ihm ist, sein eigenes Werk und durch seine Vermittelung im Auslande gedruckt worden ist; das ist es, was ich bestimmt weiß, aber von der Proklamation weiß ich soviel wie nichts."

„Wenn die Verse von ihm herrühren, so sind auch jedenfalls die Proklamationen die seinigen. Welche Thatsachen veranlassen Sie aber Herrn Schatow in Verdacht zu haben?"

Peter Stephanowitsch nahm mit der Miene eines total aus der Geduld gebrachten Menschen ein Portefeuille aus der Tasche und aus ihm einen Zettel.

„Da haben Sie die Thatsachen!" rief er aus, indem er den Zettel auf den Tisch warf. Lembke faltete ihn auseinander und er erwies sich als vor einem halben Jahre, von hier aus nach einem Orte im Auslande, in ein paar kurzen Worten geschrieben:

„Die ‚leuchtende Persönlichkeit' kann ich hier nicht drucken, ich kann überhaupt nichts thun; lassen Sie dieselbe im Auslande drucken.

Iw. Schatow."

Lembke sah Peter Stephanowitsch stier an. Barbara Petrowna hatte richtig gesagt, daß er einen gewissen Scharfblick, der besonders stark hervortrete, habe.

„Die Sache ist die," beeilte sich Peter Stephanowitsch zu erklären, „daß er hier vor einem halben Jahre diese Verse geschrieben, aber sie hier, in einer geheimen Druckerei, nicht hat drucken können, und daher um ihren

Druck im Auslande gebeten hat; die Sache scheint mir klar zu sein."

„Ja, sie ist klar, aber wen bittet er denn? Sehen Sie, das ist noch nicht klar," bemerkte mit listiger Ironie Lembke.

„Sicherlich Kirilow; das Briefchen ist an Kirilow, während derselbe im Auslande war, geschrieben worden. Das haben Sie wohl nicht gewußt? Es ist ärgerlich, daß Sie sich vielleicht vor mir nur verstellen und schon längst von diesen Versen und von Allem wissen! Wie haben sich denn dieselben plötzlich auf Ihrem Tische eingefunden? Man hat verstanden sie ausfindig zu machen. Weshalb befragen Sie mich denn peinlich, wenn dem so ist?"

Er trocknete zitternd sich den Schweiß von der Stirn.

„Mir ist vielleicht etwas bekannt . . ." wich Lembke geschickt aus; „aber wer ist dieser Kirilow?"

„Nun, das ist ein fremder Ingenieur; er war Sekundant bei Stawrogin, er ist verrückt und benimmt sich wie ein Schauspieler auf der Bühne; Ihr Unterlieutenant kann wirklich nur einen Fieberanfall gehabt haben, aber dieser Kirilow ist schon mehr vollständig verrückt, vollständig, dafür stehe ich Ihnen. Ach, Andreas Antonowitsch, wenn die Regierung wüßte, was an diesen Menschen daran ist, so würde sie wider dieselben keine Hand erheben. Sie Alle müßten, wie sie sind, in's Irrenhaus geschafft werden; ich habe sie in der Schweiz und auf Kongressen mir angesehen."

„Also dort, von wo aus die hiesige Bewegung geleitet wird?"

„Und wer leitet sie? Drei Mann und ein halber. Man braucht sie nur zu sehen, so ergreift einen auch Langeweile. Und welche Bewegung hier wird von Außen her geleitet? Vielleicht die Proklamationen? Ja, und wer wird von ihnen angeworben? ein Unterlieutenant, der Fieberwahnsinn hat, und zwei, drei Studenten! Sie sind ein verständiger Mensch, daher stelle ich Ihnen die Frage:

weshalb werben Jene nicht bedeutendere Menschen an, weshalb nur Studenten und noch nicht ausgewachsene Leute von zweiundzwanzig Jahren? Und sind es viele? Eine Million Hunde sucht, und haben sie viel aufgespürt? Im Ganzen sieben Menschen. Ich sage Ihnen, es überkommt Einen Langeweile."

Lembke hörte mit Aufmerksamkeit zu, aber mit einem Ausdrucke, welcher sagte: „Mit Redensarten sättigt man keinen Hungrigen."

„Aber erlauben Sie, Sie belieben zu behaupten, daß der Brief in's Ausland adressirt war; aber hier fehlt die Adresse; woher wissen Sie, daß er an Herrn Kirilow und in's Ausland adressirt war und . . . und . . . daß er wirklich von Herrn Schatow geschrieben worden ist?"

„Verschaffen Sie sich sogleich Schatows Handschrift und vergleichen Sie. Jedenfalls wird sich in Ihrer Kanzlei eine Unterschrift von ihm finden lassen. Der Brief war an Kirilow gerichtet, weil mir damals Kirilow selbst ihn gezeigt hat."

„Sie sind also selbst . . ."

„Ja, ich selber. Man hat mir nicht wenig gezeigt. Was die Verse anbetrifft, so hat sie der verstorbene Herzen an Schatow geschrieben, als letzterer noch im Auslande sich herumtrieb, als Andenken an das Zusammentreffen, als Lob und zur Empfehlung, nun, zum Teufel auch . . . Schatow macht Propagonda unter den jungen Leuten. Das war auch Herzens Meinung über mich."

„Hab' ich mir das doch gedacht," rief Lembka, als wenn er Alles schließlich errathen hätte. „Daß er die Proklamationen verbreitet hat, ist begreiflich, aber weshalb die Verse?"

„Wie können Sie das nicht begreifen? Der Teufel weiß, weshalb ich zu Ihnen geschwatzt habe! Hören Sie, überlassen Sie mir Schatow, und der Teufel möge dann alle Uebrigen holen, auch den Kirilow, welcher sich jetzt in Filippows Hause, wo sich auch Schatow verbirgt, eingeschlossen hat. Sie lieben mich nicht, weil ich umgekehrt bin . . . aber

versprechen Sie mir Schatow zu schonen, und ich werde sie Alle Ihnen auf einem Teller präsentiren. Ich werde mich vorbereiten Andreas Antonowitsch. Ich schätze diesen ganzen kläglichen Haufen auf neun bis zehn Mann. Ich werde hinter ihnen herschleichen. Jetzt sind uns schon drei bekannt: Schatow, Kirilow und jener Unterlieutenant. Die übrigen durchschaue ich jetzt erst . . . übrigens bin ich nicht ganz kurzsichtig. Hier ist es, wie im Ch—schen Gouvernement; dort hat man mit Proklamationen zwei Studenten, einen Gymnasiasten, zwei zwölfjährige Adlige, einen Lehrer und einen verabschiedeten, sechszigjährigen und vom Trunk verdummten Major gewonnen, das waren Alle, das können Sie mir glauben; man wunderte sich sogar, daß dem so war. Aber ich brauche sechs Tage; nicht eher bin ich fertig. Wenn Sie ein Resultat haben wollen — so rühren Sie vor sechs Tage nichts an; ich werde sie Ihnen in ein Bündel zusammen packen; wenn Sie früher etwas thun, fliegt das Nest aus. Aber überlassen Sie mir Schatow. Ich bitte für Schatow. Am besten wäre es, wenn Sie ihn geheim und freundschaftlich, vielleicht hierher in Ihr Arbeitszimmer, rufen ließen und ausfragten, nachdem sie den Vorhang vor ihm aufgezogen haben. Er wird Ihnen jedenfalls zu Füßen fallen und in Thränen ausbrechen! Er ist ein nervöser, unglücklicher Mensch; seine Frau verkehrt mit Stawrogin. Behandeln Sie ihn freundlich, und er wird Ihnen Alles entdecken; aber ich brauche sechs Tage Zeit . . . Die Hauptsache ist — nicht das mindeste Wörtchen zu Julia Michailowna. Es ist ein Geheimniß. Können Sie das Geheimniß bewahren?"

„Wie?" Lembke riß die Augen auf, „haben Sie denn Julia Michailowna nichts entdeckt?"

„Ihr? Gott bewahre und behüte mich. Ach, Andreas Antonowitsch! Sehen Sie: Ihre Freundschaft schätze und achte ich hoch . . . nun, das ist Alles . . . aber ich werde keinen Fehler begehen. Ich widerspreche ihr nicht, weil das gefährlich ist, wie Sie selber wissen. Ich lasse manchmal ein Wörtchen ihr gegenüber fallen lassen, weil

sie dies liebt; aber daß ich ihr Namen angeben oder so zu ihr sprechen würde wie jetzt zu Ihnen, das wird nimmer geschehen, Herr von Lembke. Weshalb wende ich mich denn jetzt an Sie? Weil Sie jedenfalls ein Mann sind, ein ernsthafter Mensch und mit reichlicher Erfahrung im Dienst. Sie kennen die Welt. Ihnen ist jeder nothwendige Schritt in solchen Sachen, wie ich glaube, noch aus Ihrer Petersburger Praxis bekannt. Wollte ich ihr nur zwei Namen sagen, so würde sie dieselben auch austrommeln . . . Sie will ja doch von hieraus Petersburg in Erstaunen setzen. Nein, das wäre jedenfalls zu übereilt von mir."

„Ja, sie hat eine gewisse Anlage dazu," brummte nicht ohne Vergnügen Andreas Antonowitsch, welcher aber zugleich bedauerte, daß dieser Ignorant es wagte, sich über Julia Michailowna etwas frei auszudrücken. Peter Stephanowitsch glaubte wahrscheinlich, daß dies noch zu wenig sei, und er noch mehr thun müsse, um Herrn von Lembke zu schmeicheln und ihn gehörig zu reizen.

„Grade eine Anlage dazu," bestätigte er, „mag sie eine vielleicht geniale, litterarisch gebildete Frau sein, aber — die Sperlinge wird sie rechtzeitig verscheuchen. Sie wird es nicht sechs Stunden aushalten, geschweige denn sechs Tage. Ach, Andreas Antonowitsch, Sie dürfen mit Ihrer Frau nicht vor den sechs Tagen sprechen! Sie erkennen an mir ja eine gewisse Erfahrung, nämlich in diesen Fällen, an; ich weiß ja Etwas, und Sie wissen selbst, daß ich Etwas wissen kann. Ich bitte Sie um sechs Tage Zeit, nicht um zu schwatzen, sondern um zu handeln."

„Ich habe gehört . . ." Lembke entschloß sich nicht, seine Gedanken auszusprechen, „ich habe gehört, daß Sie, aus dem Auslande zurückgekehrt, sich in gehöriger Weise erklärt . . . eine gewisse Reue gezeigt haben?"

„Nun, mag dem so gewesen sein."

„Ich will selbstverständlich nicht in Sie dringen, aber es ist mir immer vorgekommen, als ob Sie hier bis jetzt in einer durchaus andern Weise gesprochen, z. B. über

den christlichen Glauben, über die Formen der bürgerlichen Gesellschaft und schließlich über die Regierung . . ."

„Ich habe Vieles gesagt. Ich sage auch jetzt dasselbe, nur darf man diese Gedanken nicht ausführen wie jene Narren; darum handelt es sich. Was hatte das für einen Sinn, daß jener Jemand in die Schulter gebissen hat? Sie selbst haben mir beigestimmt und nur gesagt, daß es zu früh sei."

„Ich habe nicht darin Ihnen speziell beigestimmt und nicht davon gesprochen, daß es zu früh sei."

„Aber bei Ihnen ist jedes Wort auf die Goldwage gelegt, ha — ha! Sie sind ein vorsichtiger Mensch!" bemerkte plötzlich und heiter Peter Stephanowitsch. „Hören Sie, ich mußte mit Ihnen bekannt werden, daher habe ich mit Ihnen in meiner Weise gesprochen. Ich mußte Ihren Charakter sondiren."

„Weshalb hätten Sie denn meinen Charakter sondiren müssen?"

„Nun, ich weiß schon weshalb," er lachte wieder. „Sehen Sie, theurer und hochzuverehrender Andreas Antonowitsch, Sie sind klug, aber dies haben Sie noch nicht errathen und werden es jedenfalls nicht errathen, verstehen Sie mich? Vielleicht verstehen Sie mich. Obwohl ich nach meiner Rückkehr aus dem Auslande gehörige Erklärungen abgegeben habe und wirklich nicht weiß, ob nicht ein Mensch mit bestimmten aufrichtigen Ueberzeugungen ihnen entsprechend handeln darf . . . so hat mir doch noch Niemand, „hier" gerade Sie mit Ihrem Charakter rekommandirt, und ich habe auch von „dorther" noch keine derartige Rekommandationen erhalten. Jetzt merken Sie auf: ich brauchte gar nicht Ihnen, als dem Ersten, zwei Namen zu nennen, sondern konnte direkt „dorthin" einen Wink geben, das heißt dorthin, wo ich die ursprünglichen Erklärungen abgegeben; und wenn ich jetzt durch die Namensnennung meine Finanzen hätte verbessern oder einen sonstigen Vortheil hätte herausschlagen wollen, so würde sicherlich für mich nichts abfallen, denn jetzt wird man Ihnen, und

nicht mir, dankbar sein. Ich habe also einzig und allein Schatows wegen so gehandelt," fügte Peter Stephanowitsch selbstgefällig hinzu, „nur Schatow's wegen, auf Grund früherer Freundschaft. . . Wenn Sie nun „hier" die Feder ergreifen, um „dorthin" zu schreiben, so können Sie mich loben, wenn Sie wollen . . . ich werde nicht widersprechen, ha, ha! Adieu, ich habe aber zu lange bei Ihnen gesessen und brauchte nicht so viel zu schwatzen!" fügte er nicht ohne Anmuth hinzu und erhob sich vom Sopha.

„Im Gegentheil, ich bin sehr froh, daß die Sache, so zu sagen, bestimmt ist," sagte von Lembke, indem er aufstand, ebenfalls mit einer liebenswürdigen Miene, ersichtlich unter dem Einflusse der letzten Worte. „Ich nehme mit Erkenntlichkeit Ihre Dienste an, und seien Sie überzeugt, daß Alles, was meinerseits in Betreff einer Aeußerung über Ihren Eifer geschehen kann . . ."

„Sechs Tage, die Hauptsache ist eine Frist von sechs Tagen, und daß Sie sich während dieser Tage nichts thuen — das ist Alles, was ich brauche."

„Nun, es sei."

„Selbstverständlich binde ich Ihnen nicht die Hände und wage es auch nicht. Sie werden nicht umhin können Nachforschungen anzustellen, nur erschrecken Sie das Nest nicht vorzeitig; das ist, was ich von Ihrem Verstande und Ihrer Erfahrung hoffe. Sie haben jedenfalls genug Jagdhunde und allerlei Spürhunde bereit, ha, ha!" platzte munter und leichtfertig Peter Stephanowitsch (als ein junger Mensch) heraus.

„Das ist nicht ganz richtig," wich Lembke freundlich aus. „Das ist ein Vorurtheil der Jugend, daß sehr viel bereit gehalten wird. . . Aber, à propos, erlauben Sie mir ein Wort: wenn dieser Kirilow Sekundant bei Stawrogin gewesen, so ist in diesem Falle auch Herr Stawrogin . . ."

„Was ist Stawrogin?"

„Ich will sagen, wenn beide solche Freunde sind . . ."

„Nein, nein, nein! Hier schießen Sie einen Bock,

obwohl Sie scharfsichtig sind. Sie setzen mich sogar in Erstaunen. Ich dachte, daß Sie darüber orientirt wären. . . Hm, Stawrogin, — der ist das vollständige Gegentheil, das heißt das vollständige. . . Avis au lecteur."

„Wirklich? Kann dem so sein?" fragte Lembke mißtrauisch. „Mir hat Julia Michailowna mitgetheilt, daß er nach Nachrichten, welche sie aus Petersburg erhalten hat, mit gewissen Instruktionen versehen ist."

„Ich weiß nichts, gar nichts. Adieu. Avis au lecteur!" wich plötzlich und klar Peter Stephanowitsch der Frage aus.

Er eilte nach der Thür.

„Erlauben, Peter Stephanowitsch, erlauben Sie," rief Lembke, „noch eine kleine Geschäftssache und ich werde Sie nicht zurückhalten."

Er nahm aus der Tischschublade ein Couvert.

„Hier ist ein kleines Exemplar, welches derselben Kategorie angehört, und ich zeige es Ihnen nur deshalb, weil ich Ihnen im höchsten Grade Vertrauen schenke. Sehen Sie es sich an, was ist Ihre Meinung?"

Im Couvert lag ein Brief, — ein seltsamer, verwegener an Lembke adressirter Brief, welchen er erst gestern empfangen hatte. Peter Stephanowitsch las zu seinem allergrößten Aerger Folgendes:

„Euer Excellenz!

Denn dem Range nach sind Sie es. Hiermit erkläre ich von einem Attentat auf das Leben von Generalspersonen und des Vaterlandes; denn direkt hierzu führt es. Bin selbst ununterbrochen eine Menge von Jahren Vertheiler gewesen. Auch Gottlosigkeit liegt vor. Eine Verschwörung wird vorbereitet, und einige tausend Proklamationen, und hinter jeder werden hundert Mann mit herausgestreckter Zunge, einherlaufen, wenn sie nicht früher durch die Obrigkeit konfiscirt wird; denn vieles ist als Belohnung versprochen, und das einfache Volk ist dumm, und der Branntwein kommt noch dazu. Das Volk, welches den Schuldigen schätzt, richtet einen Anderen zu Grunde,

und in Furcht vor beiden Seiten habe ich bereut, woran ich Theil genommen habe, denn meine Umstände sind danach. Wenn Sie eine Anzeige haben wollen zur Rettung des Vaterlandes, und auch der Kirchen und der Heiligenbilder, so kann nur ich sie machen. Aber dabei sei mir Verzeihung aus der dritten Abtheilung*) auf dem Telegraphen sofort, nur mir von Allen, aber die Anderen mögen sich verantworten. Stellen Sie ans Fenster beim Portier als Signal um sieben Uhr jeden Abend ein Licht hin. Wenn ich es sehe, werde ich glauben und werde kommen die mildthätige Hand aus der Hauptstadt zu küssen, aber eine Pension sei dabei, denn wovon werde ich leben? Sie werden es nicht bereuen, weil Ihnen ein Stern erscheinen wird. Sie müssen ruhig verfahren und nicht Hals über Kopf.

Euerer Excellenz verzweifelter Mensch.

Zu den Fußspuren wird niederfallen
der reuige Freidenker Incognito."

Von Lembke erklärte, daß der Brief gestern in die Portierloge, als sich Niemand in ihr befand, hineingeworfen sei.

„Wie denken Sie darüber?" fragte Peter Stephanowitsch.

„Ich würde es für ein anonymes Pasquill, eine Verspottung, halten."

„Am wahrscheinlichsten ist es so. Sie betrügt man nicht." —

„Ich glaube es hauptsächlich deshalb, weil es so dumm ist."

„Und haben Sie hier noch einige Pasquille empfangen?

„Zwei Mal, anonyme."

„Selbstverständlich unterschreibt man sie nicht. In verschiedenem Styl? von verschiedener Hand?"

---

*) Für die Aburtheilung politischer Verbrechen bestimmte Abtheilung.

„In verschiedenem Styl und von verschiedener Hand,
„Und waren sie narrenhaft, wie dieses?"

„Ja, narrenhaft, und wissen Sie ... sehr häßlich."

„Nun, wenn sie das gewesen, so ist auch der vorliegende Brief jedenfalls ein Pasquill."

„Vorzüglich deshalb, weil er so dumm ist. Denn diese Leute sind gebildet und schreiben sicherlich nicht so dumm."

„Nun ja, ja."

„Aber wie, wenn in der That wirklich Jemand eine Anzeige machen will?"

„Das ist unwahrscheinlich," entgegnete trocken und kurz Peter Stephanowitsch. „Was bedeutet ein Telegramm aus der dritten Abtheilung und eine Pension? Das Pasquill liegt auf der Hand."

„Ja, ja," entgegnete Lembke beschämt.

„Wissen Sie was, überlassen Sie das Schreiben mir. Ich werde den Schreiber Ihnen sicherlich ausfindig machen. Früher als Andere werde ich ihn finden."

„Nehmen Sie es," willigte von Lembke ein, übrigens mit einigem Schwanken.

„Haben Sie es Jemand gezeigt?"

„Nein, soweit es möglich war, Niemand"

„Das heißt Julia Michailowna?"

„Ach, Gott bewahr mich, und auch Sie um Gottes Willen zeigen es ihr nicht!" rief Lembke erschrocken. „Sie würde so erschüttert werden ... und würde mir sehr zürnen."

„Ja, Sie würden schön bei ihr ankommen, sie würde sagen, daß Sie selbst es verdient, wenn man Ihnen so schreibt. Wir kennen die Weiberlogik. Nun, leben Sie wohl. Ich werde Ihnen vielleicht schon nach drei Tagen den Verfasser vorstellen. Die Hauptsache ist unsere Verabredung."

IV.

Peter Stephanowitsch war vielleicht kein dummer Mensch, aber Fedka, der Sträfling, hatte sich richtig über ihn dahin ausgedrückt, daß er, so wie er wollte, einen Menschen sich vorstellte, und mit diesem lebte, so ging er von Lembke fort, vollständig überzeugt, daß er auf wenigstens sechs Tage ihn beruhigt habe, und diese Frist war ihm äußerst nothwendig. Aber sein Gedanke war irrig, und zwar deshalb, weil er sich Andreas Antonowitsch von Anfang an und ein für alle Mal als den vollständigsten Einfaltspinsel vorgestellt hatte.

Wie jeder Mensch, welcher zu leiden hat und argwöhnisch ist, gewann Andras Antonowitsch jedesmal in außerordentlicher und freudiger Weise sein Selbstvertrauen wieder, wenn die Ungewißheit auf einen Augenblick verschwunden war. Der neue Umschwung der Dinge stellte sich ihm anfänglich in einem ziemlich angenehmen Lichte dar, trotz einiger von Neuem aufleuchtenden Sorgen. Die alten Zweifel aber waren total verschwunden. Zudem war er nach den letzten Tagen so ermüdet, fühlte sich so abgequält und kraftlos, daß seine Seele sich unwillkürlich nach Ruhe sehnte. Aber ach! Er fand sie wiederum nicht. Das lange Leben in Petersburg hatte in seiner Seele unvertilgbare Spuren hinterlassen. Die offizielle, und sogar die geheime Geschichte der neuen Generation war ihm ziemlich bekannt, — er war ein wißbegieriger Mensch und Sammler von Proklamationen, — aber bisweilen erinnerte er sich nicht des allerersten Wortes dieser Geschichte. Jetzt befand er sich wie in einem Walde: mit all' seinen Instinkten fühlte er heraus, daß Peter Stephanowitsch's Worte vollständig verworren waren und aller Formen und Gebräuche spotteten, — „obwohl der Teufel weiß, was bei dieser ‚jungen Generation‘ geschehen kann und dies der Teufel weiß wie, hier bei ihnen aus-

geführt werden kann!" dachte er, indem er sich in Betrachtungen verlor.

Und da steckte wie absichtlich Blümer wiederum den Kopf zu ihm herein. Während des ganzen Besuches Peter Stephanowitsch's hatte er in der Nähe gewartet. Dieser Blümer war ein entfernter, aber sein ganzes Leben über sorgfältig und furchtsam verleugneter Verwandter von Andreas Antonowitsch. Ich bitte den Leser um Verzeihung, wenn ich dieser unbedeutenden Persönlichkeit hier nur einige Worte widme. Blümer gehörte zu der eigenthümlichen Art der „unglücklichen" Deutschen, und nicht wegen seiner großen Unbegabtheit, sondern, man wußte nicht weshalb. Die „unglücklichen" Deutschen sind keine Mythe, sondern existiren wirklich, sogar in Rußland und haben ihren besonderen Typus. Andreas Antonowitsch hegte sein ganzes Leben lang die rührendste Sympathie zu ihm und brachte ihn überall, wo er nur konnte, nach Maßgabe seiner eigenen Erfolge in Dienst, auf eine ihm untergeordnete, von ihm abhängige kleine Stelle; aber nirgends hatte er Glück. Bald wurde die Stelle eingezogen, bald wechselte der Vorgesetzte, und einmal hätte man ihn fast mit Anderen vor Gericht gestellt. Er war zu seinem eigenen Schaden mürrisch; er hatte rothe Haare, ging, obwohl groß, in gebückter Haltung, war traurig, sogar sentimental, und bei seiner ganzen Demuth, eigensinnig und hartnäckig wie ein Maulesel, obwohl stets zur Unzeit. Er war mit seiner Frau und vielen Kindern Andreas Antonowitsch seit vielen Jahren aufrichtig ergeben. Außer Andreas Antonowitsch hatte ihn keiner jemals geliebt. Julia Michailowna erklärte ihn gradezu für Ausschuß, konnte aber den Eigensinn ihres Gemahl nicht brechen. Dies war der erste eheliche Streit zwischen ihnen gewesen, und er hatte sich gleich nach der Hochzeit, in den ersten Tagen des Honigmonats, zugetragen, als plötzlich Blümer, der sich bis dahin sorgfältig vor ihr verborgen, ihr das beleidigende Geheimniß seiner Verwandtschaft entdeckt hatte.

Andreas Antonowitsch bat sie mit gefalteten Händen, er erzählte mit Gefühl die ganze Geschichte Blümer's und ihrer Freundschaft von Kindheit an, aber Julia Michailowna hielt sich für beschimpft auf immer und heuchelte sogar eine Ohnmacht. Von Lembke gab ihr keinen Schritt nach und erklärte, daß er um keinen Preis Blümer verstoßen und von sich entfernen werde, sodaß sie schließlich erstaunte und gezwungen war, ihm Blümer zu lassen. Es wurde aber beschlossen, die Verwandtschaft noch sorgfältiger als bis dahin, wenn dies überhaupt möglich war, zu verbergen, und sogar den Vornamen und den Vatersnamen Blümer's zu ändern, denn man hatte ihn ebenfalls Andreas Antonowitsch genannt*). Blümer war bei uns mit Niemand als mit einem deutschen Apotheker bekannt, hatte Keinem Besuch gemacht und lebte nach seiner Gewohnheit geizig und einsam. Die litterarischen Sünden Andreas Antonowitsch's waren ihm schon längst bekannt. Er insbesondere wurde dazu bestimmt, dessen Roman unter vier Augen in verborgenen Vorlesungen anzuhören und sechs Stunden lang unbeweglich da zu sitzen, wobei er schwitzte und all' seine Kräfte anstrengte, um nicht einzuschlafen und nicht zu lächeln; nach Hause gekommen, stöhnte er zusammen mit seiner großen und hageren Frau über die unglückliche Neigung ihres beiderseitigen Wohlthäters zur russischen Litteratur.

Andreas Antonowitsch sah den eintretenden Blümer mit einem Ausdruck des Leidens an.

„Ich bitte Dich, Blümer, mich in Ruhe zu lassen," begann er aufgeregt und schnell, indem er augenscheinlich die Erneuerung des früheren, durch Peter Stephanowitsch's Eintritt unterbrochenen Gespräches zu vermeiden wünschte.

„Aber dies kann in rücksichtsvoller Weise, durchaus nicht öffentlich, arrangirt werden; Sie haben alle Voll=

---

*) Antonowitsch ist der Vatersname; er bedeutet Antons Sohn; Blümer ist der Familienname; im dritten Abschnitt des dritten Kapitels, B. 2, lautet er auch „von Blümer."

machten," so drang achtungsvoll aber hartnäckig Blümer in ihn, indem er mit gekrümmtem Rücken und kleinen Schritten immer näher an Andreas Antonowitsch herantrat.

„Blümer, Du bist mir dergestalt ergeben und gehorsam, daß ich jedesmal außer mir vor Furcht Dich ansehe."

„Sie sagen stets Verletzendes, und vergnügt über das Gesagte schlafen Sie ruhig ein, aber dadurch schaden Sie sich selber."

„Blümer, ich habe mich soeben überzeugt, daß dem durchaus nicht so ist, durchaus nicht so."

„Doch nicht aus den Worten dieses falschen, lasterhaften jungen Menschen, welchen Sie selber verachten? Er hat Sie durch schmeichelhaftes Lob Ihres litterarischen Talents besiegt."

„Blümer, Du verstehst nichts; Dein Projekt ist Thorheit, sage ich Dir. Wir werden nichts finden, und schreckliches Geschrei und Gelächter wird erhoben werden, dann wird Julia Michailowna . . ."

„Wir werden unzweifelhaft Alles was wir suchen finden," Blümer trat mit festem Schritt, die rechte Hand aufs Herz gelegt, an ihn heran; „wir werden plötzlich frühmorgens eine Haussuchung halten, unter aller Rücksicht auf die Person und die ganze vorgeschriebene Strenge der gesetzlichen Formen. Die jungen Leute, Ljamschin und Teljatnikow, versichern mit großer Bestimmtheit, daß wir alles Gewünschte finden werden. Sie sind dort oft zu Besuch gewesen. Herrn Werchowenßki ist niemand aufrichtig zugethan. Die Generalin Stawrogin hat ihm ihre Wohlthaten ersichtlich entzogen, und jeder ehrliche Mensch, wenn es einen solchen in dieser großen Stadt giebt, ist überzeugt, daß dort stets die Quelle des Unglaubens und der sozialen Lehre sich versteckt hat. Bei ihm sind alle verbotene Bücher, die „Gedanken" Rilejews,*) alle Werke

*) Ein vom Kaiser Nikolaus mit dem Tode bestrafter Dezemberverschwörer und nicht unbedeutender Dichter.

Herzens verwahrt . . . Ich habe für jeden Fall einen Katalog . . ."

„O Gott, diese Bücher besitzt Jeder; wie einfältig bist Du mein armer Blümer."

„Auch viele Proklamationen," fuhr Blümer fort, ohne auf die Bemerkung zu hören. „Wir werden schließlich jedenfalls auf die Spur der jetzt hier auftauchenden Proklamationen gerathen. Dieser junge Werchowenßki ist mir im höchsten Grade verdächtig."

„Du verwechselst den Vater mit dem Sohne. Sie harmoniren nicht mit einander; der Sohn lacht öffentlich über seinen Vater."

„Dies ist nur eine Maske."

„Blümer, Du hast Dich verschworen mich zu quälen! Bedenke, er ist eine immerhin in der Stadt geachtete Persönlichkeit, er wird Lärm schlagen, und sogleich werden Spöttereien in der Stadt laut werden und wir werden vollständig Fiasko machen . . . und bedenke, was wird aus Julia Michailowna werden!"

Blümer wurde dringlicher und hörte nicht.

„Er war nur Dozent, nichts mehr als Dozent, und seinem Range nach ist er nur verabschiedeter Kollegienassessor," bei diesen Worten schlug sich Blümer mit der Hand auf die Brust, „Auszeichnungen besitzt er nicht, aus dem Dienst ist er wegen Verdachtes regierungsfeindlicher Gesinnung entlassen worden. Er hat unter geheimer Aufsicht gestanden, und steht unzweifelhaft noch unter ihr. Angesichts der jetzt sich zeigenden Unordnungen sind Sie unzweifelhaft zu amtlicher Thätigkeit verpflichtet. Sie versäumen sich auszuzeichnen, indem Sie gegen den wirklich Schuldigen nachsichtig sind."

„Julia Michailowna! Fort mit Dir, Blümer!" schrie plötzlich von Lembke, welcher die Stimme seiner Gemahlin im Nebenzimmer gehört hatte.

Blümer erzitterte, aber wich nicht.

„Erlauben Sie, erlauben Sie," sprach er vortretend, noch fester beide Hände an die Brust gedrückt.

„Fort mit Dir!“ rief zähneknirschend Andreas Antonowitsch, „mach' was Du willst . . . später . . . O mein Gott!“

Der Thürvorhang erhob sich, und es erschien Julia Michailowna. Sie blieb beim Anblick Blümers majestätisch stehen und maß ihn mit einem hochmüthigen und verletzenden Blicke, als wenn die bloße Anwesenheit dieses Menschen hier für sie eine Beleidigung wäre. Blümer machte ihr schweigend und achtungsvoll eine tiefe Verbeugung und wandte sich vor Achtung ganz gebückt auf den Zehen nach der Thür, indem er seine Hände etwas auseinander spreizte.

Mochte nun Blümer in der That den letzten krankhaften Ausruf Andreas Antonowitsch's für eine direkte Erlaubniß so zu verfahren wie er gebeten, aufgefaßt haben, oder folgte er in diesem Falle wegen des direkten Vortheils seines Wohlthäters, in der allzu starken Zuversicht, daß das Ende das Werk krönen werde, seinem eigenen Kopf; aber, wie wir später sehen werden, aus diesem Gespräch des Vorgesetzten mit seinem Untergebenen entsprang das unerwartetste Ereigniß, welches Viele zum Lachen brachte, Gerede verursachte, den heftigsten Zorn Julia Michailownas erregte und dadurch Andreas Antonowitsch total verworren machte, indem es ihn während der stürmischen Zeit in die beklagenswertheste Unentschlossenheit versetzte.

V.

Der Tag zeichnete sich für Peter Stephanowitsch durch viele Geschäfte aus. Er eilte von Lembke nach der Bogajawlenßka Straße; als er aber die Bykowa Straße entlang und an dem Hause vorüber ging, in welchem Karmasinow wohnte, blieb er plötzlich stehen, lächelte und ging in's Haus. Man sagte ihm: „Sie werden er-

wartet," was ihn sehr interessirte, weil er seinen Besuch durchaus nicht angekündigt hatte.

Aber der große Schriftsteller erwartete ihn wirklich und sogar schon seit gestern und vorgestern. Vor vier Tagen hatte er ihm sein Manuskript des „Merci", welches er in der litterarischen Morgenunterhaltung am Feste von Julia Michailowna vorlesen wollte anvertraut, und er hatte dies aus Liebenswürdigkeit gethan, vollständig überzeugt, daß er der Selbstliebe eines Menschen angenehm schmeichele, wenn er ihm das große Werk im Voraus zum Lesen gäbe. Peter Stephanowitsch hatte schon längst bemerkt, daß dieser eitle, verwöhnte, für Nichtauserwählte in beleidigender Weise unzugängliche Herr, dieser „fast herrschende Verstand," sich ganz einfach bei ihm einzuschmeicheln stark bestrebt war. Ich glaube der junge Mensch, hatte schließlich errathen, daß derselbe ihn, wenn auch nicht für den Hauptführer von allem geheimen Revolutionären in ganz Rußland hielt, doch mindestens für einen der Eingeweihtesten in die Geheimnisse der russischen Revolution, welcher unbestrittenen Einfluß auf die Jugend habe, erachtete. Die Gedankenstimmung des „verständigsten Menschen" in Rußland hatte Peter Stephanowitsch interessirt, aber bis dahin war er aus gewissen Gründen, Erklärungen ausgewichen.

Der große Schriftsteller wohnte in dem Hause seiner Schwester, der Frau eines Kammerherrn und Gutsbesitzers; beide, Mann und Frau, hegten Ehrfurcht vor ihrem berühmten Verwandten, befanden sich aber während seines jetzigen Besuches, zu ihrem großen Leidwesen, in Moskau, sodaß eine alte Frau, eine sehr entfernte und arme Verwandte des Kammerherrn, welche im Hause lebte und schon lange die ganze Wirthschaft besorgte, die Ehre hatte ihn zu empfangen. Mit der Ankunft des Herrn Karmasinow wurde das ganze Haus mäuschenstill. Die Alte gab fast jeden Tag nach Moskau Nachricht, wie er geschlafen und was er zu speisen beliebt, und eines Tages hatte sie ein Telegramm mit der Nachricht abgeschickt, daß er nach

einem Diner bei dem Stadtoberhaupt genöthigt gewesen, einen Löffel Medizin zu nehmen. In sein Zimmer wagte sie selten zu kommen, obwohl er höflich mit ihr verkehrte, allerdings trocken und sich auf das Nothwendigste beschränkend. Als Peter Stephanowitsch eintrat, speiste er sein Frühstückskotelett mit einem halben Glase Rothwein. Peter Stephanowitsch war schon früher bei ihm gewesen und hatte ihn stets bei seinem Frühstückskotelett getroffen, welches er in seiner Gegenwart aß, ohne ihm selber jemals etwas vorsetzen zu lassen. Nach dem Kotelett wurde noch eine kleine Tasse Kaffe servirt. Der servirende Bediente war im Frack, trug weiche, unhörbare Stiefeln und Handschuhe.

„Ah, ah!“ Karmasinow erhob sich vom Sopha, indem er sich mit der Serviette den Mund abwischte, und ging mit freudestrahlendem Gesicht, um sich mit dem Besucher zu küssen — eine charakteristische Gewohnheit der Russen, wenn sie sehr berühmt sind. Aber Peter Stephanowitsch erinnerte sich seiner früheren Erfahrung, daß Jener gekommen war, um sich mit ihm zu küssen, aber nur halb die Backe hingehalten hatte, und that daher diesmal dasselbe; beider Backen begegneten sich. Karmasinow that, als ob er dies nicht bemerkt hätte, setzte sich auf das Sopha und lud mit einer freundlichen Handbewegung Peter Stephanowitsch ein, auf einem ihm gegenüberstehenden Lehnstuhl Platz zu nehmen, auf welchem der sich der Länge lang ausstreckte.

„Wollen Sie nicht . . . Wünschen Sie nicht zu frühstücken?“ fragte der Wirth diesmal gegen seine Gewohnheit, aber selbstverständlich in einer Weise, durch welche eine höfliche abschlägige Antwort dem Gast in den Mund gelegt wurde. Peter Stephanowitsch wünschte sogleich zu frühstücken. Ein Schatten beleidigenden Erstaunens verdunkelte das Gesicht des Wirthes, aber nur auf einen Augenblick; er klingelte gereizt dem Diener und sprach, trotz seiner ganzen Erziehung, mürrisch und laut zu demselben, als er ein zweites Frühstück befahl.

„Was ist Ihnen gefällig, ein Kotelett oder Kaffee?" erkundigte er sich noch einmal.

„Sowohl ein Kotelett, wie Kaffee, auch befehlen Sie Wein hinzuzufügen, ich bin ganz verhungert," antwortete Peter Stephanowitsch, indem er mit ruhiger Aufmerksamkeit das Kostüm des Wirthes musterte. Herr Karmasinow trug eine wattirte Hausjacke eine Art Jaquett mit Perlmutterknöpfen, welches aber zu kurz war, sodaß sie nicht einmal bis zu seinem ziemlich dicken Bauche und dem Anfange seiner fleischigen und runden Oberschenkel reichte; aber der Geschmack ist verschieden. Ueber seine Kniee war bis zur Diele ein bunter gewürfelter Plaid ausgebreitet, obwohl es im Zimmer warm war.

„Sind Sie etwa krank?" fragte Peter Stephanowitsch.

„Nein, ich bin nicht krank, fürchte aber in diesem Klima es zu werden," antwortete der Schriftsteller mit seiner durchdringenden Stimme, wobei er übrigens jedes Wort zart skandirte und in angenehmer Weise, wie es vornehme Herren thun, lispelte: „ich habe Sie schon gestern erwartet."

„Weshalb? Ich hatte es ja nicht versprochen."

„Ja, aber Sie haben mein Manuskript. Haben Sie es durchgelesen?"

„Manuskript? welches?"

Karmasinow wunderte sich gewaltig.

„Aber Sie haben es doch mitgebracht?" fragte er plötzlich dergestalt aufgeregt, daß er sogar zu essen aufhörte und Peter Stephanowitsch mit einem erschrockenen Blicke ansah.

„Ach, Sie meinen „Bonjour" . . ."

„Merci."

„Nun, der Name ist gleichgültig. Ich habe es total vergessen und nicht gelesen, ich hatte keine Zeit. Ich weiß nicht genau, ob ich es nicht in irgend einer Tasche habe, . . . sonst liegt es bei mir auf dem Tische. Beunruhigen Sie sich nicht, es wird gefunden werden."

„Nein, am Besten ist es, wenn ich sogleich zu Ihnen schicke. Es kann verloren gehen oder gestohlen werden.“

„Nun, wer braucht’s? Weshalb sind Sie denn so erschrocken? Sie haben ja stets, wie Julia Michailowna gesagt hat, einige Abschriften vorräthig, eine im Auslande bei einem Notar, eine zweite in Petersburg, eine dritte in Moskau; pflegen Sie eine vierte etwa in die Bank zu schicken?“

„Aber Moskau kann ja doch in Flammen aufgehen und mit ihm mein Manuskript. Nein, ich werde lieber sogleich zu Ihnen schicken.“

„Warten Sie, da ist es!“ Peter Stephanowitsch zog aus der hinteren Tasche ein Packet Briefbogen, „es ist ein wenig zerdrückt. Stellen Sie sich vor, wie ich es damals bei Ihnen bekommen habe, so hat es auch die ganze Zeit in der Hintertasche zusammen mit dem Schnupftuche gelegen; ich hatte es vergessen.“

Karmasinow griff gierig nach dem Manuskript, besah es sich sorgfältig, zählte die Blätter und legte es achtungsvoll vorläufig neben sich auf einen besonderen kleinen Tisch, aber so, daß er es jeden Augenblick sehen konnte.

„Sie scheinen nicht sehr viel zu lesen?“ konnte er nicht umhin, mit einem gewissen Zischen zu sagen.

„Nein, nicht sehr viel.“

„Auch von russischer Belletristik nichts?“

„Von russischer Belletristik? Erlauben Sie, ich habe Etwas gelesen ... „Auf dem Wege“ ... oder „Auf den Weg“ ... oder „Auf dem Kreuzwege,“ ich erinnere mich nicht mehr genau. Es ist lange her, daß ich es gelesen habe, etwa fünf Jahre. Ich habe keine Zeit.“

Es folgte ein längeres Schweigen.

„Nach meiner Ankuft habe ich Allen versichert, daß Sie ein außerordentlich verständiger Mensch sind, und jetzt sind, wie es scheint, Alle hierselbst von Ihnen entzückt.“

„Ich danke Ihnen,“ entgegnete ruhig Peter Stephanowitsch.

Man brachte das Frühstück. Peter Stephanowitsch

fiel mit einem außerordentlichen Appetit über das Kotelett her, hatte es in einem Augenblicke verzehrt, den Wein ausgetrunken und den Kaffee geschlürft.

„Dieser Ignorant," Karmasinow sah ihn nachdenklich an, aß das letzte Stückchen und trank den letzten Schluck, „dieser Ignorant hat wahrscheinlich die ganze Schärfe meiner Bemerkung sogleich verstanden . . . und jedenfalls auch das Manuskript mit Spannung gelesen und lügt nur zum Scheine. Vielleicht lügt er aber nicht, ist vielmehr wirklich dumm. Einen genialen Menschen habe ich gern etwas dumm. Sollte er in der That bei ihnen kein Genie sein, dann mag ihn der Teufel holen."

Er stand vom Sopha auf und begann im Zimmer aus einer Ecke in die andere zu gehen, um sich Bewegung zu machen, was er jedesmal nach dem Frühstücke that.

„Wollen Sie bald von hier fort?" fragte Peter Stephanowitsch vom Lehnstuhle aus, nachdem er sich eine Cigarette angezündet hatte.

„Ich bin hierher gekommen, um mein Gut zu verkaufen, und hänge jetzt von meinem Verwalter ab."

„Sie sind, wie es scheint, deshalb hierher gekommen, weil man hier nach dem Kriege eine Epidemie erwartet."

„Nein, nicht ganz deshalb," fuhr Herr Karmasinow fort, indem er seine Worte in gewählter Weise in die Länge zog und bei jeder Wendung aus einer Zimmerecke nach der andern den rechten Fuß kühn, übrigens nicht sehr bemerklich in die Höhe hob. „Ich beabsichtige wirklich," er lächelte etwas giftig, „so lange als möglich zu leben. Der russische Adel hat in allen Beziehungen etwas außerordentlich schnell Abgelebtes an sich. Ich aber will so spät wie möglich abgelebt sein und ziehe jetzt vollständig in's Ausland; dort ist das Klima besser, das Staatsgebäude steinern und Alles fester. So lange ich noch lebe, wird Europa, glaube ich, bestehen. Wie denken Sie?"

„Woher soll ich es wissen?"

„Hm. Wenn dort wirklich Babylon zusammenstürzt,

und sein Fall wird großartig sein (worin ich vollkommen mit Ihnen übereinstimme, obgleich ich denke, daß es zu meinen Lebzeiten noch bestehen bleiben wird) so giebt es bei uns in Rußland, vergleichsweise gesprochen, überhaupt nichts, was zusammenstürzen kann. Bei uns werden keine Steine zusammenfallen, sondern in Schmutz wird Alles zerfließen. Das heilige Rußland kann am allerwenigsten auf der Welt einem Stoße Widerstand leisten. Das einfache Volk wird kümmerlich durch den russischen Gott zusammengehalten; der russische Gott ist aber nach den letzten Erfahrungen sehr unzuverlässig und hat sogar der bäuerlichen Reform kaum Widerstand geleistet, mindestens hat er sich stark zum Falle geneigt. An den russischen Gott glaube ich überhaupt nicht mehr."

„Aber an den europäischen?"

„Ich glaube an keinen. Man hat mich vor der russischen Jugend verläumdet. Ich habe immer mit jeder Bewegung von ihr sympathisirt. Man hat mir die hiesigen Proklamationen gezeigt. Man betrachtet sie mit Bedenken, weil Alle ihre Form erschreckt, und doch sind Alle von ihrer Macht überzeugt, obwohl sie dies nicht anerkennen; Alles ist längst in Verfall und Alle wissen, daß sie sich an nichts halten können. Ich bin deshalb von dem Erfolge dieser geheimen Propaganda überzeugt, weil Rußland jetzt gerade dasjenige Land auf der ganzen Erde ist, in welchem alles Mögliche vorgehen kann, ohne den mindesten Widerstand zu finden. Ich begreife sehr gut, weshalb alle vermögenden Russen in's Ausland geströmt sind und dies mit jedem Jahr immer mehr und mehr thun. Das ist einfach Instinkt. Wenn ein Schiff dem Untergange nahe ist, so verlassen es die Ratten als die ersten. Das heilige Rußland ist ein zurückgebliebenes, armes und gefährliches Land, ein Land eitler Bettler in seinen höheren Schichten, und lebt in seiner unendlichen Mehrheit in elenden Hütten. Es wird sich über jeglichen Ausgang freuen, man braucht ihn ihm nur zu erklären. Nur die Regierung will noch Widerstand leisten, aber sie

schwingt die Keule in der Finsterniß und trifft die Ihrigen. Hier ist Alles dem Untergange geweiht und zum Tode verurtheilt. Rußland, wie es ist, hat keine Zukunft. Ich bin Deutscher geworden und rechne mir dies zur Ehre."

„Lassen wir das, Sie haben ja von den Proklamationen angefangen; sagen Sie, wie sehen Sie dieselben an?"

„Alle fürchten sie, daher sind sie mächtig. Sie decken offen den Betrug auf und zeigen, daß man bei uns sich an nichts halten und sich auf nichts stützen kann. Sie sprechen laut, wenn Alle schweigen. Was ihnen, trotz der Form, den glänzendsten Sieg verleiht, das ist die bis jetzt unerhörte Kühnheit der Wahrheit zu spotten. Diese Fähigkeit der Wahrheit zu spotten, gehört nur dem russischen Stamm an. In Europa ist man noch nicht so kühn; dort ist die Regierung unerschütterlich, dort kann man sich noch an Etwas halten. Soweit ich sehe und urtheilen kann, besteht das ganze Wesen der russischen revolutionären Idee in der Verachtung der Ehre. Es gefällt mir, daß dies so kühn und furchtlos ausgedrückt wird. In Europa versteht man das noch nicht, während man bei uns dem als einem Prinzipe huldigt. Dem Russen ist Ehre nur eine überflüssige Last. Ja, sie ist es auch immer, seine ganze Geschichte hindurch, gewesen. Mit dem offenen „Recht auf Ehrlosigkeit" kann man ihn am allerschnellsten hinreißen. Ich gehöre der alten Generation an und halte noch, offen gestanden, auf Ehre, aber eigentlich nur aus Angewohnheit. Mir gefallen die alten Formen, nehmen wir immerhin an, aus Kleinmüthigkeit; man kann die alte Lebensbahn doch nicht total verlassen."

Er hielt plötzlich inne.

„Aber ich spreche und spreche," dachte er, „und er schweigt fortwährend und sieht mich an. Er ist deshalb hierher gekommen, damit ich ihm eine directe Frage stelle. Ich werde es thun."

„Julia Michailowna hat mich gebeten, bei Ihnen heimlich zu erforschen, welche Ueberraschung Sie für den Ball übermorgen bereit halten," fragte plötzlich Peter Stephanowitsch.

„Ja, das wird wirklich eine Ueberraschung sein, und ich werde wirklich Erstaunen erregen," antwortete würdevoll Karmasinow, „aber ich sage Ihnen nicht, worin das Geheimniß besteht."

Peter Stephanowitsch drang nicht weiter in ihn.

„Hier giebt es einen gewissen Schatow," erkundigte sich der große Schriftsteller, „stellen Sie sich vor, ich habe ihn noch nicht gesehen."

„Eine sehr tüchtige Persönlichkeit. Weshalb?"

„Nun so; er spricht am hiesigen Orte ein Wort mit. Er ist es doch, welcher den Stawrogin auf die Backe geschlagen hat?"

„Er ist es."

„Wie denken Sie über Stawrogin?"

„Ich weiß nichts; ein Courmacher scheint er zu sein."

Karmasinow hatte gegen Stawrogin einen Haß gefaßt, weil dieser die Gewohnheit angenommen hatte, ihn gar nicht zu bemerken.

„Diesen Courmacher," sprach er kichernd, „wird man jedenfalls, wenn sich bei uns einmal das verwirklicht, was in den Proklamationen gepredigt wird, als den ersten an einem Aste aufhängen."

„Vielleicht auch noch früher," entgegnete plötzlich Peter Stephanowitsch.

„So muß es auch sein," bestätigte nicht mehr lachend, sondern ganz ernsthaft, Karmasinow.

„Sie haben das schon einmal gesagt und, wissen Sie, ich habe es ihm hinterbracht."

„Wie, Sie haben es ihm mitgetheilt?" fragte wieder lachend Karmasinow.

„Er sagte, daß, wenn man ihn an einem Aste aufhängen würde, man Sie gehörig auspeitschen würde, aber

nicht zum Schimpf, sondern um Sie empfindlich zu züchtigen, wie man einen Bauer peitscht."

Peter Stephanowitsch ergriff seinen Hut und stand vom Platze auf. Karmasinow streckte ihm zum Abschiede beide Hände hin.

„Aber wie," piepte er plötzlich mit honigsüßer Stimme, und mit einer besonderen Intonation, indem er noch immer dessen Hände in den seinigen hielt, „wie, wenn das alles, woran man denkt, realisirt werden soll ... wann könnte dies geschehen?"

„Wie soll ich das wissen?" antwortete etwas grob Peter Stephanowitsch. Beide sahen einander aufmerksam in die Augen.

„Wenn muthmaßlich? Annähernd?" piepte Karmasinow noch süßlicher.

„Sie haben noch Zeit Ihr Gut zu verkaufen, und haben auch noch Zeit, sich zu entfernen," brummte noch gröber Peter Stephanowitsch. Beide sahen einander noch aufmerksamer an. Eine Minute lang schwiegen sie.

„Gegen Anfang künftigen Mai wird es losgehen, und um Mariä Fürbitte*) wird Alles beendet sein," sagte plötzlich Peter Stephanowitsch.

„Ich danke Ihnen aufrichtig," sprach mit einer von Dankbarkeit durchdrungenen Stimme Karmasinow, indem er ihm die Hände schüttelte.

„Du Ratte hast noch Zeit das Schiff zu verlassen!" dachte Peter Stephanowitsch, als er auf die Straße trat. „Aber wenn dieser, „fast herrschende Verstand" so überzeugt sich nach Tag und Stunde erkundigt und so ehrerbietig für die erhaltene Mittheilung dankt, dann brauchen wir an uns selbst nicht zu verzweifeln. (Er lachte) Hm. Er ist in der That nicht der Dümmste bei ihnen ... überhaupt nur eine Ratte, die vom Schiff sich entfernt; die denunzirt nicht."

---

*) 1. Oktober.

Er eilte nach der Bogajawlenßka=Straße in das Haus von Filippow.

VII.

Peter Stephanowitsch ging zuerst zu Kirilow. Dieser war wie gewöhnlich allein und machte diesmal inmitten des Zimmers gymnastische Uebungen, bewegte nämlich mit auseinandergespreizten Beinen in einer besonderen Weise die Arme über seinem Kopfe. Auf der Diele lag ein Ball. Auf dem Tische stand der bereits kalt gewordene Morgenthee. Peter Stephanowitsch blieb einen Augenblick an der Schwelle stehen.

„Sie sind aber stark um Ihre Gesundheit besorgt," rief er laut und trat munter in das Zimmer; „welch' prächtiger Ball, wie er abspringt; ist er auch der Leibesübung halber da?"

Kirilow zog sich deu Rock an.

„Ja, ebenfalls wegen der Gesundheit;" brummte er unfreundlich; „setzen Sie sich."

„Ich komme nur auf einen Augenblick. Uebrigens werde ich mich setzen. Lassen wir die Gesundheit aus dem Spiele, ich bin gekommen Sie an die Verabredung zu erinnern. Es nähert sich in gewisser Hinsicht unser Termin," schloß er mit ungeschickter Wendung.

„Welche Verabredung?"

„Wie? welche Verabredung?" Peter Stephanowitsch war ganz erregt, erschrak sogar.

„Das ist keine Verabredung und keine Verpflichtung, ich habe mich durch nichts gebunden, das ist Ihrerseits ein Irrthum."

„Hören Sie, was machen Sie denn?" Peter Stephanowitsch war bereits aufgesprungen.

„Ich handle nach meinem Willen."

„Nach welchem?"

„Dem früheren.“

„Wie soll ich das verstehen? Heißt das, daß Sie Ihre früheren Gedanken noch haben?“

„Das heißt's. Nur giebt es keine Verabredung, und hat keine gegeben, und ich habe mich durch nichts verpflichtet. Nur meinen freien Willen habe ich erklärt und habe auch jetzt noch meinen freien Willen.“

Kirilow hatte sich scharf und mürrisch erklärt.

„Ich gebe es zu, gebe es zu, daß Sie Ihren freien Willen haben, wenn dieser Wille sich nur nicht geändert hat,“ Peter Stephanowitsch setzte sich wieder mit einer zufrieden gestellten Miene. „Sie sind wegen der Worte ungehalten. Sie sind in der letzten Zeit sehr reizbar geworden; deshalb bin ich gekommen Sie zu besuchen. Uebrigens bin ich vollständig überzeugt, daß Sie Ihren Willen nicht ändern werden.“

„Ich liebe Sie durchaus nicht, aber Sie können vollständig überzeugt sein. Aenderung und Nichtänderung erkenne ich aber nicht an.“

„Aber wissen Sie,“ Peter Stephanowitsch wurde wieder ganz aufgeregt, „wir müssen vernünftig sprechen, um nicht verwirrt zu werden. Die Sache verlangt Genauigkeit, und Sie schelten mich schrecklich aus. Erlauben Sie mir, zu sprechen.“

„Sprechen Sie,“ entgegnete kurz Kirilow, indem er in eine Ecke sah.

„Sie haben schon längst den Entschluß gefaßt sich das Leben zu nehmen ... das heißt, Sie haben eine solche Idee gehabt. Habe ich mich richtig ausgedrückt? Irre ich mich nicht?“

„Ich habe auch jetzt diese Idee.“

„Schön. Bemerken Sie dabei, daß Niemand sie dazu gezwungen hat.“

„Das fehlte auch noch; wie dumm Sie sprechen!“

„Mag ich es thun! ich habe mich sehr dumm ausgedrückt. Ohne Zweifel wäre es sehr dumm gewesen, Sie dazu zu zwingen; ich fahre fort: Sie sind Mitglied der

Gesellschaft noch bei ihrer alten Organisation gewesen und haben sich damals einem Mitgliede der Gesellschaft entdeckt."

„Ich habe mich nicht entdeckt, ich habe es einfach gesagt."

„Gut denn. Es wäre auch lächerlich gewesen, dieserhalb ‚sich zu entdecken;' es handelt sich ja um keine Beichte. Sie haben es einfach gesagt und gut."

„Nein, nicht gut, weil Sie sehr unverständlich sprechen. Ich bin Ihnen zu keiner Rechenschaft verpflichtet, und Sie können meine Gedanken nicht verstehen. Ich will mir das Leben nehmen, weil ich diesen Gedanken einmal habe, weil ich keine Todesfurcht kennen will, weil . . . weil Sie dies nicht zu wissen brauchen . . . Was wollen Sie? Wollen Sie Thee trinken? Lassen Sie mich Ihnen ein anderes Glas bringen?"

Peter Stephanowitsch hatte wirklich nach der Theekanne gegriffen, und suchte ein leeres Geschirr. Kirilow trat an den Schrank und brachte ein reines Glas.

„Ich habe soeben bei Karmasinow gefrühstückt," bemerkte der Gast, „dann habe ich zugehört, wie er sprach, und habe dabei geschwitzt; und wie ich hierher geeilt bin, habe ich ebenfalls geschwitzt; mich durstet sehr."

„Trinken Sie! Kalter Thee ist gut."

Kirilow setzte sich wieder auf einen Stuhl und starrte wiederum in eine Ecke.

„In der Gesellschaft tauchte der Gedanke auf," fuhr er mit derselben Stimme fort, „daß ich ihr, wenn ich mich tödte, nützlich sein kann und daß, wenn Sie hier Streiche angeben, und man die Schuldigen suchen sollte, ich mich plötzlich erschieße und einen Brief hinterlasse, nach welchem ich das Alles gethan habe, sodaß Sie ein ganzes Jahr lang unverdächtig bleiben können."

„Einige Tage genügen schon, auch ein einziger Tag ist kostbar."

„Gut. In dieser Beziehung hat man mir gesagt, daß ich, wenn ich will, warten möchte. Ich habe gesagt,

daß ich so lange warten werde, bis mir der Termin von der Gesellschaft bestimmt wird, weil mir Alles gleichgültig ist."

„Ja, aber Sie werden sich erinnern, Sie haben sich verpflichtet, daß, wenn Sie vor Ihrem Tode einen Brief schreiben, dies nur mit mir zusammen thun werden, und daß Sie nach Ihrer Ankunft in Rußland mir . . . nun, mit einem Worte, mir zur Verfügung stehen werden, natürlich nur für diesen Fall; in allen übrigen sind Sie vollständig Ihr eigener Herr," fügte fast liebenswürdig Peter Stephanowitsch hinzu.

„Ich habe mich nicht verpflichtet, ich habe eingewilligt, weil mir Alles gleichgültig ist."

„Schön, schön; ich beabsichtige keineswegs Ihre Eigenliebe zu verletzen, aber . . ."

„Hier giebt es bei mir keine Eigenliebe."

„Aber erinnern Sie sich, daß man für Sie hundertundzwanzig Thaler gesammelt hat, Sie also Geld angenommen haben."

„Keineswegs," Kirilow flammte auf, „das Geld war nicht dazu gesammelt. Dafür nimmt man kein Geld."

„Bisweilen nimmt man es dafür."

„Sie lügen. Ich habe mich in einem Briefe aus Petersburg erklärt und Ihnen in Petersburg, direkt in Ihre Hände, hundertundzwanzig Thaler gezahlt . . . sie sind dorthin geschickt worden, wenn Sie nur das Geld nicht für sich zurückbehalten haben."

„Gut, gut, ich will nicht streiten, sie sind dorthin geschickt worden. Die Hauptsache ist, daß Sie dieselben Gedanken wie früher haben."

„Dieselben. Wenn Sie kommen und mir sagen werden: ‚es ist Zeit,' so werde ich Alles erfüllen. Wie, wird es sehr bald geschehen?"

„Binnen wenigen Tagen . . . Aber erinnern Sie sich, daß wir Beide zusammen in derselben Nacht den Brief verfassen."

„Meinetwegen auch am Tage. Sie haben gesagt, daß ich die Proklamationen auf mich nehmen solle?“

„Und noch Etwas!“

„Ich nehme nicht Alles auf mich.“

„Was nehmen Sie nicht auf sich?“ fragte, wiederum in Erregung, Peter Stephanowitsch.

„Das, was ich nicht will; das ist genügend. Ich will nicht mehr darüber sprechen.“

Peter Stephanowitsch bemeisterte sich und gab dem Gespräche eine andere Wendung.

„Ich spreche von etwas Anderem,“ lenkte er ein, „werden Sie heut Abend bei den Unsrigen sein? Wirginßki hat seinen Namenstag, unter diesem Vorwande wird man sich bei ihm versammeln.“

„Ich will nicht.“

„Thuen Sie mir den Gefallen und gehen Sie hin. Sie müssen es thun. Wir müssen durch Anzahl und Gesichter imponiren . . . Sie haben ein Gesicht . . . nun, mit einem Worte, Sie haben ein vielsagendes Gesicht.“

„Finden Sie das?“ Kirilow lachte, „gut, ich werde kommen; aber nicht wegen des Gesichtes. Wann?“

„O, sehr früh, um halb sieben. Wissen Sie, Sie können eintreten, sich setzen und Jedem gegenüber schweigen, wieviel auch immer da sein mögen. Nur merken Sie sich, vergessen Sie nicht Papier und Bleistift mitzunehmen.“

„Weshalb das?“

„Ihnen ist ja Alles gleichgültig, und dies ist meine besondere Bitte. Sie brauchen nur dazusitzen, ohne mit Jemand zu sprechen, zuzuhören und bisweilen nur Anmerkungen zu machen; zeichnen Sie auch meinethalben Etwas!“

„Das ist Unsinn, weshalb?“

„Nun, weil Ihnen Alles gleichgültig ist; Sie sagen ja immer, daß Ihnen Alles gleichgültig ist.“

„Nein, weshalb?“

„Nun deshalb, weil ein Mitglied der Gesellschaft als

Revisor sich in Moskau aufgehalten hat, und ich hier Einigen erklärt habe, daß der Revisor uns vielleicht besuchen werde; sie werden nun glauben, daß Sie der Revisor sind, und da Sie bereits drei Wochen hier sind, sich noch mehr wundern."

„Narrenspossen. In Moskau haben Sie keinen Revisor."

„Nun, mögen wir keinen haben, mag ihn der Teufel holen; was verschlägt Ihnen das und weshalb belästigt Sie das? Sie sind ja selbst Mitglied der Gesellschaft."

„Sagen Sie ihnen, daß ich der Revisor bin; ich werde dasitzen und schweigen, aber Papier und Bleistift will ich nicht mitnehmen."

„Und weshalb?"

„Ich will nicht."

Peter Stephanowitsch wurde vor Wuth grün im Gesicht, bezwang sich aber, stand auf und griff nach seinem Hut.

„Ist er bei Ihnen?" fragte er plötzlich mit gedämpfter Stimme.

„Bei mir."

„Das ist gut. Ich werde ihn bald fortschaffen, seien Sie unbesorgt."

„Ich bin unbesorgt. Er nächtigt nur bei mir. Die Alte liegt im Krankenhause, die Schwiegertochter ist gestorben; ich bin seit zwei Tagen allein. Ich habe ihm eine Stelle im Zaune gezeigt, wo man ein Brett herausnehmen kann; er kriecht durch, und Niemand sieht ihn."

„Ich werde ihn bald fortschaffen."

„Er sagt, daß er viele Orte zum Uebernachten habe."

„Er lügt, man fahndet auf ihn, und hier ist er bis jetzt noch unentdeckt. Lassen Sie sich denn mit ihm in Gespräche ein?"

„Ja, die ganze Nacht. Auf Sie schimpft er sehr. Ich habe ihm des Nachts die Apokalypse vorgelesen und Thee zu trinken gegeben. Er hat sehr aufmerksam die ganze Nacht über zugehört."

„Ah, zum Teufel, Sie bekehren ihn zum christlichen Glauben!“

„Er ist ohnedem christlichen Glaubens. Seien Sie unbesorgt, er wird schon morden. Wen wollen Sie ermordet sehen?“

„Nein, nicht deshalb ist er für mich vorhanden, wegen etwas Anderem . . . Weiß Schatow von Fedka?“

„Ich spreche nicht mit Schatow und sehe ihn nicht.“

„Ist er etwa erzürnt.“

„Nein, wir sind nicht erzürnt auf einander, weichen einander nur aus. Wir haben allzulange in Amerika zusammengelebt.“

„Ich werde sogleich zu ihm gehen.“

„Thun Sie, was Sie wollen.“

„Ich werde mit Stawrogin vielleicht aus der Versammlung, um ungefähr zehn Uhr, zu Ihnen kommen.“

„Kommen Sie.“

„Ich habe mit Ihnen über Wichtiges zu reden . . . Wissen Sie, schenken Sie mir Ihren Ball; zu was soll er Ihnen jetzt? Ich will ihn ebenfalls zur Gymnastik verwenden. Meinetwegen bezahle ich ihn.“

„Nehmen Sie ihn nur.“

Peter Stephanowitsch steckte den Ball in die hintere Rocktasche.

„Aber ich werde Ihnen nichts wider Stawrogin geben,“ brummte Kirilow hinter dem Gaste her, als er ihn hinausbegleitete. Der sah ihn erstaunt an, antwortete aber nicht.

Die letzten Worte Kirilows machten Peter Stephanowitsch außerordentlich stutzig; er hatte sich dieselben noch nicht richtig klar gemacht, suchte aber bereits auf der Treppe zu Schatow seine unzufriedene Miene in einen freundlichen Gesichtsausdruck zu verändern. Schatow war zu Hause und etwas unwohl. Er lag übrigens angekleidet auf dem Bett.

„Das ist ein Mißgeschick!“ rief Peter Stephanowitsch von der Schwelle aus; „sind Sie ernsthaft krank?“

Der freudige Ausdruck seines Gesichts verschwand plötzlich; eine gewisse Bosheit funkelte in seinen Augen.

„Durchaus nicht," entgegnete Schatow und sprang schleunigst auf, „ich bin keineswegs krank, ein wenig Kopfschmerz . . ."

Er zitterte fast; die Erscheinung eines solchen Gastes erschreckte ihn entschieden.

„Ich komme gerade in einer Angelegenheit, welche es nicht erlaubt krank zu sein," begann Peter Stephanowitsch schnell und gewissermaßen befehlend; „erlauben Sie, daß ich mich setze (er setzte sich) und setzen auch Sie sich nieder auf Ihre Pritsche; so ist es recht. Heute werden sich, scheinbar zur Feier des Geburtstages Wirginßki's, die Unsrigen bei ihm versammeln, eine andere Schattirung wird es keinesfalls dort geben. Dafür ist gesorgt. Ich werde mit Stawrogin hingehen. Ich würde Sie gewiß nicht dorthin schleppen, da ich Ihre jetzige Denkweise kenne . . . wir wollen Sie auch dort nicht quälen und denken auch nicht, daß Sie denunziren werden. Es hat sich aber ergeben, daß Sie hinkommen müssen. Sie werden dort die Persönlichkeiten treffen, mit welchen wir definitiv entscheiden werden, auf welche Weise Sie die Gesellschaft verlassen können, und wem Sie das bei Ihnen Befindliche zurückzugeben haben. Wir werden es unbemerkt thun; ich werde Sie in eine Ecke führen; es werden viele Leute anwesend sein, und nicht Alle brauchen es zu wissen. Offen gestanden, ich habe für Sie viel sprechen müssen; jetzt aber sind, wie es scheint, Alle einverstanden, selbstverständlich unter der Bedingung, daß Sie die Druckerei und alle Papiere zurückgeben. Dann können Sie hingehen, wohin Sie wollen."

Schatow hatte finster und ergrimmt zugehört. Die nervöse Furcht von vorhin hatte ihn vollständig verlassen.

„Ich erkenne keine Verpflichtung an, der Teufel weiß wem Rechenschaft abzulegen," rief er rückhaltlos; „Niemand kann mich freilassen."

„Nicht ganz. Ihnen ist Vieles anvertraut worden.

Sie haben nicht das Recht gehabt direkt mit uns zu brechen. Und schließlich haben Sie sich niemals klar darüber ausgesprochen, sodaß Sie die Unsrigen in eine zweifelhafte Lage gebracht haben."

„Nach meiner Ankunft hierselbst habe ich es klar in einem Briefe gesagt."

„Nein, nicht klar," bestritt ruhig Peter Stephanowitsch, „ich habe Ihnen z. B. „die leuchtende Persönlichkeit" zum Druck und zur Vervielfältigung von Exemplaren nach Bedarf, sowie zwei Proklamationen zugeschickt. Sie haben Alles mit einem doppelsinnigen Briefe, der nichts Bestimmtes ausdrückt, zurückgeschickt."

„Ich habe mich direkt geweigert die Sachen zu drucken."

„Nicht ganz. Sie haben geschrieben: „Ich kann nicht," haben aber nicht erklärt, aus welchem Grunde. „Ich kann nicht," bedeutet nicht „ich will nicht". Man konnte denken, daß Sie es einfach aus finanziellen Gründen nicht könnten. So hat man es auch aufgefaßt, und geglaubt, daß Sie immerhin gewillt seien, die Verbindung mit der Gesellschaft fortzusetzen, daß man Ihnen daher wiederum Etwas anvertrauen, folglich sich kompromittiren könne. Hier sagt man, daß Sie einfach eine Täuschung beabsichtigt, um nach dem Empfange einer wichtigen Mittheilung zu denunziren. Ich habe Sie aus allen Kräften vertheidigt und Ihre in zwei Zeilen geschriebene Antwort als Dokument zu Ihren Gunsten vorgezeigt. Aber ich mußte selbst gestehen, daß, als ich den Brief nochmals durchlas, seine zwei Zeilen nicht klar sind und zu Täuschung verleiten."

„Haben Sie diesen Brief so sorgfältig aufbewahrt gehabt?"

„Ich habe ihn sogar jetzt noch."

„Nun, meinethalben, zum Teufel auch! . . ." rief wüthend Schatow. „Mögen diese Narren glauben, daß ich denunziren werde, was verschlägt mir das! Ich möchte sehen, was Sie mir thun können."

„Man würde Sie notiren und bei dem ersten Erfolge der Revolution aufhängen."

„Also denn, wenn Sie die Obergewalt erlangt und Rußland unterjocht haben werden?"

„Sie dürfen nicht lachen. Ich wiederhole Ihnen, ich habe Sie vertheidigt. Jedenfalls rathe ich Ihnen heute zu erscheinen. Wozu vergebliche Worte aus falschem Stolz? Ist es nicht besser, sich freundschaftlich zu trennen? Sie müssen ja doch in jedem Falle die Presse, die Lettern und die alten Papiere zurückgeben, und das wollen wir besprechen."

„Ich werde kommen," brummte Schatow, indem er nachdenklich den Kopf hängen ließ. Peter Stephanowitsch schielte ihn an.

„Wird Stawrogin da sein?" fragte plötzlich Schatow, indem er den Kopf erhob.

„Er wird unter allen Umständen da sein."

„Ha, ha!"

Sie schwiegen wiederum einen Augenblick. Schatow lächelte verächtlich und gereizt.

„Ist diese Ihre gemeine „leuchtende Persönlichkeit", welche ich hier nicht drucken wollte, gedruckt worden?"

„Sie ist gedruckt worden."

„Den Gymnasiasten versichert man, daß Herzen selber Ihnen dies in's Album geschrieben hat?"

„Herzen selbst."

Beide schwiegen an drei Minuten. Schatow stand schließlich vom Bett auf:

„Verlassen Sie mich, ich will mit Ihnen nicht zusammen sein."

„Ich gehe," sagte Peter Stephanowitsch mit der muntersten Miene, indem er sich schnell erhob, „nur noch ein Wort: Kirilow wohnt, wie es scheint, jetzt ganz allein im Flügelgebäude, ohne Dienerin?"

„Ganz allein. Gehen Sie, ich kann mit Ihnen nicht in ein und demselben Zimmer weilen."

„Nun, jetzt bist Du ganz gut!" dachte in heiterer Laune Peter Stephanowitsch, als er auf die Straße trat; „Du wirst auch am Abende gut sein, und gerade so muß

ich Dich haben; etwas Besseres läßt sich durchaus nicht wünschen! Der russische Gott hilft selber!“

VII.

Wahrscheinlicher Weise erledigte er an diesem Tage noch sehr viele Geschäfte; und jedenfalls glücklich, was sich auch in dem selbstzufriedenen Ausdrucke seines Gesichts aussprach, als er am Abende, Punkt sechs Uhr, bei Nikolaus Stawrogin erschien. Aber dieser ließ ihn augenblicklich nicht zu sich; mit Nikolaus Wßewolodowitsch hatte sich soeben Mauritius Nikolajewitsch im Arbeitszimmer eingeschlossen. Diese Nachricht machte ihn für einen Augenblick besorgt. Er setzte sich dicht an die Thür des Arbeitszimmers, um den Weggang des Gastes zu erwarten. Er konnte hören, daß gesprochen wurde, vermochte aber nicht die Worte zu verstehen. Der Besuch dauerte nicht lange; bald ließ sich Geräusch hören, es ertönte eine außerordentlich laute und scharfe Stimme, darauf öffnete sich die Thür, und Mauritius Nikolajewitsch trat mit einem sehr blassen Gesicht heraus. Er bemerkte Peter Stephanowitsch nicht und ging schnell an ihm vorüber. Peter Stephanowitsch eilte sogleich in das Arbeitszimmer.

Ich kann nicht umhin, von diesem außerordentlich kurzen Zusammentreffen der zwei „Nebenbuhler“, welches unter den obwaltenden Umständen augenscheinlich unmöglich war, dennoch aber Statt fand, zu berichten.

Es hatte sich in folgender Weise zugetragen: Nikolaus Wßewolodowitsch schlummerte nach dem Mittagessen in seinem Arbeitszimmer auf einem Diwan, als Alexis Jegorowitsch die Ankunft des unerwarteten Gastes meldete. Als er den angemeldeten Namen hörte, sprang er sogar vom Platz auf und wollte es nicht glauben. Aber bald glänzte ein Lächeln auf seinen Lippen — ein Lächeln

hochmüthigen Triumphs und zugleich eines gewissen stumpfsinnigen mißtrauischen Erstaunens. Der eingetretene Mauritius Nikolojewitsch wurde, wie es schien, durch den Ausdruck dieses Lächelns stutzig gemacht; er blieb wenigstens plötzlich inmitten des Zimmers stehen, wie unschlüssig, ob er weiter gehen oder umkehren solle. Der Wirth veränderte augenblicklich sein Gesicht und schritt mit der Miene ernsthafter Ungewißheit ihm entgegen. Der Gast nahm die ihm hingestreckte Hand nicht an und setzte sich, ohne ein Wort zu sagen und ohne eine Einladung abzuwarten, noch eher als der Wirth nieder. Nikolaus Wßewolodowitsch nahm seitwärts von ihm auf dem Sopha Platz und schwieg und wartete, indem er den Besucher ansah.

„Wenn Sie können, so heirathen Sie Lisaweta Nikolajewna,“ erklärte plötzlich Mauritius Nikolajewitsch, und, was das Merkwürdigste war, Niemand konnte an dem Tone der Stimme erkennen, ob dies eine Bitte, eine Empfehlung, eine Nachgiebigkeit, oder ein Befehl war.

Nikolaus Wßewolodowitsch beharrte in seinem Schweigen, aber der Gast hatte bereits augenscheinlich Alles gesagt, weshalb er gekommen war, und sah in Erwartung einer Antwort, ihn fest an.

„Wenn ich nicht irre, übrigens ist es ganz sicher, ist Lisaweta Nikolajewna bereits mit Ihnen priesterlich verlobt,“ entgegnete schließlich Stawrogin.

„Versprochen und priesterlich verlobt,“ bestätigte fest und klar Mauritius Nikolajewitsch.

„Sie haben . . . sich entzweit? . . . Entschuldigen Sie mich, Mauritius Nikolajewitsch.“

„Nein, „sie liebt und achtet mich,“ das sind ihre Worte. Sie sind ihr theurer als Alles.“

„Daran ist kein Zweifel.“

„Aber wissen Sie, wenn sie am Kirchenpulte unter dem Brautkranze dastehen werden und Sie sie rufen werden, dann wird sie mich und Alle verlassen und zu Ihnen kommen.“

„Als Braut.“

„Auch nach der Hochzeit.“

„Irren Sie sich nicht?“

„Nein. Unter dem ununterbrochenen, aufrichtigen und vollständigsten Hasse gegen Sie glüht jeden Augenblick Liebe und ... Sinnlosigkeit ... aufrichtigste und grenzenloseste Liebe und — Sinnlosigkeit. Dagegen glüht unter der Liebe, welche sie zu mir fühlt, ebenso aufrichtig jeden Augenblick Haß, — der größte Haß! Ich hätte mir niemals früher diese Metamorphosen vorstellen können.“

„Aber ich wundere mich, wie Sie kommen konnten, um über Lisaweta Nikolajewna's Hand zu verfügen. Haben Sie das Recht dazu? Oder sind Sie von ihr bevollmächtigt worden?“

Mauritins Nikolajewitsch runzelte die Stirn und senkte einen Augenblick den Kopf.

„Das sind ja nur Worte Ihrerseits,“ entgegnete er dann, „Worte der Rachsucht und des Triumphs; ich bin überzeugt, Sie verstehen zwischen den Zeilen zu lesen; und ist dies denn der Ort für kleinliche Prahlereien? Soll ich denn wirklich weitläufig erzählen und den Punkt über das i setzen? Wie Sie belieben, ich werde es thun, wenn Ihnen an meiner Erniedrigung so viel gelegen; ich habe nicht das Recht, und eine Vollmacht ist undenkbar; Lisaweta Nikolojewna weiß von nichts, aber ihr Bräutigam hat seinen letzten Verstand verloren und ist fürs Irrenhaus reif, und kommt um Allem die Krone aufzusetzen, selber zu Ihnen, um das zu rapportiren. Auf der ganzen Welt können nur Sie allein sie glücklich machen, und nur ich allein sie unglücklich. Sie machen sie mir streitig, Sie verfolgen sie, heirathen sie aber nicht, ich weiß nicht weshalb. Wenn dies ein im Auslande entbrannter Liebeszwist ist, und ich, um ihn zu versöhnen, daß Opfer sein muß, — so bringen Sie mich als Opfer. Sie ist sehr unglücklich, und das kann ich nicht ertragen. Meine Worte sind keine Erlaubniß, keine Vorschrift, und daher für Ihre Eigenliebe keine Beleidigung. Wenn Sie meinen Platz

am Kirchenpult einnehmen wollen, können Sie es ohne jegliche Erlaubniß meinerseits thun und ich habe dann keinen Grund, in Sinnlosigkeit zu Ihnen zu kommen; zumal unsere Hochzeit nach meinem jetzigen Schritt durchaus unmöglich ist. Ich kann sie nicht als ein unwürdiger Mensch zum Altar führen. Was ich hier thue und daß ich sie Ihnen, vielleicht ihrem unversöhnlichsten Feinde überliefere, ist in meinen Augen eine Unwürdigkeit, welche ich natürlich mir niemals verzeihen werde."

„Werden sie sich erschießen, wenn man uns verheirathen wird?"

„Nein, bei weitem später. Weshalb soll ich ihr Brautkleid mit meinem Blut beschmutzen? Vielleicht erschieße ich mich überhaupt nicht, weder jetzt noch später."

„Indem Sie so sprechen, wünschen Sie wahrscheinlich mich zu beruhigen?"

„Sie? Was bedeutet für Sie ein überflüssiges Blutverspritzen?"

Er war bleich und seine Augen funkelten. Ein minutenlanges Schweigen folgte.

„Verzeihen Sie mir die an Sie gerichteten Fragen," begann von Neuem Stawrogin; „einige hatte ich kein Recht an Sie zu richten, aber zu einer Frage habe ich, wie ich glaube, vollständiges Recht; sagen Sie, welche Thatsachen veranlassen Sie, auf meine Gefühle zu Lisaweta Nikolajewna zu schließen? Ich meine auf derartige Gefühle, daß Ihre Ueberzeugung von denselben Ihnen erlaubt hat zu mir zu kommen und . . . einen solchen Vorschlag zu wagen."

„Wie?" Mauritius Nikolajewitsch zitterte sogar ein wenig; „haben Sie sich denn nicht um sie beworben? Bewerben Sie sich nicht und wollen Sie sich nicht um sie bewerben?"

„Ich kann überhaupt nicht von meinen Gefühlen zu der oder jener Frau laut mit einer dritten Person, wer sie auch immer sei, sondern nur mit dieser Frau allein sprechen. Verzeihen Sie mir, dies ist eine Eigenthümlich-

keit meines Wesen. Aber dafür werde ich Ihnen die ganze übrige Wahrheit sagen: Ich bin verheirathet, und mich zu verheirathen, oder „zu bewerben“ ist mir nicht mehr möglich.“

Mauritius Nikolajewitsch erstaunte dergestalt, daß er auf die Rückenlehne des Lehnstuhls zurück fiel und einige Zeit lang Stawrogin unbeweglich in's Gesicht sah.

„Stellen Sie sich vor, ich habe dies durchaus nicht gedacht,“ murmelte er, „Sie haben damals an jenem Morgen, gesagt, daß sie unverheirathet seien . . . daher habe ich es geglaubt . . .“

Er war sehr bleich, plötzlich schlug er aus aller Kraft mit der Faust auf den Tisch.

„Wenn Sie nach diesem Bekenntnisse von Lisaweta Nikolajewna nicht abstehen und sie unglücklich machen wollen, erschlage ich Sie wie einen Hund mit dem Stocke am Zaun.“

Er sprang auf und ging schnell aus dem Zimmer. Peter Stephanowitsch, welcher eiligst eintrat, traf den Wirth in der unerwartetsten Gemüthsstimmung.

„Ach, Sie sind es!“ Stawrogin lachte laut; wie es schien, nur über die Figur Peter Stephanowitsch's, welcher mit brennender Neugierde eiligst eingetreten war.

„Sie haben an der Thür gehorcht? Halt weshalb sind Sie hierher gekommen? Ich habe Ihnen ja Etwas versprochen . . . Ach, ja. Ich erinnere mich: wir wollten zu den Unsrigen gehen. Thuen wir es, ich bin sehr froh, und Sie hätten jetzt nichts geeigneteres aussinnen können.“

Er nahm seinen Hut, und Beide verließen alsbald das Haus.

„Sie lachen, noch bevor Sie „die Unsrigen“ sehen?“ sagte heiter, sich drehend und wendend, Peter Stephanowitsch, welcher bald neben seinem Begleiter auf dem schmalen Ziegeltrottoir zu gehen suchte, bald auf die Straße direkt in den Schmutz lief, weil sein Begleiter gar nicht bemerkte, daß er gerade in der Mitte des Trottoirs ging und es ganz mit seiner Person einnahm.

„Ich lache durchaus nicht," antwortete laut und heiter Stawrogin, „im Gegentheil, ich bin überzeugt, daß dort die ernsthaftesten Menschen sein werden."

„Mürrische Dummköpfe, wie Sie einmal sich auszudrücken beliebt haben."

„Es giebt nichts lustigeres als manchen mürrischen Dummkopf."

„Ach, das sagen Sie mit Bezug auf Mauritius Nikolajewitsch. Ich bin überzeugt, daß er soeben Ihnen die Braut hat abtreten wollen, ja? Ich habe heimlich auf ihn aufgepaßt, Sie können es sich vorstellen. Tritt er sie nicht ab, so nehmen wir selbst sie ihm, was meinen Sie?"

Peter Stephanowitsch wußte allerdings, was er riskirte, indem er dem Gespräch eine solche Wendung gab, da er aber selbst in Aufregung war, so wollte er lieber Alles wagen als in Ungewißheit bleiben. Nikolaus Wßewolodowitsch lachte nur.

„Und Sie denken noch immer daran, mir zu helfen?" fragte er.

„Wenn Sie rufen werden. Aber wissen Sie, daß nur einer der beste Weg ist."

„Ich kenne Ihren Weg."

„Nein, der ist bis jetzt noch ein Geheimniß. Sie müssen nur wissen, daß das Geheimniß Geld kostet."

„Ich weiß, wieviel es kostet," murmelte Stawrogin vor sich hin, sprach aber nicht weiter und schwieg.

„Wieviel? Was haben Sie gesagt?" Peter Stephanowitsch fuhr plötzlich zusammen. „Zum Teufel mit Ihnen und Ihrem Geheimniß. Sagen Sie mir lieber, wer dort bei Ihnen ist. Ich weiß, daß wir zu einem Namenstagsfest gehen, aber wer im Besonderen ist dort?"

„O, Allerlei, im vollsten Sinne des Wortes! Sogar Kirilow wird da sein."

„Sind Alle Komiteemitglieder?"

„Der Teufel hole es, wie Sie eilen! Hier hat sich noch kein einziges Komitee gebildet."

„Wie haben Sie so viele Proklamationen verbreiten können?“

„Dort, wohin wir gehen, giebt es im Ganzen nur vier Komiteemitglieder. Die Uebrigen spioniren erwartungsvoll einander um die Wette aus und berichten mir. Es sind zuverlässige Leute. Sie Alle bilden das Material, welches man organisiren muß, dann muß man sich aber aus dem Staube machen. Uebrigens haben Sie selbst ein Statut geschrieben, ich brauche Ihnen nichts Näheres zu sagen!“

„Wie ist es, geht die Sache schwer? Glückt die Organisation nicht recht?“

„Die Sache geht auf's Allerbeste. Ich werde Sie zum Lachen bringen: Das Erste, was gewaltig wirkt, ist die Rangordnung. Es giebt nichts kräftigeres als die Rangordnung. Ich denke absichtlich Grade und Würden aus: ich habe Sekretäre, geheime Kundschafter, Kassenbeamte, Präsidenten, Registratoren, ihre Gehülfen — dies gefällt sehr und ist ausgezeichnet aufgenommen worden. Die darauf folgende Kraft ist, selbstverständlich, die Sentimentalität. Wissen Sie, der Sozialismus verbreitet sich bei uns vorzüglich in Folge von Sentimentalität. Aber das Unglück ist, daß hierher Beißer von Unterlieutenants gehören; und da wird man allzu leicht gefaßt. Dann folgen reine Schufte; nun, das ist eine ganz gute Gesellschaft, manches Mal sind sie sehr nützlich, viel Zeit geht aber auf sie verloren, sie verlangen unaufhörliche Aufsicht. Aber die hauptsächlichste Kraft — der Alles bindende Cement — ist endlich die Schande eine eigene Meinung zu haben. Das ist die richtige Kraft! Und wer ist das gewesen, welcher daran gearbeitet und sich abgemüht hat, daß auch nicht ein einziger selbstständiger Gedanke Jemand im Kopf geblieben ist?! Alle halten eine eigene Meinung für Schande!“

„Wenn dem so ist, weshalb sind Sie so besorgt?“

„Ja, wenn man nur einfach daliegen und Alle mit offenem Munde anstarren könnte, und sie nicht immer im

Auge behalten müßte! Sie scheinen nicht ernstlich zu glauben, daß ein Erfolg möglich ist? Ach, Sie wollen eben nicht glauben. Ja, gerade mit solchen Leuten ist ein Erfolg möglich. Ich sage Ihnen, Jeder wird bei mir Alles wagen, ich brauche ihm nur zuzurufen, daß er nicht genügend liberal ist. Narren werfen mir vor, daß ich Alle hier mit einem Central-Komitee und mit „unzähligen Verzweigungen" beschwindelt habe. Auch Sie haben mir dies einmal vorgeworfen, aber ich beschwindele Niemanden: das Central-Komitee bilden wir Beide, Sie und ich, und Verzweigungen wird es so viel wie man will geben."

„Aber, Sie haben rechtes Gesindel hier!"

„Es ist Material und taugt als solches."

„Und Sie rechnen noch immer auf mich?"

„Sie sind der Vorgesetzte, Sie sind die Kraft; ich werde Ihnen nur als Sekretär zur Seite stehen. Wir werden uns, wissen Sie in ein Boot setzen, dessen Ruder von Ahorn sind, dessen Segel von Seide sind und dessen Steuer ein schönes Mädchen, die traute Lisaweta Nikolajewna, führt . . . oder wie es, der Teufel mag's wissen, im bekannten Liede heißt . . ."

„Er ist stecken geblieben," Stawrogin lachte. „Nein, ich werde Ihnen lieber etwas Besseres sagen. Sie zählen an den Fingern auf, durch welche Kräfte sich die Komitees bilden. Das sind Rangordnung und Sentimentalität, — allerdings ist dies ein guter Kitt, aber es giebt noch etwas Besseres: überreden Sie vier Mitglieder des Komitees, dem fünften den Garaus zu machen, unter dem Vorgeben, daß es denunziren wolle, und sogleich werden Sie Alle durch das vergossene Blut wie mit einem einzigen Knoten zusammenbinden. Sie werden Ihre Sklaven werden und nicht wagen, widerspenstig zu sein und Rechenschaft zu verlangen. Ha, ha, ha!"

„Aber Du . . . aber Du wirst mir diese Worte bezahlen müssen," dachte Peter Stephanowitsch bei sich, „und

sogar schon heute Abend. Du erlaubst Dir schon allzuviel."

So oder fast so mußte Peter Stephanowitsch denken. Uebrigens waren sie bereits an das Haus Wirginßkis gekommen.

„Sie haben mich jedenfalls hier als ein Mitglied aus dem Auslande, welches mit der Internationale in Verbindung steht, und als einen Revisor ausgegeben?" fragte plötzlich Strawogin.

„Nein, als keinen Revisor; Sie werden keiner sein, sondern ein ausländisches anordnendes Mitglied, welchem die wichtigsten Geheimnisse bekannt sind; das ist Ihre Rolle. Sie werden doch jedenfalls sprechen?"

„Woher glauben Sie das?"

„Sie sind jetzt verpflichtet zu sprechen."

Stawrogin blieb vor Erstaunen mitten auf der Straße unweit einer Laterne stehen. Peter Stephanowitsch hielt dreist und ruhig seinen Blick aus. Stawrogin spuckte aus und ging weiter.

„Werden Sie sprechen?" fragte er plötzlich Peter Stepanowitsch.

„Nein, ich werde Ihnen zuhören."

„Der Teufel hole Sie! Sie geben mir in der That eine Idee ein."

„Welche?" fragte Peter Stepanowitsch ganz erstaunt.

„Ich werde, meinethalben. sprechen, aber dafür werde ich Sie später durchprügeln, und ich werde Sie, wissen Sie, ordentlich durchprügeln."

„À propos, ich habe vor Kurzem von Ihnen zu Karmasinow gesagt, daß Sie von ihm geäußert, er müßte ausgepeitscht werden, aber nicht zum Schimpf, sondern um empfindlich, wie ein Bauer, gezüchtigt zu werden."

„Ich habe dies niemals gesagt, ha—ha!"

„Das verschlägt nichts. Si non e vero."

„Nun, ich bedanke mich, danke Ihnen aufrichtig."

„Wissen Sie, was Karmasinow noch gesagt hat: daß

im Wesentlichen unsere Lehre eine Leugnung der Ehre ist, und daß man mit der Proklamation des offenen Rechts auf Ehrlosigkeit den Russen am allerleichtesten fortreißen kann."

„Prächtige Worte! Goldene Worte!" rief Stawrogin aus. „Er hat den Nagel auf den Kopf getroffen! Recht auf Ehrlosigkeit, ja, da werden Alle zu uns gelaufen kommen, keiner wird dann übrig bleiben! Aber hören Sie, Werchowenßki, gehören Sie nicht der höheren Polizei an?"

„Wem solche Fragen im Kopfe herumgehen, der spricht sie nicht aus."

„Ich verstehe, jetzt sind wir bei uns zu Hause."

„Nein, bis jetzt gehöre ich nicht der höheren Polizei an. Genug darüber, wir sind an Ort und Stelle. Geben Sie Ihrem Gesicht den richtigen Ausdruck, Stawrogin, ich thue dies immer, wenn ich diese Gesellschaft besuche. Nur ein recht finsteres Gesicht, mehr ist nicht nöthig; die Sache ist höchst einfach."

Siebentes Kapitel.

Bei den Unsrigen.

I.

Wirginßki wohnte im eigenen Hause, das heißt, im Hause seiner Frau auf der Ameisen-Straße. Das Haus war von Holz, einstöckig und hatte keine anderen Bewohner. Unter dem Scheine der Feier des Geburtstages des Wirthes hatten sich fünfzehn Menschen versammelt; aber die Abendgesellschaft glich durchaus nicht einer gewöhnlichen Namenstagsfeier in der Provinz. Schon vom ersten Zusammenleben ab hatten die Wirginßkischen Eheleute unter einander ein für alle Mal festgesetzt, daß es vollständig unnütz und durchaus kein Grund zur Freude sei, Gäste am Namenstage zu versammeln. Einige Jahre hatten sie sich denn auch vollständig von der Gesellschaft zurückgezogen. Obwohl er Fähigkeiten besaß und durchaus nicht arm an Verstand war, erschien er doch Allen als ein die Einsamkeit liebender und überdies hochmüthig sprechender Sonderling. Frau Wirginßki, welche als Hebamme beschäftigt war, stand schon dadurch niedriger als Alle auf der gesellschaftlichen Leiter, sogar niedriger als die Frau des Popen, trotz des Offizierranges, welchen Wirginßki hatte. Von einer ihrem Berufe entsprechenden Demuth war an ihr nichts zu bemerken. Nach ihrer herzlich dummen und unverzeihlich offenen Verbindung, welche sie aus Prinzip

mit einem Schuft, den Kapitän Lebjadkin eingegangen war, hatten sich sogar unsere nachsichtigsten Damen mit ersichtlicher Verachtung von ihr abgewendet. Aber M—me Wirginßki hatte Alles so aufgenommen, als wenn es für sie so sein müßte. Merkwürdiger Weise wandten sich die strengsten Damen in interessanten Umständen nach Möglichkeit an Arina Prochorowna (das heißt an Frau Wirginßki), indem sie die drei übrigen Hebammen unserer Stadt vermieden. Man holte sie sogar aus dem Kreise, zu Gutsbesitzersfrauen, dergestalt glaubten Alle an ihre Kenntniß, ihr Glück und ihre Geschicklichkeit in kritischen Fällen. Schließlich praktizirte sie nur in den reichsten Häusern; sie liebte leidenschaftlich das Geld. Im vollständigen Gefühl ihrer Macht legte sie sich schließlich in ihrem Charakter nicht den mindesten Zwang mehr an. Sie erschreckte sogar, vielleicht absichtlich, bei ihrer Praxis in den angesehensten Häusern, die Wöchnerinnen mit schwachen Nerven durch unerhörte nihilistische Rücksichtslosigkeit gegen Standesunterschiede oder durch Spöttereien über „alles Heilige", und gerade in den Augenblicken, da „das Heilige" am meisten hätte nutzen können. Unser Stabsarzt Rosanow, ebenfalls Geburtshelfer, bezeugte mit Entschiedenheit, daß eines Tages, als eine Wöchnerin in Qualen schrie und den allmächtigen Namen Gottes anrief, grade eine solche freidenkerische Bemerkung, welche, von Arina Prochorowna plötzlich, „wie ein Gewehrschuß," gethan, die Kranke in großen Schrecken versetzte, zu ihrer schnellsten Erleichterung von der Bürde beigetragen hatte. Obwohl Arina Prochorowna Nihilistin war, liebte sie dennoch nicht nur vornehme, sondern auch veraltete, ganz vorurtheilsvolle Gebräuche, wenn sie ihr nur Vortheil brachten. Um keinen Preis würde sie zum Beispiel, die Taufe eines von ihr accouchirten Kindes versäumt haben, wobei sie in einem grünseidenen Kleide mit Schleppe erschien und sich den Chignon in Löckchen und Locken gekämmt hatte, während sie zu jeder anderen Zeit bis zur Selbstgefälligkeit un-

reinlich war. Und obgleich sie während der Spendung des Sakraments stets „das frechste Aussehen" bewahrte, so daß sie die Gemeinde erschreckte, trug sie dennoch nach der Feierlichkeit den Champagner stets selber fort, (dieserhalb war sie auch erschienen und hatte sie sich geputzt), und hätte man den Pokal genommen und gekostet, so würde sie nicht wenig zornig geworden sein.

Die diesmal bei Wirginßki versammelten Gäste (es waren fast nur Männer) hatten ein gewisses feierliches und ungewöhnliches Aussehen. Es wurde weder gegessen noch gespielt. In die Mitte des großen, mit alten, hellblauen Tapeten schön ausgeschlagenen Gastzimmers waren zwei Tische gerückt; dieselben waren mit einem großen, übrigens nicht ganz reinen Tischtuch bedeckt, und zwei Theemaschinen kochten auf ihnen. Ein sehr großes Tablett mit fünfundzwanzig Gläsern und ein Korb mit gewöhnlichem Franzbrot, welches, wie für Zöglinge in adligen Knaben- und Mädchenpensionen, in eine Menge von Stücken zerschnitten war, nahmen das Ende des Tisches ein. Den Thee goß ein dreißigjähriges Fräulein ein, die Schwester der Wirthin, ohne Augenbrauen, aber mit hellblonden Wimpern, ein schweigsames und giftiges Wesen, welches die neuen Anschauungen theilte und vor welchem sich Wirgnißki selbst im häuslichen Leben ungemein fürchtete. Im Ganzen waren drei Damen im Zimmer; die Wirthin selber, ihre Schwester ohne Augenbrauen und die leibliche Schwester Wirginßki's, Fräulein Wirginßki, welche soeben erst aus Petersburg angekommen war. Arina Prochorowna, eine stattliche Dame von ungefähr siebenundzwanzig Jahren, hübsch, etwas liederlich, saß in einem Wochentagskleide von grünlicher Schattirung da, indem sie mit kühnen Augen ihre Gäste maß und mit ihrem Blicke zu sagen suchte: „Seht, wie ich mich vor nichts fürchte." Das soeben angekommene Fräulein Wirginßki, ebenfalls hübsch, eine Studentin und Nihilistin, dick und rund wie eine Kugel, mit sehr rothen Backen und von kleinem Wuchse, hatte fast noch in ihrem Reise-

anzuge, mit einer Rolle von Papieren in der Hand, neben Arina Prochorowna Platz genommen und musterte die Gäste mit ungeduldigen und schnellen Blicken. Wirginßki selbst war diesen Abend etwas unwohl, aber doch herausgekommen, um in einem Lehnstuhl am Theetisch Platz zu nehmen. Alle Gäste saßen ebenfalls, und aus dieser würdigen Placirung auf Stühlen um den Tisch konnte man auf eine Sitzung schließen. Augenscheinlich erwarteten Alle etwas, und führten zwar laute aber gleichgültige Gespräche. Als Stawrogin und Werchowenßki erschienen, schwieg plötzlich Alles.

Ich erlaube mir aber, behufs näherer Charakteristik eine Erklärung zu geben:

Ich glaube, daß all' diese Herren sich wirklich damals in der angenehmen Hoffnung, etwas besonders Interessantes zu hören, versammelt hatten, und zwar im Voraus benachrichtigt. Sie stellten die Blüthe des blutrothen Liberalismus in unserer alten Stadt dar, und waren von Wirginßki zu dieser Sitzung sehr sorgfältig ausgewählt worden. Ich bemerke noch, daß Einige von ihnen (übrigens sehr wenige) ihn früher noch gar nicht besucht hatten. Die Mehrzahl der Gäste hatte sicherlich keinen klaren Begriff, weshalb man sie von der Sitzung benachrichtigt. Allerdings hielten Alle damals Peter Stephanowitsch für einen aus dem Auslande gekommenen, bevollmächtigten Emissär; diese Idee schien sich mit einem Male in ihnen festgesetzt zu haben und schmeichelte ihnen natürlicher Weise. Es fanden sich aber unter dieser Bürgerschaar, welche sich scheinbar wegen eines Namenstages versammelt hatte, auch solche, welchen bestimmte Vorschläge gemacht worden waren. Peter Stephanowitsch hatte bereits bei uns einen Fünferausschuß nach dem Vorbilde desjenigen zusammengebracht, welcher durch ihn bereits in Moskau und auch, wie jetzt erwiesen ist, bereits in unserm Gouvernement unter Offizieren gebildet worden. Man sagt, daß ein solcher Ausschuß auch im Ch—schen Gouvernement durch ihn zu Stande gekommen. Dieser

Fünferausschuß saß jetzt am allgemeinen Tische und wußte sich sehr geschickt den Anschein der gewöhnlichsten Menschen zu geben, so daß ihn Niemand erkennen konnte. Er bestand, — denn das ist jetzt kein Geheimniß, — erstens aus Liputin, sodann aus Wirginßki selber, aus dem langohrigen Schigalew, dem Bruder von Fräulein Wirginßki, aus Ljamschin und endlich aus Tolkatschenko — einer seltsamen Persönlichkeit, einem Menschen von schon vierzig Jahren, welcher sich einer ungemeinen Kenntniß des Volkes, besonders der Spitzbuben und Räuber, rühmte, absichtlich in die Schenken ging (übrigens nicht nur um das Volk zu studiren) und unter uns in schlechter Kleidung, geschmierten Stiefeln, mit einer zusammengekniffenen und listigen Miene, und mit gesuchten volksthümlichen Redensarten einherstolzirte. Schon ein oder zwei Mal hatte ihn früher Ljamschin zu Stephan Trofimowitsch auf die Abendunterhaltungen mitgenommen, in welchen er übrigens keinen besonderen Effect hervorbrachte. In der Stadt erschien er zeitweise, besonders, wenn er ohne Stellung war, er war Eisenbahnbeamter. Dieser ganze Fünferausschuß hatte sich in dem guten Glauben zusammengethan, daß er nur einer unter hunderten und tausenden ebensolcher, im ganzen Rußland zerstreuter Fünferausschüsse sei, und daß sie alle von einem centralen, sehr großen, aber geheimen Platze abhingen, welche seinerseits mit der europäischen internationalen Revolution in organischer Verbindung stehe. Aber leider muß ich gestehen, daß sogar schon damals sich Uneinigkeit unter ihnen zeigte. Die Sache war folgende: sie hatten zwar schon seit dem Frühjahr Peter Werchowenßki, welcher ihnen zuerst durch Tolkatschenko, sodann durch den angekommenen Schigalew verkündet worden, erwartet, gewärtigten auch außerordentliche Wunder von ihm und hatten auch sogleich ohne die mindeste Kritik und auf seinen ersten Ruf den Ausschuß gebildet; aber kaum waren sie zusammengetreten, als sie auch Unwillen empfanden und zwar, wie ich glaube, über ihre schnelle Einwilligung. Sie waren selbstverständlich

aus hochherzigem Ehrgefühl zusammengetreten, damit man später nicht sagen könne, sie hätten den Zusammentritt nicht gewagt; aber Peter Werchowenßki hätte doch immerhin ihre kühne That würdigen und ihnen mindestens zur Belohnung ein sehr wichtiges Geschichtchen erzählen müssen. Aber Werchowenßki wollte durchaus nicht ihre gerechtfertigte Neugierde befriedigen und erzählte nichts Ueberflüssiges; er behandelte sie überhaupt mit merkwürdiger Strenge und sogar mit Rücksichtslosigkeit. Dies reizte entschieden, und das Mitglied Schigalew hatte bereits die Uebrigen aufgestachelt „Rechenschaft zu verlangen“, aber natürlich nicht bei Wirginßki, wo so viele Fremde versammelt waren.

Ich habe den Gedanken, daß die obenbezeichneten Mitglieder des ersten Fünferausschusses gewiß waren, an diesem Abende unter den fremden Gästen bei Wirginßki noch Mitglieder anderer, ihnen unbekannter Gruppen zu sehen, welche ebenfalls in der Stadt, in ebenso geheimer Weise und ebenfalls durch Werchowenßki gebildet worden; daher beargwöhnten schließlich alle Versammelten einander gegenseitig und nahmen vor einander die verschiedenartigste Haltung an, was der ganzen Versammlung ein sehr merkwürdiges und sogar theilweis romanhaftes Aussehen verlieh. Uebrigens gab es hier auch ganz unbefangene Menschen. Zu ihnen gehörte zum Beispiel ein noch im Dienst befindlicher Major, ein naher Verwandter von Wirginßki, ein vollständig unschuldiger Mensch, welcher nicht eingeladen worden, aber von selber zum Namenstagskinde gekommen war, sodaß er nicht abgewiesen werden konnte. Das Namenstagskind war aber seinetwegen vollständig unbesorgt, denn der Major konnte überhaupt nicht denunziren; ungeachtet seiner ganzen Dummheit hatte er nämlich sein Lebelang an allen Orten herumgestöbert, wo sich äußerste Liberale befanden; er sympathisirte nicht mit ihnen, hörte aber gern zu. Ueberdies war er kompromittirt: in seiner Jugend waren ganze Stöße vom „Kolokol“ und von Proklamationen durch seine Hände gegangen, und, obwohl

er sich fürchtete sie aufzuschlagen, hätte er dennoch die Weigerung, sie zu verbreiten, für eine vollständige Gemeinheit gehalten — solche Russen giebt es noch heutigen Tages. Die übrigen Gäste stellten entweder den Typus der bis auf's Aeußersten verletzten edlen Eitelkeit oder den Typus des ersten, edlen feurigen Jugenddranges dar. Da gab es außer zwei oder drei Lehrern, von welchen einer lahm, über fünfundvierzig Jahr an einem Gymnasium angestellt und sehr giftig und merkwürdig eitel war, auch noch zwei oder drei Offiziere. Von diesen letzteren hatte ein sehr junger Artillerist, welcher erst vor einigen Tagen eine Militärschule verlassen hatte, ein schweigsamer junger Mensch und noch ohne Bekanntschaften, sich jetzt bei Wirginßki eingefunden, mit einem Bleistift in der Hand, und bemerkte, fast ohne an dem Gespräche Theil zu nehmen, jeden Augenblick Etwas in seinem Notizbuche. Alle sahen dies, thaten aber als ob sie es nicht bemerkten. Es gab hier noch den müßiggehenden Seminaristen, welcher mit Ljamschin der Bücherhausirerin schmutzige Photographien zugesteckt hatte, einen starken Burschen mit ungezwungenen, aber zugleich unsicheren Manieren, mit einem beständig rechthaberischen Lächeln, und zugleich mit einer ruhigen Miene, der in ihm selber enthaltenen triumphirenden Vollkommenheit. Es war auch, ich weiß nicht weßhalb, der Sohn unseres Stadtoberhauptes da, derselbe abscheuliche und vorzeitig verliederte Bursche, dessen ich bereits bei der Geschichte der kleinen Lieutenantsfrau erwähnt habe. Dieser schwieg den ganzen Abend. Schließlich war auch ein Gymnasiast da, ein sehr erregter und verwirrter Knabe von achtzehn Jahren, welcher mit der finstern Miene eines in seiner Würde beleidigten jungen Menschen dasaß und augenscheinlich wegen seiner achtzehn Jahre litt. Dieser Knirps war schon Vorstand eines selbstständigen Verschwörerhäufleins, welches sich, wie sich in der Folge zum allgemeinen Erstaunen erwies, in der obersten Klasse des Gymnasiums gebildet hatte. Ich habe Schatows nicht erwähnt; er hatte sich an der hinteren

Tischecke niedergelassen, seinen Stuhl ein wenig aus der Reihe gerückt, sah auf die Erde, schlug Thee und Brot aus und ließ die ganze Zeit über seine Mütze nicht aus den Händen, als wenn er dadurch zeigen wollte, daß er nicht als Gast, sondern in einer Geschäftsangelegenheit gekommen, und, wenn es ihm beliebe, aufstehen und fortgehen werde. Unfern von ihm hatte Kirilow Platz genommen, welcher ebenfalls schwieg, aber nicht auf den Boden sah, vielmehr jeden Sprecher mit seinem unbeweglichen glanzlosen Blick musterte und Alles ohne die mindeste Bewegung oder Verwunderung anhörte. Einige Gäste, welche ihn früher niemals gesehen, betrachteten ihn nachdenklich und verstohlen. Es ist unbekannt, ob M-me Wirginßki selber Etwas von dem bestehenden Fünferausschuß wußte. Ich glaube, daß ihr Alles, und zwar durch ihren Mann, bekannt war. Die Studentin nahm allerdings an nichts Theil, aber sie hatte ihre eigene Sorge, sie beabsichtigte nur ein oder zwei Tage als Gast zu bleiben, und darauf weiter nach allen Universitätsstädten zu gehen, um „an den Leiden der armen Studenten Theil zu nehmen und sie zu einem Proteste anzuregen." Sie führte einige hundert Exemplare eines lithographirten Aufrufs mit sich, welchen sie, wie ich glaube, selber verfaßt hatte. Es ist merkwürdig, daß der Gymnasiast sie vom ersten Blicke fast bis auf's Blut haßte, obwohl er sie zum ersten Male im Leben sah, und sie ihn ebenso. Der Major war ihr leiblicher Onkel und traf sie heute zum ersten Male nach zehn Jahren. Als Stawrogin und Werchowenßki eintraten, waren ihre Wangen roth wie Moosbeeren; sie hatte sich soeben mit dem Onkel wegen ihrer Ueberzeugungen in der Frauenfrage gestritten.

II.

Werchowenßki streckte sich merkwürdig nachläßig auf einem Stuhle an der oberen Ecke des Tisches aus, nachdem er sich fast mit Niemand begrüßt hatte. Seine Miene war launisch und sogar hochmüthig. Stawrogin grüßte höflich, aber obwohl Alle sie erwartet, thaten doch Alle wie auf Kommando, als ob sie Beide nicht bemerkten. Die Wirthin wandte sich kurz an Stawrogin, kaum hatte sich derselbe gesetzt:

„Stawrogin, wollen Sie Thee?"

„Geben Sie," antwortete er.

„Für Stawrogin Thee," befahl sie der Einschenkerin, „wollen auch Sie welchen?" dies war zu Werchowenßki gesagt. —

„Lassen Sie nur eingießen; wer wird denn erst danach fragen? Geben Sie auch Sahne dazu, bei Ihnen wird immer ein rechtes Zeug anstatt des Thees gegeben; und dazu ist im Hause ein Namenstagskind."

„Wie, auch Sie erkennen einen Namenstag an?" bemerkte plötzlich lächelnd die Studentin; „wir haben soeben darüber gesprochen."

„Das ist eine alte Sache," brummte der Gymnasiast vom anderen Ende des Tisches her.

„Was heißt das eine alte Sache? Vorurtheile zu vergessen, mögen sie auch die unschuldigsten sein, ist nichts Altes, im Gegentheil zu allgemeiner Schande bis jetzt noch neu," erklärte augenblicklich die Studentin, über den Tisch vornübergebeugt. „Zudem giebt es keine unschuldigen Vorurtheile," fügte sie erbittert hinzu.

„Ich wollte nur erklären," entgegnete der Gymnasiast ungemein aufgeregt, daß, wenn auch Vorurtheile sicherlich veraltet sind und vernichtet werden müssen, so doch in Betreff des Namenstages Alle wissen, daß es Thorheit und zu sehr veraltet ist, um die kostbare und ohnedem

schon durch die ganze Welt verlorene Zeit zu verlieren, sodaß man seinen Scharfsinn auf einen nothwendigen Gegenstand verwenden könnte . . ."

„Sie machen ein zu langes Gerede, man versteht nichts," rief die Studentin.

„Mir scheint, daß jeder das Recht der Rede so gut wie ein Anderer hat und daß, wenn ich wie jeder Andere meine Meinung erklären will, dann . . ."

„Es nimmt Ihnen Niemand das Recht zu reden," unterbrach ihn scharf jetzt die Wirthin selber, „man fordert Sie nur auf, nicht zu stammeln, weil Sie Niemand verstehen kann."

„Aber erlauben Sie mir zu bemerken, daß Sie mich nicht achten; wenn ich meinen Gedanken nicht vollenden konnte, so rührt dies nicht von meiner Gedankenarmuth, sondern eher von meinem Gedankenreichthum her . . ." stammelte fast verzweifelt der Gymnasiast und wurde schließlich verwirrt.

„Wenn Sie nicht zu sprechen verstehen, so schweigen Sie," rief verletzend die Studentin.

Der Gymnasiast sprang sogar vom Stuhle auf.

„Ich wollte nur erklären," schrie er ganz entbrannt von Scham und in Furcht sich umzusehen, „daß Sie nur deshalb mit Ihrem Verstande wichtig thuen, weil Herr Stawrogin eingetreten ist — das ist es."

„Ihr Gedanke ist schmutzig und unsittlich und zeigt die ganze Armseligkeit Ihrer Entwickelung. Ich bitte Sie, sich nicht mehr an mich zu wenden," entgegnete schnell die Studentin.

„Stawrogin," begann die Wirthin, „vor Ihrem Eintritt hatte man hier soeben über die Familienrechte gestritten, — dieser Offizier da hat es gethan (sie zeigte mit dem Kopf auf ihren Verwandten, den Major). Ich werde Sie sicherlich nicht mit diesem alten, längst entschiedenen Unsinn behelligen. Aber wie konnten die Rechte und die Pflichten der Familie als ein solches Vorurtheil

entstehen, als welches sie sich jetzt darstellen? Das ist die Frage. Was ist Ihre Ansicht?"

„Wie sie entstehen konnten?" wiederholte Stawrogin die Frage.

„Das heißt, wir wissen zum Beispiel, daß das Vorurtheil von Gott durch den Donner und Blitz entstanden ist," beeilte sich die Studentin wiederum zu sagen, indem sie ihre Augen auf Stawrogin geheftet hatte; „man weiß sehr gut, daß die erste Menschheit in Furcht vor Donner und Blitz, einen unsichtbaren Feind, vor welchem sie ihre Schwäche fühlte, zu Gott gemacht hat. Aber wie konnte sich das Vorurtheil von der Familie bilden? Wie konnte die Familie selber entstehen?"

„Das ist nicht ganz dasselbe . . ." unterbrach sie die Wirthin.

„Ich glaube, daß die Antwort auf eine solche Frage ungehörig ist," entgegnete Stawrogin.

„Wieso?" die Studentin beugte sich vornüber.

Aber in der Lehrergruppe wurde Kichern gehört, in welches sogleich von dem andern Ende Ljamschin und der Gymnasiast, und nach ihnen mit heiserem Gelächter auch der verwandte Major einstimmten.

„Sie müßten Vaudevilles schreiben," bemerkte die Wirthin zu Stawrogin.

„Das gereicht Ihnen nicht sehr zur Ehre, ich weiß nicht, was das heißen soll," rief entschieden und unwillig die Studentin.

„Ach sprich' nur nicht fort!" fiel der Major ein, „Du bist ein Mädchen, Du mußt Dich bescheiden halten, scheinst aber auf Nadeln zu sitzen."

„Belieben Sie zu schweigen und wagen Sie nicht, sich an mich in familiärer Weise mit Ihren häßlichen Vergleichen zu wenden. Ich sehe Sie zum ersten Male und will Ihre Verwandtschaft mit mir nicht kennen."

„Aber ich bin ja Dein Onkel; ich habe Dich als Säugling auf den Armen herumgeschleppt!"

„Was kümmert's mich, daß Sie mich damals so her=

umgeschleppt haben. Ich hatte Sie darum nicht gebeten, es hat Ihnen aber, mein unhöflicher Herr Offizier, damals Vergnügen gewährt. Und erlauben Sie mir Ihnen zu bemerken, daß Sie zu mir nicht „Du" sagen dürfen, wenn es nicht als „Bürger" geschieht; ich verbiete es Ihnen ein für alle Mal."

„Sehen Sie, so sind sie alle!" Der Major schlug dabei mit der Faust auf den Tisch, zu dem ihm gegenüber sitzenden Stawrogin gewandt. „Nein, erlauben Sie, ich habe den Liberalismus und die Gegenwart gern, und höre gerne verständige Gespräche, aber wie ich von vornherein erkläre, — von Männern. Aber von Gesprächen der Weiber, dieser Schürzen der Gegenwart — nein, davon bekomme ich Schmerzen! Wende Dich nicht fort!" rief er der Studentin zu, welche vom Tische sich eiligst entfernte, „nein, auch ich bitte um's Wort, ich bin beleidigt."

„Sie hindern nur Andere zu sprechen und wissen selbst nichts zu sagen," rief unwillig die Wirthin.

„Doch, ich werde schon sprechen," wandte sich der Major ganz erregt zu Stawrogin. „Ich rechne auf Sie Herr Stawrogin, als auf einen neu hinzugekommenen, obwohl ich nicht die Ehre habe, Sie zu kennen. Ohne Männer gehen sie wie Fliegen zu Grunde, — das ist meine Meinung. Ihre ganze Frauenfrage ist nur ein Mangel an Originalität. Ich versichere Ihnen, daß diese ganze Frauenfrage für sie nur Männer aus Thorheit ausgedacht haben, auf ihre eigene Gefahr hin, — Gott sei Dank, daß ich nicht verheirathet bin! Die Frauen denken nicht die mindeste Mannichfaltigkeit, kein einfaches Muster aus; dies thuen für sie die Männer! Sehen Sie, ich habe sie auf den Armen getragen, mit ihr als zehnjährigem Mädchen Masurka getanzt, heute ist sie angekommen, ich eile natürlich, sie zu umarmen, und da erklärt sie mir vom zweiten Worte ab, daß es keinen Gott giebt. Wenn sie es wenigstens vom dritten Worte ab gethan hätte, aber nein, vom zweiten ab, solche Eile hatte sie. Nun, nehmen

wir an, daß verständige Menschen nicht glauben, dann geschieht es aus Verstand; aber Du, sage ich, bist ein unbedeutendes Ding, was verstehst du von Gott? Das hat Dir ein Student gelehrt, und wenn er Dir gelehrt hätte, Lampen vor Heiligenbildern anzuzünden, würdest Du es auch thun."

„Das ist Alles Lüge von Ihnen, Sie sind ein sehe schlechter Mensch, und ich habe Ihnen vor Kurzem Ihrr Unselbstständigkeit klar nachgewiesen," antwortete die Studentin mit Geringschätzung und als ob es unter ihrer Würde wäre sich mit einem solchen Menschen lange auszusprechen. „Ich habe Ihnen soeben ausdrücklich gesagt, daß man uns Allen nach dem Katechismus gelehrt hat: „Wenn Du Deine Eltern ehren wirst, so wirst Du lange leben und Dir wird Reichthum gegeben werden." So steht's in den zehn Geboten. Wenn Gott es für nothwendig befindet, für Liebe eine Belohnung anzubieten, so ist Ihr Gott unsittlich. Mit diesen Worten habe ich Ihnen den Beweis geführt, und nicht vom zweiten Worte ab, denn Sie haben zuerst Ihre Rechte erklärt. Wer ist Schuld daran, daß Sie stumpfsinnig sind und bis jetzt nichts verstehen? Sie fühlten sich beleidigt und sind zornig wie die ganze Generation, welcher Sie angehören."

„Närrin!" rief der Major.

„Und Sie sind ein Narr."

„Schimpfe nur!"

„Aber erlauben Sie, Kapitän Maximowitsch, Sie haben ja selber zu mir gesagt, daß Sie an Gott nicht glauben," piepte Liputin vom Ende des Tisches her."

„Wenn ich es sage, dann ist es etwas Anderes! Vielleicht glaube ich, aber nur nicht ganz. Und wenn ich auch nicht vollständig glaube, so sage ich doch nicht, daß man Gott verleugnen müsse . . . Als ich noch bei den Husaren diente habe ich über Gott nachgedacht. In allen Gedichten wird angenommen, daß ein Husar trinkt und schwärmt; so habe auch ich vielleicht getrunken, aber werden Sie es mir glauben, des Nachts bin ich vom Bette in

bloßen Socken aufgesprungen und habe mich vor dem Heiligenbilde bekreuzigt, damit mir Gott den Glauben schicke, weil ich mich damals darüber nicht beruhigen konnte; existirt Gott oder nicht? Das war eine harte Nuß! Am Morgen hatte man allerdings wieder andere Gedanken, und der Glaube erschien wie verschwunden; überhaupt habe ich bemerkt, daß am Tage der Glaube stets etwas verschwindet."

„Giebt es keine Karten bei Ihnen?" fragte Werchowenßki, mit ganzem Munde gähnend, zur Wirthin gewandt.

„Ich stimme Ihrer Frage vollständig bei!" bemerkte eiligst die Studentin, roth aus Unwillen über die Worte des Majors.

„Die kostbare Zeit geht in Anhörung dummer Gespräche verloren," erklärte kurz und bündig die Wirthin und sah ihren Mann streng an.

Die Studentin war ermuthigt.

„Ich wollte der Versammlung die Leiden und den Protest der Studenten erklären, und weil bei unsittlichen Gesprächen die Zeit verloren wird . . ."

„Es giebt nichts Sittliches noch Unsittliches," fühlte sich der Gymnasiast, kaum hatte die Studentin begonnen, sogleich zu bemerken gedrungen.

„Das habe ich gewußt, Herr Gymnasiast, noch bei Weitem eher, als man es Ihnen gelehrt hat."

„Und ich behaupte," sprach jener ergrimmt, „daß Sie ein aus Petersburg hierher zu dem Zwecke gekommenes Kind sind, um uns Alle zu erleuchten, während wir selbst genug wissen. Von dem Gebot: ‚Ehre Deinen Vater und Deine Mutter,' welches Sie nicht haben hersagen können, und von seiner Unsittlichkeit — wissen seit Belinßki Alle in Rußland."

„Wird dies einmal ein Ende nehmen?" rief M—me Wirginßki mit Entschiedenheit. Als Wirthin war sie wegen der nichtigen Gespräche roth geworden, besonders als sie

ein gewisses Lächeln und sogar Bedenken bei den neueingeladenen Gästen bemerkt hatte.

„Meine Herren," erhob Wirginßki plötzlich seine Stimme, „wenn Jemand wünscht über etwas mehr zur Sache Gehöriges zu beginnen, oder Etwas zu erklären hat, so schlage ich vor es ohne Zeit zu verlieren zu thun."

„Ich wage eine Frage zu stellen," sprach sanft der lahme Lehrer, welcher bis dahin geschwiegen, und mit besonderer Würde dagesessen hatte, „ich möchte wissen, bilden wir jetzt hier eine Sitzung, oder sind wir einfach eine Versammlung gewöhnlicher Sterblicher, welche als Gäste gekommen sind? Ich frage mehr der Ordnung wegen und um mich nicht in Unwissenheit zu befinden."

Die „listige" Frage brachte Wirkung hervor; Alle sahen einander an, als ob der Eine vom Andern Antwort erwartete, und plötzlich richteten Alle wie auf Kommando, ihre Blicke auf Werchowenßki und Stawrogin.

„Ich schlage einfach vor, über die Antwort auf die Frage, ‚haben wir Sitzung oder nicht,' abzustimmen," entschied M—me Wirginßki.

„Ich schließe mich dem Vorschlage vollständig an," rief Liputin, „obwohl er etwas unbestimmt ist."

„Auch ich schließe mich an, auch ich," ließen sich Stimmen hören.

„Auch mir scheint es, es wird dann wirklich mehr Ordnung herrschen," erklärte Wirginßki.

„Also die Stimmen sammeln!" erklärte die Wirthin. „Ljamschin, ich bitte Sie, setzen Sie sich an's Klavier; Sie können auch von dort her Ihre Stimme abgeben, wenn man abstimmen wird."

„Schon wieder!" rief Ljamschin aus; „ich habe Ihnen genug vorgetrommelt."

„Ich bitte Sie dringend setzen Sie sich und spielen Sie; wollen Sie der Sache nicht nützlich sein?"

„Ich versichere Ihnen, Arina Prochorowna, daß Niemand uns behorcht, das ist nur eine Einbildung von

Ihnen. Die Fenster sind hoch und wer wird da Etwas verstehen, wenn man auch horchen sollte?"

„Wir begreifen nicht, worum es sich handelt," brummte eine Stimme.

„Aber ich sage Ihnen, daß Vorsicht stets nothwendig ist. Ich habe den Fall im Auge, daß Spione da sein sollten," wandte sie sich erklärend an Werchowenßki, „mag man es von der Straße aus hören, daß bei uns Namenstag und Musik ist."

„Der Teufel auch!" schimpfte Ljamschin, setzte sich an's Klavier und begann ohne Weiteres und fast mit den Fäusten die Tasten bearbeitend, einen Walzer zu trommeln.

„Wer eine Sitzung wünscht, möge die rechte Hand in die Höhe heben," sprach M—me Wirginßki.

Die Einen erhoben sie, Andere nicht. Es gab auch solche, welche sie erhoben und wieder fallen ließen, um sie sodann wieder zu erheben.

„Pfui Teufel! Ich habe nichts verstanden!" rief ein Offizier.

„Ich verstehe auch nichts," rief ein Anderer.

„Doch, ich verstehe es," schrie ein Dritter, „bei ‚ja' die Hand in die Höhe."

„Was bedeutet aber das ‚ja?'"

„Sitzung."

„Nein, nicht Sitzung."

„Ich habe für Sitzung gestimmt," erklärte der Gymnasiast zu M—me Wirginßki gewendet.

„Weshalb haben Sie da die Hand nicht erhoben?"

„Ich habe immer auf Sie gesehen, Sie haben die Hand nicht erhoben, daher habe ich es auch nicht gethan."

„Wie dumm! Weil ich es in Vorschlag gebracht, habe ich es nicht gethan. Meine Herren, ich schlage das Umgekehrte vor: wer die Sitzung will, möge sitzen bleiben und die Hand nicht erheben, und wer sie nicht will, der erhebe die Hand."

„Wer sie nicht will?" fragte nochmals der Gymnasiast. —

„Thuen Sie das etwa absichtlich?“ fragte zornig M—me Wirginßki.

„Nein, erlauben Sie, wer sie will oder wer sie nicht will? Dies muß genau bestimmt werden,“ ertönten zwei bis drei Stimmen.

„Wer sie nicht will, ‚nicht‘ will.“

„Nun ja, was muß man thun, die Hand erheben oder nicht, wenn man sie nicht will?“ rief ein Offizier.

„Ach, wir sind an die Konstitution noch nicht gewöhnt,“ bemerkte der Major.

„Herr Ljamschin, thuen Sie mir den Gefallen, Sie schlagen dergestalt auf das Klavier, daß Niemand Etwas hören kann,“ bemerkte der lahme Lehrer.

„Bei Gott, Arina Prochorowna, Niemand horcht;“ Ljamschin sprang auf. „Ich will nicht spielen! Ich bin als Gast, und nicht um zu trommeln, zu Ihnen gekommen.“

„Meine Herren,“ schlug Wirginßki vor, „antworten Sie Alle: wollen wir Sitzung haben oder nicht?“

„Sitzung, Sitzung!“ ertönte es von allen Seiten.

„Wenn dem so ist, dann ist eine Abstimmung unnöthig. Sind die Herren zufrieden, oder ist Abstimmung nothwendig?“

„Unnöthig, unnöthig, wir haben es verstanden.“

„Vielleicht will Jemand keine Sitzung?“

„Nein, nein, wir Alle wollen sie.“

„Was ist eine Sitzung?“ fragte eine Stimme, man antwortete ihr nicht.

„Man muß einen Präsidenten wählen,“ rief man von verschiedenen Seiten.

„Den Wirth, natürlich den Wirth!“

„Meine Herren, wenn dem so ist,“ begann der zum Präsidenten gewählte Wirginßki, „so wiederhole ich meinen Vorschlag von vorhin: wenn Jemand über etwas zur Sache Gehöriges zu sprechen wünscht, oder Etwas zu erklären hat, so möge er es ohne Zeit zu verlieren thun.“

Allgemeines Schweigen. Die Blicke Aller richteten sich von Neuem auf Stawrogin und Werchowenßki.

„Werchowenßki, haben Sie nichts zu erklären?" fragte direkt die Wirthin.

„Soviel wie nichts," er streckte sich gähnend auf dem Stuhle aus. „Ich möchte übrigens ein Glas Cognac."

„Stawrogin, wollen Sie nicht?"

„Ich danke, ich trinke nicht."

„Ich frage, wollen Sie sprechen oder nicht? von Cognac spreche ich nicht."

„Worüber soll ich sprechen? Nein, ich will nicht."

„Man wird Ihnen Cognac bringen," antwortete sie Werchowenßki.

Die Studentin erhob sich. Sie war schon einige Mal aufgesprungen.

„Ich bin gekommen, um von den Leiden der unglücklichen Studenten zu sprechen, und davon, daß sie überall zu einem Proteste aufzufordern sind . . ."

Aber sie stockte; am andern Ende des Tisches war bereits ein neuer Konkurrent erschienen, und alle Blicke wandten sich auf ihn. Der langohrige Schigalew erhob sich langsam mit einer finsteren und mürrischen Miene von seinem Platze und legte melancholisch ein dickes und außerordentlich klein geschriebenes Heft auf den Tisch. Er setzte sich nicht und schwieg. Viele sahen mit Aufmerksamkeit auf das Heft, aber Liputin, Wirginßki und der lahme Lehrer waren, wie es schien, mit Etwas zufrieden.

„Ich bitte um's Wort," erklärte mürrisch, aber fest Schigalew.

„Sie haben es," entschied Wirginßki.

Der Redner setzte sich, schwieg eine halbe Minute und begann mit ernster Stimme:

„Meine Herren . . ."

„Da haben Sie Cognac!" sagte mürrisch und verächtlich die Verwandte Wirginßki's, welche den Thee eingegossen und den Cognac geholt hatte, indem sie eine

Flasche und ein Glas, welches sie ohne Untersatz und Teller brachte, vor Werchowenßki hinstellte.

Der unterbrochene Redner hatte mit Würde innegehalten.

„Das schadet nichts, fahren Sie fort, ich höre schon,“ erklärte Werchowenßki, indem er sich ein Glas eingoß.

„Meine Herren, indem ich Ihre Aufmerksamkeit,“ begann von Neuem Schigalew, „und, wie Sie später sehen werden, Ihre Hülfe in besonders wichtigsten Punkten in Anspruch nehme, bin ich zu einer Vorrede genöthigt.“

„Arina Prochorowna, haben Sie keine Scheere?“ fragte plötzlich Peter Stephanowitsch.

„Wozu brauchen Sie eine Scheere?“ entgegnete jene, indem sie ihn mit weit aufgesperrten Augen ansah.

„Ich habe vergessen mir die Nägel zu schneiden, habe es mir schon seit drei Tagen vorgenommen,“ entgegnete Peter Stephanowitsch, indem er unbefangen seine langen und schmutzigen Fingernägel betrachtete.

Arina Prochorowna wurde roth; aber dem Fräulein Wirginßki schien dies zu gefallen.

„Ich glaube, ich habe eine hier, vor kurzem habe ich sie auf dem Fenster gesehen,“ sie stand vom Tisch auf, suchte die Scheere und brachte sie bald. Peter Stephanowitsch sah die Ueberbringerin nicht einmal an, nahm die Scheere und fing an sich ihrer zu bedienen. Arina Prochorowna begriff, daß dies ein realistisches Benehmen sei und schämte sich ihrer Geziertheit. Die Versammlung sah sich schweigend an. Der lahme Lehrer betrachtete boshaft und gehässig Werchowenßki. Schigalew fuhr fort:

„Indem ich meine Energie dem Studium der Frage von der sozialen Organisation der künftigen Gesellschaft, durch welche die jetzige abgelöst werden wird, gewidmet habe, bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß alle Begründer sozialistischer Systeme, von den ältesten Zeiten ab bis zu unserem Jahre 187 . . Träumer, Fabulisten und Dummköpfe gewesen sind, welche sich widersprochen und soviel wie nichts von Naturwissenschaft und dem seltsamen

Thier, welches Mensch heißt, verstanden haben. Plato, Rousseau, Fourier sind Säulen aus Alumin, sie taugen höchstens für Sperlinge, aber nicht für die menschliche Gesellschaft. Weil aber die künftige gesellschaftliche Form grade jetzt nothwendig ist, da wir uns Alle zum Handeln fertig machen, um später nicht mehr darüber nachzudenken, so schlage ich mein eigenes System einer Weltordnung vor. Hier ist es!" er schlug dabei auf das Heft. „Ich wollte der Gesellschaft mein Buch in möglichst abgekürzter Gestalt auseinandersetzen, aber ich sehe, daß ich noch eine Menge mündlicher Erklärungen hinzuzufügen habe, und es fordert daher die ganze Auseinandersetzung mindestens zehn Abende, gemäß der Anzahl der Kapitel meines Buches. (Gelächter läßt sich hören). Außerdem erkläre ich von vornherein, daß mein System nicht beendet ist. (Wiederum Gelächter). Ich habe mich in meinen eigenen Behauptungen verwirrt und mein Schluß steht im direkten Widerspruch zu der ursprünglichen Idee, von welcher ich ausgehe. Indem ich von schrankenloser Freiheit ausgehe, schließe ich mit unbeschränktem Despotismus. Aber ich füge hinzu, daß es außer meiner Lösung der gesellschaftlichen Formel keine andere geben kann."

Das Gelächter wuchs immer mehr, aber nur die jungen, und so zu sagen wenig aufgeklärten Gäste lachten. Auf den Gesichtern der Wirthin, Liputins und des lahmen Lehrers drückte sich ein gewisser Unwillen aus.

„Wenn Sie sich selbst Ihr System nicht haben bilden können und zur Verzweiflung gekommen sind, was sollen wir da machen?" bemerkte vorsichtig ein Offizier.

„Sie haben Recht, Herr Offizier, da Sie noch im Dienste sind," wandte sich Schigalew gereizt zu ihm, „und vor Allem darin, daß Sie das Wort Verzweiflung gebraucht haben. Ja, ich bin zur Verzweiflung gekommen, nichts destoweniger ist Alles in meinem Buche Auseinandergesetzte unumstößlich richtig, und einen anderen Ausweg giebt es nicht. Niemand wird etwas Anderes erdenken. Und daher beeile ich mich, ohne Zeit zu ver-

lieren, die ganze Gesellschaft aufzufordern, wenn sie mein Buch im Verlaufe von zehn Abenden angehört hat, ihre Meinung zu erklären. Wenn die Mitglieder mich nicht anhören wollen, so können wir sogleich im Anfange auseinandergehen, — die Männer, um sich dem Staatsdienste zu widmen, die Frauen in ihre Küchen, denn wenn sie von meinem Buche nichts wissen wollen, werden sie keinen andern Ausweg finden. Kei—nen! Wenn sie die Zeit vorübergehen lassen, schaden sie sich selber, weil sie später unvermeidlich darauf zurückkommen werden."

Eine Bewegung begann. „Was ist mit ihm, ist er etwa verrückt?" ertönten Stimmen.

„Die ganze Sache beruht in der Verzweiflung Schigalews," schloß Ljamschin, „aber die eigentliche Frage darin: darf er verzweifelt sein oder nicht?"

„Die Nähe Schigalew's zur Verzweiflung ist eine persönliche Frage," erklärte der Gymnasiast.

„Ich schlage vor, darüber abzustimmen, in wieweit Schigalew's Verzweiflung die allgemeine Sache angeht, und zugleich darüber, ob es sich lohnt oder nicht, ihn anzuhören," erklärte heiter ein Offizier.

„Das darf hier nicht sein, mein Herr," mischte sich schließlich der Lahme ein. Im Allgemeinen sprach er mit einem gewissen spöttischen Lächeln, sodaß man nicht recht wußte, ob er im Ernst sprach oder nur scherzte. „Hier kann das nicht geschehen, meine Herren. Herr Schigalew hat sich zu ernstlich mit seiner Aufgabe beschäftigt und ist dabei zu bescheiden. Sein Buch ist mir bekannt. Er schlägt als endgültige Lösung der Frage eine Theilung der Menschheit in zwei ungleiche Theile vor. Ein Zehntel erhält die Freiheit der Persönlichkeit und das unbegrenzte Recht über die übrigen neun Zehntel. Diese müssen ihre Persönlichkeit verlieren und sich in eine Heerde verwandeln und bei unbegrenztem Gehorsam durch Wiedergeburt die ursprüngliche Unschuld, gewissermaßen das ursprüngliche Paradies, erreichen, obwohl sie übrigens auch arbeiten müssen. Die vom Verfasser vorgeschlagenen Maßregeln,

um neun Zehnteln der Menschheit den Willen zu nehmen und sie vermittelst der Neuerziehung ganzer Generationen in eine Heerde umzuwandeln, sind sehr bemerkenswerth, auf natürliche Thatsachen gegründet und sehr logisch. Mit einigen Folgerungen kann man nicht einverstanden sein, aber es ist schwer an dem Verstande und den Kenntnissen des Verfassers zu zweifeln. Es ist Schade, daß die Bedingung von zehn Abenden mit den Umständen vollständig unvereinbar ist, sonst würden wir viel Interessantes hören können."

„Ist denn dies Ihr Ernst?" wandte sich M-me Wirginßki zum Lahmen, sogar in einer gewissen Aufregung. „Dieser Mensch weiß ja nicht, was er mit den Leuten machen soll und verwandelt in Folge dessen neun Zehntel von ihnen in Sklaven! Ich habe ihn schon längst in Verdacht gehabt."

„Sie sprechen wohl von Ihrem Bruder?" fragte der Lahme.

„Was soll hier die Verwandtschaft? Lachen Sie über mich oder nicht?"

„Und überdies sollen sie für die Aristokraten arbeiten und ihnen wie Göttern gehorchen — das ist eine Gemeinheit!" bemerkte wüthend die Studentin.

„Ich schlage vor, nicht Gemeinheit zu sagen, sondern Paradies, irdisches Paradies, und ein anderes kann es auf der Erde nicht geben," schloß ohne sich irre machen zu lassen Schigalew.

„Und ich würde anstatt ein Paradies zu schaffen," schrie Ljamschin, „diese neun Zehntel der Menschheit, wenn es sonst keinen Platz giebt, wohin man sie stecken kann, einfach in die Luft sprengen, und nur ein Häuflein gebildeter Menschen übrig lassen, welche anfangen würden zu leben und das Leben als gelehrte Leute zu genießen."

„So kann nur ein Narr sprechen!" bemerkte zornentflammt die Studentin.

„Er ist ein Narr, aber ein nützlicher," flüsterte ihr M-me Wirginßki zu.

„Und vielleicht würde dies die allerbeste Lösung der Aufgabe sein!“ wandte sich ungestüm Schigalew an Ljamschin; „Sie allerdings wissen nicht, welch' tiefen Gedanken Sie so glücklich gewesen sind auszusprechen, mein munterer Herr! Da aber Ihre Idee fast unausführbar ist, so muß man sich auf „das irdische Paradies“ beschränken, da man sich dieses Ausdrucks einmal bedient hat.“

„Das ist aber der reine Unsinn!“ rief Werchowenßki, und wie es schien ganz unwillkürlich. Uebrigens schnitt er noch immer vollständig indifferent und ohne die Augen zu erheben, seine Nägel ab.

„Weshalb denn Unsinn?“ fragte augenblicklich der Lahme, als wenn er nur Werchowenßki's erstes Wort erwartet, um daran anzuknüpfen. „Weshalb gerade Unsinn? Herr Schigalew ist theilweis ein fanatischer Menschenfreund; aber erinnern Sie sich, daß es bei Fourier, bei Cabet und sogar bei Proudhon eine Menge der despotischsten und der fantastischsten Entscheidungen der Frage giebt. Herr Schigalew löst vielleicht am nüchternsten von Allen die Aufgabe. Ich versichere Ihnen, daß, wenn man sein Buch gelesen hat, es fast unmöglich ist, mit einigen Punkten nicht übereinzustimmen. Er hat sich vielleicht am allerwenigsten vom Realismus entfernt, und sein irdisches Paradies ist fast das wirkliche, dasselbe, über dessen Verlust die Menschheit seufzt, wenn es überhaupt jemals existirt hat.“

„Nun, ich wußte schon, daß ich übertrumpft werden würde,“ brummte wiederum Werchowenßki.

„Erlauben Sie,“ der Lahme wallte immer mehr auf, „über den künftigen socialen Aufbau muß jeder denkende Mensch der Gegenwart sprechen und urtheilen. Herzen hat sich sein ganzes Leben nur damit beschäftigt, Belinski hat, wie mir glaubwürdig bekannt ist, ganze Abende mit seinen Freunden damit zugebracht, über die kleinsten und geringfügigsten Einzelheiten im künftigen sozialen Aufbau zu debattiren und zu urtheilen.“

„Einige verlieren sogar den Verstand darüber,“ bemerkte plötzlich der Major.

„Wenn man doch wenigstens Etwas spräche, und nicht wie ein Diktator dasäße und schwiege," zischte Liputin, als wenn er sich endlich zu einem Angriff gegen Stawrogin und Werchowenßki erkühnte.

„Ich habe nicht von Schigalew gesagt, daß seine Doktrin Unsinn ist," murmelte Werchowenßki nur halbverständlich. „Sehen Sie, meine Herren," er erhob ein wenig die Augen, „meiner Ansicht nach sind alle diese Bücher von Fourier, von Cabet, dieses „Recht auf Arbeit", die Doktrin Schigalews — nur eine Art von Romanen, deren man hunderttausend schreiben kann, nur ein ästhetisches Produkt der Zeit. Ich begreife, daß es Ihnen hier im Städtchen langweilig ist, und Sie werfen sich daher auf die Theorie."

„Erlauben Sie," der Lahme reckte sich auf dem Stuhle in die Höhe, „obwohl wir Provinzialen sind und deshalb sicherlich Mitleiden verdienen, so wissen wir doch, daß bis jetzt auf der Welt noch nichts derartig Neues in's Werk gesetzt worden ist, daß wir bei seinem Anblick vor Freude weinen könnten. Man schlägt durch verschiedene, heimlich verbreitete Blätter ausländischer Richtung uns vor, uns zusammenzuschließen und Klubs zu dem einzigen Zwecke einer allgemeinen Zerstörung zu bilden, unter der Verheißung, daß, welchen Flug auch immer die Welt nehmen möge, wir doch nicht von ihr fliegen werden, und daß, wenn tausend Millionen geköpft werden und dadurch Erleichterung geschafft wird, das Hinderniß am sichersten überwunden werden wird. Der Gedanke ist ohne Zweifel schön, aber mindestens ebenso unvereinbar wie Schigalew's Doktrin, über welche Sie sich vorher so verächtlich geäußert haben."

„Nun ja, ich bin nicht wegen „Debatten" hierher gekommen," entgegnete Werchowenßki, indem er ein merkwürdig verfehltes Wörtchen gebrauchte, und rückte, indem er that, als ob er seinen Verstoß nicht bemerkt, die Kerze näher an sich heran, um mehr Licht zu haben.

„Schade, sehr schade, daß Sie nicht wegen Debatten hierher gekommen, und es ist sehr schade, daß Sie jetzt so mit Ihrer Toilette beschäftigt sind.“

„Was haben Sie mit meiner Toilette?“

„Hundert Millionen zu köpfen ist ebenso schwer realisirbar, wie die Welt durch Propaganda umzugestalten. Vielleicht sogar noch schwerer, besonders in Rußland,“ wagte wiederum Liputin zu bemerken.

„Auf Rußland hofft man jetzt,“ sagte ein Offizier.

„Wir haben auch gehört, daß man es thut,“ knüpfte der Lahme an. „Uns ist bekannt, daß ein geheimnißvoller „Zeiger“ auf unser schönes Vaterland, als auf das zur Erfüllung der großen Aufgabe geeignetste Land, hinweist. Nur muß ich Folgendes bemerken: im Falle allmäliger Lösung der Propagonda gewinne ich persönlich immer Etwas, kann, wie mir beliebt, schwatzen und erhalte von den Vorgesetzten für den Dienst in der allemeinen Sache einen Rang. Aber welche Belohnung wird mir bei der schnellen Lösung der Frage vermittelst der Köpfung von hundert Millionen zu Theil werden? womöglich schneidet man mir die Zunge aus, wenn ich Propaganda machen will.“

„Jedenfalls wird man es thun,“ bestätigte Werchowenßki.

„Sehen Sie. Da aber unter den günstigsten Umständen erst in fünfzig Jahren, vielleicht auch schon in dreißig Jahren, dieses Abschlachten beendet sein wird, denn jene sind ja keine Hammel, um sich ohne weiteres abschlachten zu lassen, — würde es da nicht besser sein, seine sieben Sachen zusammenzupacken, über stille Meere nach stillen Inseln auszuwandern und dort seine Augen in Ruhe zu schließen. Glauben Sie mir,“ er klopfte dabei bedeutungsvoll mit dem Finger auf den Tisch, „Sie werden durch eine solche Propaganda nur eine Auswanderung hervorrufen, und weiter nichts.“

Er schloß, augenscheinlich triumphirend. Es war ein höchst bedeutender Kopf. Liputin lächelte verschmitzt,

Wirginßki hatte etwas ermüdet zugehört, alle Uebrigen, besonders die Damen und die Offiziere, waren dem Streit mit außerordentlicher Aufmerksamkeit gefolgt. Alle begriffen, daß der Agent der Köpfung von hundert Millionen in die Enge getrieben worden, und erwarteten, was daraus folgen werde.

„Das haben Sie übrigens ganz gut gesagt," begann Werchowenßki noch gleichgültiger als vorher, sogar scheinbar gelangweilt, mit halblauter Stimme: „Auswandern, das ist ein guter Gedanke. Aber immerhin, wenn ungeachtet aller klaren Nachtheile, welche Sie ahnen, tagtäglich immer mehr Soldaten für die allgemeine Sache sich anwerben lassen, wird man auch Ihrer entbehren können. Hier kommt mein Lieber, eine neue Religion, um die alte abzulösen, daher melden sich so viele Soldaten und wird die Sache so stark. Wandern Sie nur aus! Wissen Sie, ich rathe Ihnen nach Dresden, und nicht nach stillen Inseln. Erstens ist das eine Stadt, welche niemals eine Epidemie gesehen hat, und als entwickelter Mensch fürchten Sie jedenfalls den Tod; zweitens liegt sie nicht zu weit von der russischen Grenze, sodaß Sie sehr schnell aus dem lieben Vaterlande Ihre Einkünfte erhalten können, drittens schließt sie sogenannte Kunstschätze in sich, und Sie sind ein ästhetischer Mensch, wie ich glaube, ein früherer Lehrer der Literatur; und schließlich hat es seine kleine Schweiz — das paßt für poetische Begeisterung, denn Sie schreiben jedenfalls Verse. Mit einem Worte, dort sind Sie gut aufgehoben."

Eine Bewegung ging vor sich; besonders unter den Offizieren. Noch einen Augenblick, und Alle würden mit einem Male zu sprechen angefangen haben. Aber der Lahme biß gereizt auf den Köder an:

„Nein, wir werden vielleicht noch nicht die allgemeine Sache verlassen! Dies muß man verstehen, mein Herr..."

„Wenn dem so ist, würden Sie denn in den Fünferausschuß eintreten, wenn ich es Ihnen vorschlüge?" platzte plötzlich Werchowenßki heraus und legte die Scheere auf den Tisch.

Alle schien ein Zittern zu erfassen. Der räthselhafte Mensch hatte sich zu plötzlich entdeckt. Er hatte sogar direkt des „Fünferausschusses“ erwähnt.

„Jeder fühlt sich als einen Ehrenmann und wird der allgemeinen Sache nicht untreu werden,“ suchte der Lahme auszuweichen, „aber . . .“

„Nein, hier giebt es kein „aber,“ unterbrach ihn herrisch und scharf Werchowenßki; „ich erkläre, meine Herren, daß ich eine direkte Antwort haben muß. Ich begreife sehr gut, daß ich, weil ich hierher gekommen, Sie Alle versammelt habe, Ihnen zu Erklärungen verpflichtet bin (wiederum eine unerwartete Enthüllung), aber ich kann keine abgeben, bevor ich nicht weiß, wie Sie denken. Indem ich Gespräche vermeide, — denn man braucht nicht wiederum dreißig Jahre lang zu schwatzen, wie man es bis jetzt dreißig Jahre lang gethan hat, — frage ich Sie; was ist Ihnen lieber: Der langsame Weg, welcher in der Verfassung sozialer Romane und in kanzleimäßiger Bestimmung der menschlichen Schicksale auf tausend Jahre im Voraus auf dem Papier besteht, während der Despotismus in derselben Zeit die gebratenen Tauben verschluckt, welche Ihnen von selbst nach dem Munde fliegen, welche Sie aber am Munde vorbeilassen, oder die kurze Entscheidung, worin sie auch immer bestehe, welche aber endlich die Hände befreien und der Menschheit erlauben wird, sich auf der weiten Erde sozial zu organisiren, und zwar in der That, und nicht mehr auf dem Papier?“ Man schreit: „Hundert Millionen Köpfe;“ dies ist vielleicht ein bildlicher Ausdruck; aber weshalb fürchtet man sich vor ihnen, wenn bei den langsamen Träumereien auf Papier der Despotismus in hundert Jahren nicht hundert Millionen, sondern fünfhundert Millionen Köpfe frißt? Bemerken Sie noch, daß der unheilbare Kranke nicht nur nicht geheilt wird, wie viel Rezepte ihm auch immer auf dem Papier verschrieben werden, vielmehr auch, wenn die Sache zu lange andauert, dergestalt in Fäulniß geräth, daß er uns ansteckt, alle

frischen Kräfte, auf welche man jetzt noch rechnen kann, verdirbt, sodaß wir alle schließlich zusammenstürzen. Ich gebe gern zu, daß liberal und schönrednerisch zu schwatzen außerordentlich angenehm aber zu handeln ein wenig schwer ist . . . Nun ich verstehe übrigens nicht zu reden, ich bin mit Mittheilungen hierher gekommen, und daher bitte ich die ganze verehrte Versammlung nicht zu votiren, sondern offen und einfach zu erklären, was ihr lieber ist: Der Schildkrötengang im Sumpf oder die Fahrt mit vollem Dampf durch den Sumpf?"

„Ich bin entschieden für die Fahrt mit Dampf!" schrie entzückt der Gymnasiast.

„Ich auch," rief Ljamschin.

„Ueber die Wahl kann, natürlich, kein Zweifel sein," brummte ein Offizier, nach ihm ein zweiter und dann noch Jemand. Am meisten frappirte es alle, daß Werchowenßki mit „Mittheilungen" gekommen war und versprochen hate, sogleich zu reden.

„Meine Herren, ich sehe, daß fast Alle im Geist der Proklamationen sich entscheiden," sagte er, indem er die Gesellschaft musterte.

„Alle, Alle," ertönte die Stimmenmehrheit.

„Ich würde, offen gestanden, mich mehr der humanen Richtung anschließen," erklärte der Major, „da aber Alle so stimmen, so thue ich es auch."

„Sie widersprechen also auch nicht?" wandte sich Werchowenßki zum Lahmen.

„Nicht daß ich . . ." er erröthete ein wenig, „wenn ich aber jetzt mit Allen übereinstimme, so geschieht es nur, um nicht zu verletzen . . ."

„Sehen Sie, so sind Sie Alle! Er ist bereit, ein halbes Jahr lang in liberaler Schönrednerei zu streiten und schließlich stimmt er wie Alle! Meine Herren, überlegen Sie sich es: sind Sie wirklich alle bereit?"

(Wozu bereit? eine unbestimmte, aber sehr verlockende Frage.)

„Sicherlich alle . . .“ ertönte es im Chore. Alle sahen übrigens einander an.

„Aber vielleicht werden Sie sich später ärgern, daß Sie schnell eingewilligt haben? Dies geschieht fast immer bei Ihnen.“

Man gerieth in verschiedenartige und heftige Aufregung. Der Lahme stürzte auf Werchowenßki los.

„Erlauben Sie mir Ihnen zu bemerken, daß Antworten auf solche Fragen von einer Bedingung abhängen. Wenn wir auch unsere Stimme abgegeben haben, so bemerken Sie doch, daß immerhin eine in dieser eigenthümlichen Weise gestellte Frage . . .“

„In welch' eigenthümlicher Weise?“

„In einer, in welcher derartige Fragen nicht gestellt werden.“

„Lehren Sie mich die richtige Weise. Aber wissen Sie, ich war von vornherein überzeugt, daß Sie als der Erste sich ärgern würden.“

„Sie haben uns die Antwort auf die Frage nach unserer Bereitschaft zum sofortigen Handeln herausgepreßt; welches Recht aber haben Sie dazu gehabt, so zu verfahren? Welche Vollmachten, um solche Fragen zu stellen?“

„Wäre es Ihnen nur früher eingefallen danach zu fragen! Weshalb haben Sie geantwortet? Sie haben beigestimmt und sich jetzt anders besonnen.“

„Die leichtfertige Indiskretion Ihrer Hauptfrage flößt mir den Gedanken ein, daß Sie überhaupt weder Vollmachten noch Rechte besitzen, und sich nur aus eigener Neugierde erkundigt haben.“

„Wovon sprechen Sie, wovon?“ fragte Werchowenßki, als wenn er sehr unruhig würde.

„Davon, daß eine Aufnahme in einen engeren Kreis mindestens unter vier Augen geschieht, und nicht in einer unbekannten Gesellschaft von zwanzig Personen!“ platzte der Lahme heraus. Er hatte alles gesagt, was er auf dem Herzen hatte, aber er war sehr gereizt. Wercho=

wenßki wandte sich mit einer vorzüglich gemachten Miene der Unruhe schnell zur Gesellschaft:

„Meine Herren, ich halte es für meine Pflicht Allen zu erklären, daß dies Alles Thorheit ist und unser Gespräch zu weit gegangen ist. Ich habe bis jetzt soviel wie noch Niemand in einen engeren Kreis gezogen, und Niemand hat das Recht von mir zu sagen, daß ich es thun will, wir haben einfach unsere Meinungen ausgetauscht. Ist es so? Mag es so oder anders sein, aber Sie beunruhigen mich sehr," er wandte sich wiederum an den Lahmen: „ich hätte niemals gedacht, daß man über diese fast unschuldigen Dinge unter vier Augen reden müsse. Oder fürchten Sie eine Denunziation? Sollte es wirklich unter uns jetzt einen Denunzianten geben können?"

Eine außerordentliche Bewegung entstand, Alle fingen an zu sprechen.

„Meine Herren, wenn es so ist," fuhr Werchowenßki fort, „so habe ich mich am allermeisten kompromittirt, daher schlage ich Ihnen vor, eine Frage zu beantworten, natürlich nur wenn Sie wollen. Sie haben Ihren vollständig freien Willen."

„Welche Frage? welche Frage?" schrieen Alle.

„Eine solche Frage, nach welcher es klar werden wird, ob wir hier zusammenbleiben können oder schweigend unsere Mützen nehmen und auseinander gehen müssen."

„Die Frage, die Frage."

„Wenn Jeder von uns von einem beabsichtigten politischen Morde wüßte, würde er bei Erwägung aller Folgen denunziren oder in Erwartung aller Ereignisse, zu Hause bleiben? Hier können die Anschauungen verschieden sein. Die Antwort auf die Frage wird es klar besagen, ob wir auseinandergehen müssen oder noch länger als für diesen einen Abend zusammenbleiben werden. Erlauben Sie mir, mich zuerst an Sie zu wenden," sprach er zum Lahmen gewendet.

„Weshalb zuerst an mich?"

„Weil Sie Alles angefangen haben. Thuen Sie mir den Gefallen, weichen Sie nicht aus, Umschweife nützen nichts. Uebrigens aber wie Sie wollen. Sie haben Ihren freien Willen."

„Eine solche Frage ist beleidigend."

„Nein, und eine genauere ist unmöglich."

„Ein Agent der geheimen Polizei bin ich niemals gewesen," so suchte er sich noch mehr durchzuwinden.

„Thuen Sie mir den Gefallen, antworten Sie präciser, halten Sie mich nicht hin."

Der Lahme war sprachlos vor Wuth. Schweigend sah er mit einem galligen Blick unter der Brille seinen Bedränger fest an.

„Ja oder nein? Würden Sie denunziren oder nicht?" fragte Werchowenßki.

„Selbstverständlich würde ich nicht denunziren!" antwortete der Lahme doppelt so laut.

„Und niemand wird denunziren selbstverständlich niemand," ließen sich viele Stimmen hören.

„Erlauben Sie mir mich an Sie zu wenden, Herr Major, würden Sie denunziren oder nicht?" fuhr Werchowenßki fort. „Und bemerken Sie, ich wende mich absichtlich an Sie."

„Ich würde nicht denunziren, mein Herr."

„Aber wenn Sie wüßten, daß Jemand einen Anderen, einen gewöhnlichen Sterblichen ermorden und berauben wollte, würden Sie ihn denunziren und eine Anzeige machen?"

„Gewiß, aber hier handelt es sich um einen bürgerlichen Fall, und dort um eine politische Denunziation. Agent der geheimen Polizei bin ich nicht gewesen."

„Hier ist es niemand gewesen," ließen sich wiederum Stimmen hören. „Die Frage ist unnütz. Alle haben nur eine Antwort. Hier giebt es keine Denunzianten."

„Weshalb steht dieser Herr auf?" fragte die Studentin.

„Das ist Schatow. Weshalb sind Sie aufgestanden Schatow?“ fragte die Wirthin.

Schatow war wirklich aufgestanden, er hielt seine Mütze in der Hand und sah Werchowenßki an. Er schien ihm etwas sagen zu wollen aber zu schwanken. Sein Gesicht war blaß und ergrimmt, er beherrschte sich jedoch und ging ohne ein Wort zu sprechen nach der Thür.

„Schatow, das ist für Sie nicht vortheilhaft!“ rief ihm Werchowenßki räthselhaft nach.

„Dafür ist es für Dich vortheilhaft, als einem Spion und Schurken!“ schrie Schatow von der Thür aus ihm zu und ging vollständig hinaus.

Wiederum Geschrei und Ausrufungen.

„Das war auf die Probe gestellt!“ rief eine Stimme.

„Das war auch gut!“ behauptete eine andere.

„Wäre es früher nicht besser gewesen?“ bemerkte ein Dritter.

„Wer hat ihn eingeladen? Wer hat ihn eingelassen? Wer ist dieser Schatow? Wird er denunziren oder nicht?“ folgten schnell hintereinander die Fragen.

„Wenn er ein Denunziant wäre, würde er sich verstellt haben, er hat aber ausgespuckt und ist fortgegangen,“ bemerkte Jemand.

„Da steht auch Stawrogin auf, Stawrogin hat ebenfalls nicht auf die Frage geantwortet,“ rief die Studentin.

Stawrogin stand wirklich auf, und zusammen mit ihm erhob sich vom anderen Ende des Tisches auch Kirilow.

„Erlauben Sie, Herr Stawrogin,“ wandte sich die Wirthin mit scharfer Stimme zu ihm, „wir alle hier haben auf die Frage geantwortet, während Sie schweigend fortgehen.“

„Ich sehe keine Nothwendigkeit ein auf eine Frage zu antworten, welche Sie interessirt,“ erklärte Stawrogin.

„Aber wir haben uns kompromittirt und Sie sich nicht,“ schrieen einige Stimmen.

„Was geht mich das an, daß Sie sich kompromittirt haben?“ Stawrogin lachte, aber seine Augen funkelten.

„Wie? was ihn das angeht? was ihn das angeht?“ ertönten Ausrufe. Viele sprangen von den Stühlen auf.

„Erlauben Sie, meine Herren, erlauben Sie,“ rief der Lahme, „auch Herr Werchowenßki hat ja nicht auf die Frage geantwortet, und nur er hat sie gestellt.“

Die Bemerkung brachte eine überraschende Wirkung hervor. Alle sahen einander an. Stawrogin lachte dem Lahmen laut in's Gesicht und ging fort, ihm folgte Kirilow. Werchowenßki eilte ihnen in das Vorzimmer nach.

„Was machen Sie mit mir?“ flüsterte er, indem er Stawrogin an der Hand ergriff und sie aus aller Kraft in der seinigen zusammenpreßte. Der riß schweigend seine Hand los.

„Seien Sie sogleich bei Kirilow, ich werde hinkommen. . . Ich muß es, muß es!“

„Ich nicht,“ erklärte kurz und bündig Stawrogin.

„Stawrogin wird da sein,“ sagte schließlich Kirilow. „Stawrogin, Sie müssen es. Ich werde Ihnen dort etwas zeigen.“

Sie gingen fort.

Achtes Kapitel.

Iwan, der Zarensohn.

Sie gingen fort, Peter Stephanowitsch wollte in die „Sitzung“ eilen, um das Chaos zu beruhigen, überlegte aber wahrscheinlich, daß es nicht lohne sich herumzustreiten, ließ daher Alles wie es war, und stürzte schon nach zwei Minuten den Fortgegangenen nach. Während des Laufens erinnerte er sich an eine Nebengasse, auf welcher man noch näher zu dem Hause Filippow's kommen konnte; bis an die Kniee im Schmutze versinkend, schlug er den Weg durch die Nebengasse ein und kam in der That in demselben Augenblicke an, als Stawrogin und Kirilow vor der Hausthür eintrafen.

„Sie sind schon hier?“ sagte Kirilow; „das ist gut. Treten Sie ein “

„Sie haben ja doch gesagt, daß Sie allein wohnen?“ fragte Stawrogin, als er im Vorzimmer an einer aufgestellten und bereits kochenden Theemaschine vorüberging.

„Sie werden sogleich sehen, mit wem ich wohne,“ brummte Kirilow, „treten Sie ein.“

Kaum waren sie eingetreten, als Werchowenßki den kürzlich geschriebenen anonymen Brief, welchen er bei Lembke erhalten, aus der Tasche zog und vor Stawrogin hinlegte. Alle Drei setzten sich. Stawrogin las schweigend den Brief.

„Nun?“ fragte er.

„Dieser Taugenichts wird so handeln, wie er ge-

schrieben hat," erklärte Werchowenßki. „Da er in Ihren Händen ist, so lehren Sie ihn, wie er zu verfahren hat. Ich versichere Ihnen, daß er vielleicht schon morgen zu Lembke gehen wird."

„Nun, mag er gehen."

„Wie? Mag er gehen? Besonders, wenn man es vermeiden kann?"

„Sie irren sich; er hängt von mir nicht ab. Mir ist auch Alles gleichgültig; er droht mir mit Nichts, er droht nur Ihnen."

„Auch Ihnen."

„Ich glaube nicht."

„Aber es ist möglich daß Andere Sie nicht schonen, begreifen Sie es wirklich nicht? Hören Sie, Stawrogin, dies sind nur Worte. Thut Ihnen wirklich das Geld leid?"

„Brauchen Sie denn Geld?"

„Gewiß, zweitausend oder mindestens fünfzehnhundert. Geben Sie mir morgen oder womöglich heute das Geld, und ich schaffe ihn morgen Abend nach Petersburg, dorthin will er auch. Wenn Sie wollen zusammen mit Marja Timofejewna — bemerken Sie das."

Er hatte etwas vollständig Verwirrtes an sich, sprach unvorsichtig, und unbedachte Worte gingen über seine Lippen. Stawrogin betrachtete ihn mit Aufmerksamkeit und Erstaunen.

„Ich habe keinen Grund Marja Timofejewna fortzuschicken."

„Vielleicht wollen Sie es nicht einmal?" Peter Stephanowitsch lächelte ironisch.

„Vielleicht will ich es auch nicht."

„Mit einem Worte, werden Sie das Geld geben oder nicht?" schrie er in gereizter Ungeduld und fast herrisch zu Stawrogin. Der sah ihn ernst an.

„Ich werde kein Geld geben."

„Ei, Stawrogin! Sie wissen Etwas oder haben schon Etwas angestiftet! Sie — leben lustig!"

Sein Gesicht war verzerrt, seine Mundwinkel zitterten,

und plötzlich brach er in ein vollständig grundloses und seltsames Lachen aus.

„Sie haben ja von Ihrem Vater Geld für das Gut erhalten,“ bemerkt eruhig Nikolaus Wßewolodowitsch. „Meine Mutter hat Ihnen, an Stelle Stephan Trofimowitsch's, sieben- oder achttausend Rubel gegeben. Bezahlen Sie die fünfzehnhundert von Ihrem Gelde. Ich will nicht mehr für Fremde zahlen, ich habe schon soviel ausgegeben, es ärgert mich . . .“ er lächelte selber über seine Worte.

„Ah, Sie fangen an zu scherzen . . .“

Stawrogin stand vom Stuhle auf, im Nu war auch Werchowenßki aufgesprungen und stellte sich mechanisch mit dem Rücken gegen die Thür, als ob er den Ausgang versperren wollte. Nikolaus Wßewolodowitsch machte schon eine Bewegung, um ihn von der Thür fortzuschieben und hinauszugehen, aber plötzlich hielt er inne.

„Ich werde Ihnen Schatow nicht hergeben,“ sagte er. Peter Stephanowitsch zitterte; Beide sahen einander an.

„Ich habe Ihnen vor Kurzem gesagt wozu Sie Schatows Blut bedürfen,“ Stawrogins Augen funkelten. „Sie wollen durch diese Salbe Ihre Anhänger blind machen. Soeben haben Sie Schatow ausgezeichnet fortgetrieben: Sie haben nur zu gut gewußt, daß er nicht sagen würde: ich denunzire nicht, und daß er vor Ihnen zu lügen für eine Schmach halten würde. Aber wozu bin ich, ich, Ihnen jetzt nothwendig? Sie drängen sich mir jetzt fast ebenso auf wie im Auslande. Das, womit Sie mir dies bis jetzt erklärt haben, ist nur Phantasterei: In Wirklichkeit zielen Sie darauf ab, daß ich, wenn ich Lebjadkin fünfzehnhundert Rubel gebe, hierdurch Fedka Veranlassung biete ihn zu ermorden. Ich weiß, Sie glauben, ich möchte zugleich auch mein Weib ermordet sehen. Indem Sie mich durch ein Verbrechen fesseln, rechnen Sie mit Bestimmtheit über mich Gewalt zu erlangen; so ist es doch? Wozu bedürfen Sie diese Gewalt? Wozu zum Teufel bin ich Ihnen nothwendig? Sehen Sie mich ein

für alle Mal genauer an, ob ich Ihr Mann bin, und lassen Sie mich in Ruhe."

„Fedka selber ist zu Ihnen gekommen?" fragte schwer athmend Werchowenßki.

„Ja, er ist zu mir gekommen; sein Preis sind ebenfalls fünfzehnhundet Rubel... Er wird es selbst bestätigen, dort steht er ja . . ." Stawrogin streckte die Hand aus.

Peter Stephanowitsch wandte sich schnell um. Auf der Schwelle, aus der Finsterniß, war eine neue Gestalt aufgetaucht — Fedka, im Halbpelz, aber ohne Mütze wie zu Hause. Er stand da und lachte, indem er seine gleichmäßigen weißen Zähne fletschte. Seine schwarzen Augen mit gelblichem Schimmer streiften vorsichtig im Zimmer hin und her bei Betrachtung der Herren. Er begriff Etwas nicht; ihn hatte jedenfalls soeben Kirilow hereingeführt, und auf diesen wandte er seinen fragenden Blick; er stand auf der Schwelle, wollte aber nicht näher treten.

„Er ist wahrscheinlich von Ihnen in Bereitschaft gehalten worden, um unsern Handel zu hören oder gar Geld in seinen Händen zu sehen, so ist es doch?" fragte Stawrogin und ging ohne die Antwort abzuwarten, aus dem Hause. Werchowenßki, fast wahnsinnig, holte ihn an der Hausthür ein.

„Halt! Keinen Schritt!" schrie er, indem er ihn am Ellbogen faßte. Stawrogin that einen Ruck mit dem Arm, konnte ihn aber nicht losreißen. Wuth bemächtigte sich seiner: er faßte Werchowenßki mit der linken Hand an den Haaren, warf ihn mit aller Kraft auf die Erde und ging zur Hausthür hinaus. Aber er war noch nicht dreißig Schritt gegangen, als jener ihn wiederum einholte.

„Wir wollen Frieden schließen, schließen wir Frieden," flüsterte er ihm krampfhaft zu.

Nikolaus Wßewolodowitsch zuckte die Achseln, blieb aber nicht stehen und wandte sich nicht um.

„Hören Sie, ich werde Ihnen morgen Lisaweta Nikolajewna zuführen, wollen Sie? Nein? Weshalb antworten Sie nicht? Sagen Sie, was verlangen Sie, ich

werde es thun. Hören Sie: ich werde Ihnen Schatow lassen, wollen Sie?"

„Also wollen Sie ihn wirklich ermorden?" fragte Nikolaus Wßewolodowitsch.

„Nun, weshalb wollen Sie Schatow haben? Weshalb?" fuhr schwer athmend und schnell sprechend der Sinnlose fort, indem er jeden Augenblick vorlief und Stawrogin am Ellbogen faßte, wahrscheinlich, ohne selbst dies zu bemerken. „Hören Sie: ich werde Ihnen Schatow lassen, schließen wir Frieden. Ihre Rechnung ist groß, aber . . . schließen wir Frieden!"

Stawrogin sah ihn endlich an und war betroffen. Das war nicht der Blick, nicht die Stimme, wie sonst oder wie soeben da im Zimmer; er sah ein fast anderes Gesicht. Der Ton der Stimme war nicht der alte: Werchowenßki flehte, er bat. Das war ein noch nicht zur Besinnung gekommener Mensch, welchem man seinen kostbarsten Schatz wegnimmt oder bereits weggenommen hat.

„Was ist mit Ihnen?" rief Stawrogin. Der antwortete nicht, sondern lief hinter ihm her und sah ihn mit dem früheren bittenden, aber zugleich auch unbeweglichen Blick an.

„Schließen wir Frieden!" flüsterte er noch ein Mal. „Hören Sie, ich habe wie Fedka, ein Messer im Stiefel verborgen, aber ich schließe Frieden mit Ihnen."

„Wozu soll ich Ihnen dienen? zum Teufel auch!" rief Stawrogin in entschiedenem Zorne und Erstaunen. „Giebt's hier etwa ein Geheimniß? Was für einen Talisman soll ich Ihnen abgeben?"

„Hören Sie, wir werden einen Aufruhr erregen," sprach jener, schnell und wie im Fieber, mit halblauter Stimme. „Sie glauben wohl nicht, daß wir dies thun werden? Eine solche Insurrektion werden wir erregen, daß Alles aus den Fugen geht. Karmasinow hat Recht, daß wir uns an Nichts halten können. Karmasinow ist sehr verständig. Nur zehn solche Häuflein in Rußland, und ich bin unergreifbar."

„Wenn sie auch aus solchen Narren wie hier bestehen?" entschlüpfte unwillkürlich den Lippen Stawrogins.

„O, seien Sie ein wenig thörichter Stawrogin, seien Sie selber thörichter! Wissen Sie, Sie sind ja durchaus nicht so, sondern verständig, sodaß man Ihnen Thorheit wünschen kann; Sie fürchten sich, Sie glauben nicht, Sie erschrecken die Beispiele. Und weshalb sind Jene Narren? Sie sind gar keine so große Narren; jetzt hat Niemand seinen eigenen Verstand. Jetzt giebt es ungemein wenig selbstständige Köpfe. Wirginßki ist der reinste Mensch, um zehnmal reiner als solche wie wir, nun mag er es übrigens sein. Liputin ist ein Schuft, aber ich kenne an ihm eine wunde Stelle. Es giebt keinen Schuft, welcher nicht seine Stelle hätte, an der man ihn fassen könnte. Nur Ljamschin hat keine solche Stelle, dafür habe ich ihn in den Händen. Noch einige solche Häuflein, und ich habe überall Pässe und Geld; wäre dies Alles? Versteckte Orte stehen mir dann genug zu Gebote, und dann mag man mich suchen! Wird das eine Häuflein aufgehoben, so wird das andere schon wirken. Wir werden einen Aufstand erregen . . . Glauben Sie denn nicht, daß wir beide vollständig genügend sind?"

„Nehmen Sie Schigalew und lassen Sie mich aus dem Spiel."

„Schigalew ist ein genialer Mensch! Wissen Sie, daß er ein Genie wie Fourier ist; aber kühner und kräftiger als derselbe; ich werde mich mit ihm beschäftigen. Er hat „Gleichheit" ausgedacht."

Er hatte Fieber und phantasirte; etwas Eigenthümliches ging mit ihm vor, Stawrogin sah ihn noch einmal an. Beide gingen ohne stillzustehen.

„Es steht bei ihm gut im Heft," fuhr Werchowenßki fort, „er will Spionage haben. Bei ihm beobachtet jedes Mitglied das andere und ist zur Anzeige verpflichtet. Jeder gehört Allen, und Alle gehören Jedem. Alle sind Sklaven und in der Sklaverei gleich. In den äußersten Fällen Verleumdung und Mord, aber die Hauptsache ist

Gleichheit. Zunächst wird das Niveau der Bildung, der Wissenschaften und Talente herabgesetzt. Ein hohes Niveau von Wissenschaften und Talenten ist nur hohen Fähigkeiten erreichbar, hohe Fähigkeiten sind aber nicht nothwendig! Hohe Fähigkeiten haben stets die Gewalt an sich gerissen und sind Despoten gewesen. Die höchsten Fähigkeiten können nichts anderes als Despoten sein und sie haben stets mehr Verderben angerichtet als Nutzen gebracht, man muß sie fortjagen oder mit dem Tode bestrafen. Einem Cicero wird die Zunge abgeschnitten, einem Kopernikus werden die Augen ausgestochen, Shakesspeare wird gesteinigt, das ist Schigalews Theorie! Sklaven müssen gleich sein; ohne Despotismus hat es noch keine Freiheit und Gleichheit gegeben, in einer Heerde muß Gleichheit vorhanden sein, da haben Sie Schigalews System! Ha—ha—ha, Sie wundern sich? Ich bin für Schigalews System!"

Stawrogin suchte seinen Schritt zu beschleunigen und bald nach Hause zu gelangen. „Wenn dieser Mensch betrunken ist, wo kann er sich denn betrunken haben?" dachte er. „Sollte denn der Cognac Schuld sein?"

„Hören Sie, Stawrogin: Berge zu ebnen ist ein guter, kein lächerlicher Gedanke. Ich bin für Schigalew! Bildung ist nicht nothwendig, fort mit der Wissenschaft! Auch ohne Wissenschaft reicht das Material auf tausend Jahre aus, aber Gehorsam muß eingeführt werden. In der Welt fehlt nur Eines: Der Gehorsam. Das Verlangen nach Bildung ist schon ein aristokratisches. Kaum ist von Familie und Liebe die Rede, ist auch der Wunsch nach Eigenthum da. Wir werden diesen Wunsch ertödten: Wir werden der Trunkenheit, Klätscherei und Denunziation die Zügel schießen lassen; wir werden unerhörte Ausschweifung zur Regel machen; wir werden jedes Genie in der Kindheit ersticken. Alles wird unter einen Nenner gebracht, vollständige Gleichheit eingeführt. „Wir haben ein Handwerk erlernt, und wir sind ehrliche Leute, etwas Anderes brauchen wir nicht," das war vor Kurzem die

Antwort der englischen Arbeiter. Nothwendig ist nur das Nothwendige, das ist von jetzt ab der Wahlspruch des Erdkreises. Aber auch krampfhafte Zuckungen sind nothwendig; um diese werden wir, die Führer, uns kümmern. Sklaven müssen Führer haben. Vollständiger Gehorsam, vollständiger Verlust der Persönlichkeit, aber ein Mal in dreißig Jahren bewirkt Schigalew auch Konvulsionen, und Alle beginnen plötzlich einander bis zu einer bestimmten Grenze aufzufressen, damit das Leben nur nicht langweilig sei. Langweile ist eine aristokratische Empfindung; Schigalewmus wird keine Wünsche haben. Wünsche und Bestrebungen sind für uns, aber die Sklaven bewegen sich im Schigalewmus."

„Sie schließen sich aus?" fragte wiederum fast unbewußt Stawrogin.

„Und Sie. Wissen Sie, ich habe daran gedacht die Welt dem Papste zu geben. Mag er zu Fuß und ohne Schuhwerk kommen und sich dem Pöbel mit den Worten zeigen: ‚da seht Ihr, wie weit man mich gebracht hat,‘ und möge Alles, sogar die Armen, hinter ihm herströmen. Der Papst würde an der Spitze stehen, wir ringsherum. und unter uns die Menschen nach dem Herzen Schigalews. Nur müßte sich die Internationale mit dem Papste versöhnen. Das wird auch geschehen. Der Alte wird sich im Nu einverstanden erklären. Einen andern Ausweg giebt es für ihn nicht, erinnern Sie sich an mein Wort, ha—ha—ha, ist es dumm? Sagen Sie, ist es dumm oder nicht?"

„Genug," brummte unwillig Stawrogin.

„Genug! Hören Sie, ich habe den Papst bei Seit' geworfen! Zum Teufel mit dem Sozialismus eines Schigalew! Zum Teufel mit dem Papst! Wir brauchen die Bosheit eines Jagos, aber keinen Sozialismus eines Schigalew, denn der will wie ein Juwel behandelt sein. Er ist ideal und sieht in die Zukunft. Schigalew ist ein Juwelier und dumm wie jeder Philantrop. Wir brauchen grobe Arbeit, und Schigalew verachtet grobe Arbeit.

Hören Sie: der Papst wird im Westen sein, aber bei uns, bei uns, werden Sie sein."

„Lassen Sie mich, betrunkener Mensch!" brummte Stawrogin und beschleunigte seinen Schritt.

„Stawrogin, Sie sind ein schöner Mann!" schrie Peter Stephanowitsch fast in Entzücken! „Am werthvollsten an Ihnen ist, daß Sie dies nicht wissen. O, ich habe Sie ausstudirt. Ich sehe Sie oft von der Seite und versteckt an. Sie besitzen sogar Gradheit und Einfachheit, wissen Sie dies? Ja, die haben Sie noch. Sie müssen von dieser Gradheit leiden, aufrichtig leiden. Ich liebe die Schönheit. Ich bin Nihilist, aber ich liebe die Schönheit. Lieben denn die Nihilisten nicht die Schönheit? Sie lieben nur nicht Idole, ich aber liebe Idole. Sie sind mein Idol! Sie beleidigen Niemand und doch hassen Alle Sie; Sie sehen wie Alle aus, und doch fürchten sich Alle vor Ihnen; das ist gut. An Sie wird Niemand herantreten, Sie auf die Schulter zu klopfen. Sie sind ein richtiger Aristokrat. Wann der Aristokrat unter die Demokratie geht, ist er bezaubernd. Für Sie bedeutet es nichts, das Leben, sei es das Ihrige, sei es fremdes, zu opfern. Sie sind grade so, wie Sie sein müssen. Mir, grade mir, ist ein solcher Mann nöthig wie Sie. Ich kenne Niemand außer Ihnen. Sie sind der Führer, Sie sind die Sonne, und ich bin Ihr Wurm."

Er küßte plötzlich seine Hand. Kälte überlief den Rücken Stawrogins und erschrocken riß er seine Hand fort. Sie blieben stehen.

„Er ist verrückt," flüsterte Stawrogin vor sich hin.

„Vielleicht rede ich irre, vielleicht rede ich irre!" sprach Werchowenßki, welcher die Worte aufgefangen hatte, „aber ich habe den ersten Schritt ausgedacht. Niemals würde Schigalew den ersten Schritt ausfindig machen. Schigalews giebt es viele! Aber nur ein einziger Mensch in Rußland hat den ersten Schritt erfunden und weiß, wie er zu thun ist. Dieser Mensch bin ich. Was sehen Sie mich an? Ihrer, ja Ihrer, bedarf ich, ohne Sie bin

ich eine Null . . . Ohne Sie bin ich eine Fliege, eine in eine Flasche eingeschlossene Idee, ein Kolumbus ohne Amerika."

Stawrogin stand da und sah ihm aufmerksam in die sinnlosen Augen.

„Hören Sie, wir werden zunächst einen Aufruhr erregen," sprach ungemein schnell Werchowenßki, indem er jeden Augenblick Stawrogin am linken Aermel anfaßte. „ich habe Ihnen bereits gesagt: wir werden direkt in's Volk uns drängen. Wissen Sie, daß wir schon jetzt außerordentlich stark sind? Zu uns gehören nicht nur Diejenigen, welche morden und brennen, und klassische Revolverschüsse abgeben, oder Beißer sind. Diese hindern uns nur. Ohne Disziplin kann ich mir nichts vorstellen. Ich bin ja ein Schuft, aber kein Sozialist, ha—ha. Hören Sie, ich habe sie Alle mir zusammengezählt: der Lehrer, welcher mit den Kindern über ihren Gott und ihr Vaterland lacht ist schon unser. Der Advokat, welcher den gebildeten Mörder damit vertheidigt, daß derselbe entwickelter als seine Opfer sei und daß er, um Geld zu erlangen, hätte morden müssen, ist schon unser. Die Schüler, welche einen Bauer ermorden, um das Gefühl an sich zu erfahren, sind unser. Die Geschworenen, welche alle Verbrecher durch die Bank freisprechen, sind unser. Der Staatsanwalt, welcher bei Gericht sich fürchtet, nicht genügend liberal zu sein, ist unser, unser. Von den Verwaltungsbeamten, von den Litteraten gehören außerordentlich viele zu uns, ohne daß sie es selber wissen. Anderseits ist der Gehorsam der Schüler und jungen Narren im Abnehmen begriffen; den Lehrern ist die Galle in's Blut getreten; überall findet sich unermeßliche Hoffart, thierisches, unerhörtes Verlangen . . . Wissen Sie, wissen Sie, wieviel wir schon dadurch gewinnen, daß unsere Ideen in den Köpfen stecken? Als ich abreiste, bekannte man sich wüthend zu dem Grundsatze Littré's, daß das Verbrechen Wahnsinn ist; ich komme wieder her, da ist das Verbrechen nicht mehr Wahnsinn, sondern geradezu

ein gesunder Gedanke, fast eine Pflicht, mindestens ein edeler Protest. ‚Wie soll der entwickelte Mörder nicht tödten, wenn er Geld bedarf!‘ Aber das sind nur geringfügige Beispiele. Der russische Gott will nicht mehr mitspielen. Das Volk ist betrunken, die Mütter sind betrunken, die Kinder sind betrunken, die Kirchen stehen leer und an den Gerichten heißt es: zweihundert Ruthenhiebe, oder schleppe einen Eimer Geldes herbei. O, laßt die Generation nur aufwachsen. Es ist nur schade, daß man keine Zeit zum Warten hat, sonst würden sie noch sinnloser werden! Ach, wie schade, daß es keine Proletarier giebt. Aber es wird sie später geben, soweit wird es kommen . . .“

„Es ist auch schade, daß wir dumm geworden sind,“ brummte Stawrogin und setzte seinen früheren Weg fort.

„Hören Sie, ich selbst habe ein sechsjähriges Kind gesehen, von welchem die betrunkene Mutter nach Hause geführt wurde, und welches von ihr mit schmutzigen Worten geschimpft wurde. Sie denken, daß ich mich darüber gefreut habe? Wenn sie in unsere Hände fällt, dann werden wir sie schon kuriren, wenn's nöthig ist, jagen wir sie auf vierzig Jahr in die Wildniß . . . Aber eine oder zwei Generationen von Verdorbenheit sind jetzt nothwendig; von unerhörter, gemeiner Verdorbenheit, da der Mensch sich in ein häßliches, feiges, grausames, egoistisches schmutziges Wesen verwandelte, — das ist was nothwendig ist! Es giebt hier noch „frisches Blut“ genug, um sich daran zu gewöhnen. Weshalb lachen Sie? Ich widerspreche mir nicht. Ich widerspreche nur den Philanthropen und dem Sozialismus eines Schigalew, aber nicht mir. Ich bin ein Schuft, aber kein Sozialist. Ja, so, ja! Es ist nur schade, daß wir wenig Zeit haben. Karmasinow habe ich versprochen im Mai anzufangen, und um Mariä Fürbitte Alles beendet zu haben. Ist das schnell? Ja, ja! Wissen Sie, ich will Ihnen Etwas sagen Stawrogin: das russische Volk hat bis jetzt keinen Cynismus gekannt, obwohl es mit schmutzigen Worten geschimpft

hat. Wissen Sie, daß der russische leibeigene Knecht sich mehr geachtet hat, als sich Karmasinow achtet. Er ist geschlagen worden, hat aber seine Götter vertheidigt, Karmasinow hat es nicht gethan."

„Nun Werchowenßki, ich höre Sie zum ersten Male und höre Sie mit Erstaunen," entgegnete Nikolaus Wßewolodowitsch, „Sie sind also durchaus nicht Sozialist, sondern ein politisch Ehrgeiziger."

„Ein Schuft, ein Schuft. Sie kümmert, was ich bin? Ich werde Ihnen sogleich sagen was ich bin; darauf will ich ja auch hinaus. Nicht umsonst habe ich Ihnen die Hand geküßt. Aber das Volk muß die Ueberzeugung haben, daß wir wissen was wir wollen, und daß nur Jene „die Keulen schwingen und die ihrigen treffen." Ach, wenn wir nur Zeit hätten! Das einzige Unglück ist, daß wir keine Zeit haben. Wir werden eine allgemeine Zerstörung proklamiren ... wir werden Brandstiftungen veranlassen ... Wir werden Legenden verbreiten ... Dann wird jedes lumpige „Häuflein" zum Werke tauglich sein. Ich werde Ihnen unter diesen Häuflein solche Jäger aussuchen, welche für jeden Schuß vortreten und noch dazu für die Ehre dankbar bleiben werden. Und da wird der Aufruhr beginnen! Ein Geschichtchen wird sich ereignen, wie es die Welt noch nicht gesehen ... In Nebel wird Rußland gehüllt werden, über die alten Götter wird die Erde in Thränen ausbrechen ... Nun, dann werden wir ihn in die Welt senden ... Wen?"

„Wen?"

„Iwan, den Zarensohn."

„Wen?"

„Iwan, den Zarensohn; Sie, Sie!"

Stawrogin dachte einen Augenblick nach.

„Den Usurpator?" fragte er plötzlich, indem er mit grenzenlosem Erstaunen den Sinnlosen ansah. „Ei! das ist also schließlich Ihr Plan."

„Wir werden sagen, „er verbirgt sich," leise, mit einem freundlichen Geflüster, wie wirklich betrunken,

sprach Werchowenßki. „Wissen Sie, was das Wörtchen: „er verbirgt sich“ bedeutet? Aber er wird erscheinen, er wird erscheinen. Wir werden eine Legende verbreiten, die besser ist, als wie bei den Skopzen. Er existirt, aber Niemand hat ihn gesehen. O, welche Legende wird man verbreiten können. Aber die Hauptsache ist — eine neue Kraft erscheint. Sie ist auch nothwendig, nach ihr sehnt man sich. Der Sozialismus hat das zueigen, daß er die alten Kräfte zerstört, aber keine neuen hervorbringt. Hier dagegen erscheint eine Kraft, und was für eine, eine unerhörte! Wir brauchen nur ein einziges Mal den Hebel einzusetzen, um die Erde in die Höhe zu heben. Alles wird sich erheben.“

„So haben Sie ernstlich auf mich gerechnet?“ Stawrogin lächelte boshaft.

„Weshalb lachen Sie, und so boshaft? Erschrecken Sie mich nicht. Ich bin jetzt wie ein Kind, man kann mich durch ein solches Lächeln bis zu Tode erschrecken. Hören Sie, ich werde Sie niemandem zeigen, niemandem; so muß es sein. Er existirt, aber niemand hat ihn gesehen, er verbirgt sich. Aber wissen Sie, daß man Sie auch zeigen kann, zum Beispiel Einem unter Hunderttausenden. Und auf der ganzen Erde wird es sich verbreiten: man hat ihn gesehen, ja gesehen. Iwan Filippowitsch, der Gott Zebaoth, ist gesehen worden, wie er auf einem Wagen vor den Menschen „gen Himmel“ gefahren ist, „mit eigenen Augen“ hat man es gesehen. Sie sind nicht Iwan Filippowitsch; Sie sind ein schöner, wie ein Gott stolzer Mann, der nichts für sich selber verlangt und mit dem Heiligenscheine eines Opfers „sich verbirgt.“ Die Hauptsache ist die Legende. Sie werden die Menschen besiegen, Sie brauchen nur einen Blick auf sie zu werfen, und Sie werden siegen. Er ist der Träger einer neuen Wahrheit und „er verbirgt sich.“ Und wir werden dann zwei bis drei salomonische Urtheile ergehen lassen. Klubs und Fünferausschüsse werden vorhanden sein, — Zeitungen sind nicht nöthig! Wenn von hunderttausend

Bitten eine erfüllt wird, so werden Alle mit Bitten kommen. In jedem Bezirk wird jeder Bauer wissen, wo sich das Baumloch befindet, in welches die Bitten hineingesteckt werden sollen. Die Erde wird stöhnen: ein neues gerechtes Gesetz ist im Gange, das Meer wird in Wallung kommen, die Possenreißerbude wird zusammenstürzen, und wir werden dann daran denken, wie wir einen steinernen Bau zu errichten haben! Wir sind es, die ihn errichten werden, wir allein!"

„Wahnwitz!" rief Stawrogin.

„Weshalb, weshalb wollen Sie nicht? Fürchten Sie sich? Ich habe mich gerade deshalb an Sie gehalten, weil Sie sich vor nichts fürchten. Ist es etwa unvernünftig? Ich bin ja bis jetzt noch Kolumbus ohne Amerika; ist denn Kolumbus ohne Amerika vernünftig?"

Stawrogin schwieg. Sie waren inzwischen bis nach Hause gekommen und blieben auf der Auffahrt stehen.

„Hören Sie", Werchowenßki beugt sich zu seinem Ohre, „ich werde es für Sie ohne Geld thun; ich werde morgen mit Marja Timofejewna ein Ende machen . . . ohne Geld, und ich werde Ihnen morgen Lisa zuführen. Wollen Sie Lisa, schon morgen?"

„Ist er denn wirklich verrückt geworden?" fragte sich lächelnd Stawrogin. Die Hausthür wurde geöffnet.

„Stawrogin, Sie unser Amerika?" Werchowenßki faßte ihn zum letzten Male am Arm.

„Weshalb?" fragte ernst und streng Nikolaus Wßewolodowitsch.

„Er hat keine Lust, ich wußte es schon!" schrie jener in einem Anfalle wüthenden Zornes. „Sie lügen, Sie welker, muthwilliger, erschlaffter Junker, ich glaube es Ihnen nicht, Sie haben einen Wolfshunger! . . . Begreifen Sie, daß Ihre Rechnung jetzt allzu groß ist, und dennoch kann ich nicht auf Sie verzichten! Es giebt auf der Erde keinen wie Sie. Ich habe Ihre Rolle im Auslande ausgedacht; ich habe sie ausgedacht, indem ich Sie beobachtet habe. Hätte ich Sie nicht genügend mit meinen

Blicken verfolgt, mir wäre nichts in den Kopf gekommen! . . ."

Ohne zu antworten stieg Stawrogin die Treppe hinauf.

„Stawrogin!" rief ihm Werchowenßki nach, „ich gebe Ihnen einen Tag Zeit . . . nun zwei . . . nun drei; mehr als drei kann ich nicht, aber dann — Ihre Antwort!"

Neuntes Kapitel.

Stephan Trofimowitsch ist aufgeschrieben worden.

Inzwischen trug sich bei uns ein Ereigniß zu, welches mich in Erstaunen setzte Stephan Trofimowitsch aber erschütterte. Am Morgen um acht Uhr kam Nastasia von ihm zu mir gelaufen, mit der Nachricht, daß man den Herrn „aufgeschrieben habe.“ Anfänglich konnte ich nichts verstehen; ich erfuhr nun, daß Beamte ihn „aufgeschrieben“ hatten, daß sie gekommen wären und Papiere genommen hatten, daß ein Soldat sie zusammengepackt und in einem Karren fortgefahren hatte. Die Nachricht war erstaunlich. Ich eilte sogleich zu Stephan Trofimowitsch.

Ich traf ihn in einem merkwürdigen Zustande, er war ganz verwirrt und in großer Erregung, hatte aber zu gleicher Zeit eine unzweifelhaft triumphirende Miene. Auf dem Tische, in Mitten des Zimmers, kochte eine Theemaschine und stand ein eingegossenes, aber unberührtes und vergessenes Glas Thee. Stephan Trofimowitsch bewegte sich um den Tisch herum und ging in alle Ecken des Zimmers ohne sich Rechenschaft von seinen Bewegungen abzugeben. Er war in seiner gewöhnlichen rothen Unterjacke, beeilte sich aber, als er mich sah, seine Weste und seinen Rock anzuziehen, was er früher niemals gethan, wenn ihn ein näherer Bekannter in dieser Unterjacke angetroffen hatte. Er faßte sogleich mit Wärme meine Hand.

„Enfin un ami! (Er seufzte aus voller Brust.) Cher, ich habe nur zu Ihnen geschickt, und Niemand weiß Etwas. Ich muß Nastasia sagen die Thür zu verschließen und Niemand zu mir zu lassen, als selbstverständlich, ‚Jene‘ . . . Vous comprenez!“

Er sah mich mit Unruhe an, als wenn er Antwort erwartete. Natürlich erbat ich mir eiligst Aufklärung, und aus seiner unzusammenhängenden, unterbrochenen und unnöthig abschweifenden Rede entnahm ich halbwegs, daß um sieben Uhr Morgens plötzlich ein Gouvernementsbeamter zu ihm gekommen war. . . .

„Pardon, j'ai oublié son nom. Il n'est pas du pays, aber es scheint, daß Lembke ihn mitgebracht hat, quelque chose de bête dans la physionomie. Il s'appelle Rosenthal.“

„Nicht Blümer?“

„Blümer. Grade so nannte er sich. Vous le connaissez? Quelque chose d'hébété et de très content, dans la figure, pourtant très sevère, roide et serieux. Ein gehorsames Polizeigesicht, je m'y connais. Ich schlief noch und, stellen Sie sich vor, er verlangte meine Bücher und Manuskripte ‚anzusehen,‘ oui je m'en souviens, il a employé ce mot. Er hat mich nicht arretirt, und sich nur an die Bücher gehalten. Il se tenait à distance, und als er mir sein Kommen erklärte, so that er, als ob ich . . . enfin, il avait l'air de croire que je tomberai sur lui immediatement et que je commençerai à la battre comme plâtre. Tous ces gens du bas étage sont comme ça, wann sie mit einem ordentlichen Menschen zu thun haben. Selbstverständlich habe ich sogleich Alles begriffen. Voilá vingt ans que je m'y prepare. Ich öffnete ihm alle Schubladen und übergab ihm alle Schlüssel; Alles übergab ich ihm. J'étais digne et calme. Von den Büchern nahm er ausländische Ausgaben von Herzen, ein gebundenes Excemplar vom „Kolokol,“ drei Abschriften meines Gedichtes et enfin tout ça. Darauf Papiere und Briefe et quelques

unes de mes ébauches historiques, critiques et politiques. Alles dieses trug man fort. Nastasia erzählt, daß ein Soldat es in einem Karren fortgefahren und mit einer Schürze zugedeckt habe; oui c'est cela, mit einer Schürze."

Was war das Alles? Wer konnte Etwas verstehen? Ich fragte ihn wiederum schnell, ob Blümer allein gekommen oder nicht, in wessen Namen, mit welchem Recht, wie er es gewagt und wodurch er es erklärt habe?

„Il était seul, bien seul, übrigens war noch Jemand dans l'antichambre, oui, je m'en souviens et puis ... Uebrigens war, wie ich glaube, noch Jemand da, und stand auf dem Flur Wache. Ich muß Nastasia fragen, sie weiß dies am besten. J'étais surexcité, voyez-vous. Il parlait, il parlait ... un tas de choses; übrigens sprach er sehr wenig: ich sprach fortwährend ... Ich erzählte ihm mein Leben, natürlich nur von diesem Gesichtspunkte aus ... J'étais sur excité, mais digne, je vous l'assure. Uebrigens fürchte ich, daß ich geweint habe. Den Karren nahmen sie vom Krämer nebenan."

„Mein Gott, wie konnte dies Alles geschehen? Sprechen Sie, um Gottes Willen, genauer, Stephan Trofimowitsch, das ist ja ein Traum, was Sie erzählen."

„Cher, ich selbst war wie im Traume ... Savez-vous, il a prononcé le nom de Teliatnikoff, und ich glaube, daß dieser auf dem Flur sich versteckt hatte. Ja, er erwähnte auch des Staatsanwalts, und, wie ich glaube, des Dmitri Mitritsch und schlug mir vor, mich auf diese zu berufen; Dmitri Mitritsch qui me doit encore quinze roubles im Jeralasch soit dit en passant. Enfin je n'ai pas trop compris. Ich habe sie überlistet, und was geht mich Dmitri Mitritsch an? Ich habe ihn, wie ich glaube, sehr gebeten, die Sache geheim zu halten, ich fürchte sogar, daß ich mich erniedrigt habe, comment croyez vous? Enfin, il a consenti ... Ja, er sagte selber, daß es besser sein würde dies zu thun, weil er nur ge=

kommen sei, um sich die Bücher anzusehen, et rien de plus, und nichts mehr ... und daß nichts geschehen würde, wenn man nichts finden sollte. Wir sind daher als Freunde auseinandergegangen, je suis tout-á-fait content."

„Aber, ich bitte Sie, er hatte Ihnen einen guten Vorschlag gemacht, und Sie selber haben ihn abgelehnt!" rief ich mit dem Unwillen eines Freundes aus.

„Nein, besser ist es, sich auf Niemand zu berufen. Wozu der Skandal? Sie wissen, wenn man es in unserer Stadt erfährt, ... mes ennemis ... et puis à quoi bon ce procureur, ce cochon de notre procureur qui deux fois m'a manqué de politesse et qu'on a rossé à plaisir l'autre année chez cette charmante et belle. Natalia Pawlowna quand il se cacha dans son boudoir. Et puis mon ami, widersprechen Sie mir nicht und entmuthigen Sie mich nicht, ich bitte Sie, weil es nichts unerträglicheres giebt, als wenn einem Menschen, der unglücklich ist, hundert Freunde nachweisen, wie dumm er gewesen. Setzen Sie sich und trinken Sie Thee, ich bin, offen gestanden, sehr müde ... soll ich mich nicht niederlegen und mir den Kopf mit Essig befeuchten, was meinen Sie?"

„Jedenfalls," rief ich aus, „legen Sie sich womöglich Eis auf. Sie sind sehr verstimmt. Sie sind blaß und Ihre Hände zittern. Legen Sie sich nieder, erholen Sie sich und unterbrechen Sie Ihre Erzählung. Ich werde neben Ihnen sitzen bleiben und warten."

Er wollte sich nicht legen, aber ich drang in ihn es zu thun. Nastasia brachte in einer Tasse Essig, ich feuchtete ein Handtuch an und legte es ihm um den Kopf. Dann trat Nastasia auf einen Stuhl und zündete in einer Zimmerecke eine Lampe an einem Heiligenbilde an. Mit Erstaunen bemerkte ich dies; früher war niemals eine solche Lampe dagewesen, und jetzt zeigte sie sich plötzlich.

„Dies habe ich bald, nachdem sie fortgegangen waren, angeordnet;" sprach halblaut Stephan Trofimowitsch, indem er mich verschmitzt ansah; quand on a de ces choses-la

dans sa chambre et qu'on vient vous arreter, so machte dies Eindruck und sie müssen melden, was sie gesehen."

Nachdem sie die Lampe besorgt, blieb Nastasia an der Thür stehen, legte die rechte Handfläche an die Backe und begann ihn mit einer bedauerlichen Miene anzusehen.

„Eloignez la unter irgend einem Vorwande," sagte er, indem er mir mit dem Kopfe vom Sopha aus ein Zeichen gab, „ich kann dieses russische Mitleiden nicht ertragen et puis ca m'embête."

Aber sie ging von selbst. Ich bemerkte, daß er fortwährend nach der Thür sah, und nach dem Vorzimmer hinaus horchte.

„Il faut être prêt, voyez-vous, er sah mich bedeutungsvoll an; — jeden Augenblick kann man mich abholen und verschwunden ist der Mensch!

„Mein Gott! Wer wird Sie denn abholen!"

„Voyez vous, mon cher, ich fragte ihn direkt, als er fortging, was man jetzt mit mir machen werde."

„Sie hätten besser gefragt, wohin man Sie verbannen werde!" rief ich mit dem früheren Unwillen aus.

„Das wollte ich auch durch meine Frage erfahren, aber er ging fort ohne zu antworten. Voyez vous, wegen der Wäsche, der Kleidung, insbesondere der warmen Kleidung, werde man selber bestimmen und mir sagen, was ich mitzunehmen habe, — oder man wird mich im Soldatenmantel fortschicken. Aber fünfunddreißig Rubel habe ich, (er ließ plötzlich die Stimme sinken, indem er nach der Thür sah, durch welche Nastasia hinausgegangen war) heimlich in eine aufgetrennte Stelle in der Westentasche gesteckt, hier fühlen Sie... Ich glaube, die Weste wird man mir nicht fortnehmen, und zum Scheine habe ich sieben Rubel im Portemonnaie gelassen, als wenn das alles wäre, was ich habe. Wissen Sie, ich lasse Kleingeld, und noch dazu Kupfergeld, auf dem Tische herumliegen, man wird daher nicht vermuthen, daß ich Geld verborgen habe, und wird glauben, daß dies alles ist.

Gott weiß, wo ich heute die Nacht werde zubringen müssen.“

Ich ließ bei diesem Unsinn den Kopf hängen. Keinenfalls konnte man ihn so arretiren und fortbringen, wie er dachte; und sicherlich war er nur ganz konfus. Allerdings trug sich dies noch vor den jetzigen, letzten Gesetzen zu, auch hatte man ihm ein regelrechtes Verfahren vorgeschlagen (dies war sein Ausdruck) auf das er „listig“ verzichtet hatte... Allerdings konnte früher, nämlich vor ganz kurzer Zeit, der Gouverneur in äußersten Fällen... Aber welch' äußerster Fall konnte denn bei ihm vorliegen? Das war es, was mich stutzig machte.

„Jedenfalls ist ein Telegramm aus Petersburg hierher gekommen,“ begann plötzlich Stephan Trofimowitsch.

„Ein Telegramm? Ihretwegen? Wegen der Werke Herzens und wegen Ihres Gedichtes? Sie haben wohl den Verstand verloren, weshalb sollte man Sie arretiren?“

Ich war einfach wüthend. Er zog eine Grimasse und war augenscheinlich beleidigt, nicht durch meinen Ausruf, sondern durch meinen Gedanken, daß kein Grund zu seiner Arretirung vorliege.

„Wer kann in unserer Zeit wissen, weshalb man ihn arretiren kann?“ brummte er zornig. Eine eigenthümliche sehr thörichte Idee blitzte plötzlich in meinem Kopfe auf.

„Stephan Trofimowitsch, sagen Sie mir als Ihrem Freunde,“ rief ich aus, „als Ihrem aufrichtigen Freunde, ich werde Sie nicht verrathen, gehören Sie einer geheimen Gesellschaft an oder nicht?“

Und sieh' da, zu meinem Erstaunen, wußte er selber nicht genau, ob er Theilnehmer an einer geheimen Gesellschaft sei, oder nicht.

„Wie man es nimmt, voyez vous...“

„Was heißt das: wie man es nimmt?“

„Wenn man mit ganzem Herzen den Fortschritt angehört und... wer kann dann bürgen? man glaubt, man

gehört keiner solchen Gesellschaft an, aber sieht man genauer hin, ist es doch der Fall."

„Wie ist das möglich? hier handelt es sich nur um ja oder nein."

„Cela date de Pétersbourg, als ich mit ihr daselbst ein Journal gründen wollte. Von da datirt die Sache. Damals entschlüpften wir, und man vergaß uns, aber jetzt erinnert man sich meiner. Cher, cher, wissen Sie es denn nicht?" rief er schmerzbewegt aus: „man wird uns fortholen, in eine Kibitke setzen nach Sibirien bringen für das ganze Leben, oder man wird uns in einer Kasematte vergessen . . ."

Er brach plötzlich in heiße Thränen aus. Sie rannen stromweise. Er bedeckte sich die Augen mit seinem rothen, seidenen Taschentuch und schluchzte konvulsivisch fünf Minuten lang. Mir wurde unerträglich zu Muthe. Dieser Mensch, welcher zwanzig Jahre lang unser Prophet, Prediger, Lehrer, Patriarch, unser Kukolnik gewesen, er, welcher sich so hoch und erhaben über uns allen gehalten hatte und vor welchem wir uns so tief von ganzem Herzen gebeugt hatten, indem wir dies uns zur Ehre rechneten, schluchzte jetzt plötzlich, schluchzte wie ein kleiner, ungezogener Knabe in Erwartung der Ruthe, nach welcher der Lehrer greift. Er that mir unendlich leid. Von der Kibitke war er augenscheinlich ebenso fest überzeugt, wie davon, daß ich neben ihm saß, und er erwartete sie an demselben Morgen, sogleich, jeden Augenblick und alles dies wegen der Werke Herzens und eines eigenen Gedichtes. Eine solch' vollständige und außerordentliche Unkenntniß der alltäglichen Wirklichkeit war rührend und zugleich widerwärtig.

Schließlich hörte er zu weinen auf, erhob sich vom Sopha und begann wiederum im Zimmer hin und her zu gehen, indem er das Gespräch mit mir fortsetzte, aber jeden Augenblick zum Fenster hinaus sah und nach dem Vorzimmer hinaus horchte. Unser Gespräch wurde zusammenhangslos fortgesetzt. All meine Versicherungen und Beruhigungen er-

wiesen sich als vergeblich. Er hörte wenig auf mich, aber dennoch bedurfte er im höchsten Grade, daß ich ihn beruhigte, er sprach daher ganz verworren. Ich sah ein, daß er jetzt meiner nicht entbehren konnte und mich um keinen Preis fortlassen würde. Ich blieb, und wir saßen länger als zwei Stunden zusammen. Während des Gespräches erinnerte er sich, daß Blümer zwei vorgefundene Proklamationen mit sich genommen hatte.

„Wie, Proklamationen!“ rief ich, aus Thorheit erschrocken; „sind Sie denn . . .“

„Man hat mir zehn Stück zugesteckt,“ antwortete er verdrießlich (er sprach mit mir bald verdrießlich und hochmüthig, bald ungemein kläglich und niedergedrückt), „aber über acht habe ich bereits verfügt, und Blümer hat nur zwei mitgenommen . . .“

Er wurde plötzlich roth vor Unwillen.

„Vous me mettez avec ces gens-lá! Glauben Sie denn, daß ich mit diesen Schuften, mit den Intriguanten, mit meinem Sohn Peter Stephanowitsch, avec ces esprits forts de la lâcheté übereinstimme! O, mein Gott!“

„Bah, man hat Sie mit diesen noch in keine Kategorie gebracht . . . Uebrigens ist das Alles Unsinn, man kann Ihnen nichts anhaben,“ bemerkte ich.

„Savez-vous,“ sagte er plötzlich, „ich fühle in manchen Augenblicken, que je fairai là-bas quelque esclandre. O, gehen Sie nicht fort, lassen Sie mich nicht allein! Ma carrieré est finie aujourd'hui, je le sens. Wissen Sie, ich werde vielleicht mich dort auf Jemand werfen und ihn wie jener Unterlieutenant beißen . . .“

Er sah mich mit einem seltsamen Blicke an, welcher Furcht und doch zu gleicher Zeit den Wunsch, selber in Furcht zu setzen, ausdrückte. Er wurde wirklich immer mehr und mehr gegen Jemand und wegen Etwas gereizt, je mehr Zeit verging und „Kibitken“ nicht erschienen; er gerieth sogar in Zorn. Plötzlich stieß Nastasia, welche Etwas aus dem Vorzimmer in die Küche holen wollte, an einen Kleiderrechen an und warf ihn um. Stephan

Trofimowitsch erzitterte und wurde augenblicklich leichenblaß; als sich aber die Sache aufgeklärt hatte, machte er, fast schreiend, der Nastasia Vorwürfe und jagte sie, mit dem Fuße aufstampfend, in die Küche zurück. Einen Augenblick später war er schon wieder, indem er mich mit Verzweiflung ansah, im Redefluß.

„Ich bin verloren! Cher," er setzte sich plötzlich neben mich und sah mit sehr kläglicher Miene mir aufmerksam in die Augen, „cher, ich fürchte nicht Sibirien, ich schwöre es Ihnen, o je vous jure (sogar Thränen standen in seinen Augen), ich fürchte etwas Anderes ..."

Ich hatte bereits an seiner Stimme errathen, daß er mir schließlich etwas Außerordentliches mittheilen wollte, sich aber bis dahin der Mittheilung enthalten hatte.

„Ich fürchte die Schande," flüsterte er geheimnißvoll.

„Welche Schande? Davon kann ja keine Rede sein. Glauben Sie nur, Stephan Trofimowitsch, daß das alles sich noch heute aufklären und zu Ihrem Vortheil endigen wird."

„Sie sind also überzeugt, daß man mir verzeihen wird?"

„Was heißt das: man wird Ihnen verzeihen? Was sind das für Worte? Was haben Sie denn begangen? Ich versichere Ihnen, daß Sie Nichts begangen."

„Qu'en savez-vous? mein ganzes Leben war . . . cher . . . Man wird sich an Alles erinnern . . . und findet man nichts, wird es um so schlimmer sein," fügte er plötzlich unerwartet hinzu.

„Wieso um so schlimmer?"

„Schlimmer."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Lieber Freund, mag ich nach Sibirien, mag ich nach Archangel verbannt werden, mögen mir die bürgerlichen Rechte genommen werden, — mag ich immerhin untergehen, wenn es sein muß! Aber . . . ich fürchte etwas Anderes (wiederum flüsterte er mit erschrockener und geheimnißvoller Stimme)."

„Was, was denn?"

„Man wird mich auspeitschen," rief er und sah mich fassungslos an.

„Wer wird Sie auspeitschen? Wo? Weshalb?" rief ich aus, in Furcht, daß er den Verstand verloren.

„Wo? Nun dort . . . wo dies geschieht."

„Wo geschieht's denn?"

„Ach, cher," flüsterte er mir fast dicht in's Ohr zu, „man zieht Einem plötzlich die Diele unter den Füßen fort, und man fällt bis an die Mitte des Leibes in eine Höhlung . . . Das ist Allen bekannt."

„Fabeln!" entgegnete ich, indem ich errieth, was er meinte, „alte Fabeln, haben Sie denn wirklich bis jetzt an dieselben geglaubt?" Ich lachte laut auf.

„Fabeln? Diese Fabeln müssen einen Grund haben; ein Gepeitschter erzählt keine Fabeln. Ich habe es mir zehntausend Mal in der Einbildung vorgestellt!"

„Sie, weshalb Sie? Sie haben ja nichts verbrochen."

„Um so schlimmer, man wird sehen, daß ich nichts verbrochen, und mich doch auspeitschen lassen."

„Sind Sie überzeugt, daß man Sie deshalb nach Petersburg schaffen wird?"

„Mein Lieber, ich habe bereits gesagt, daß mir nichts leid thut, ma carrière est finie. Seit der Stunde in Skworeschniki, da sie von mir Abschied nahm, mache ich mir aus dem Leben nichts . . . aber die Schande, die Schande, que dira-t-elle, wenn sie es erfährt?"

Er sah mich mit Verzweiflung an; der Arme war ganz roth geworden. Ich schlug die Augen nieder.

„Sie wird nichts erfahren, weil Ihnen überhaupt nichts geschehen wird. Es kommt mir vor, als ob ich zum ersten Male in meinem Leben mit Ihnen spreche, dergestalt setzen Sie mich diesen Morgen in Verwunderung."

„Mein Lieber, Furcht habe ich nicht. Aber mag man mir immerhin verzeihen, und mich wiederum hierher zurückschicken, ohne mir Etwas anzuhaben, ich bin dennoch verloren. Elle me soupçonnera toute ca vie . . . mich,

mich, den Dichter, den Denker, den Menschen, vor welchem sie sich zweiundzwanzig Jahre lang gebeugt hat."

„Das wird ihr nicht einfallen Sie in Verdacht zu haben."

„O, doch," flüsterte er fest überzeugt. „Wir haben einige Male darüber in Petersburg gesprochen, während der großen Fasten, vor unserer Abreise, als wir beide uns fürchteten . . . Elle me soupçonnera toute ca vie . . . und wie soll ich ihr den Irrthum benehmen? Alles wird ihr unwahrscheinlich erscheinen. Wer wird auch hier im Städtchen es glauben, c'est invraisemblable . . . Et puis lex femmes . . . Sie wird sich freuen. Sie wird, wie eine Freundin, herzlich erbittert sein, aber im Stillen — sich freuen . . . Ich werde ihr eine Waffe wider mich mein ganzes Leben lang in die Hand geben. O, mein Leben ist vernichtet! Zwanzig Jahre solch' ungetrübten Glücks mit ihr zusammen . . . und jetzt ist so das Ende!"

Er bedeckte sich das Gesicht mit den Händen.

„Stephan Trofimowitsch, wollen Sie nicht sogleich Barbara Petrowna von dem Vorgefallenen benachrichtigen?" schlug ich ihm vor.

„Gott behüte mich!" er zitterte plötzlich und sprang vom Platze auf. „Um keinen Preis, niemals, nachdem was sie beim Abschiede in Skworeschniki gesagt, niemals."

Seine Augen funkelten.

Wir saßen, wie ich glaube, noch eine Stunde oder länger zusammen, fortwährend Etwas erwartend, wir hatten einmal diese Idee. Er legte sich wiederum nieder, schloß sogar die Augen und lag zwanzig Minuten, ohne ein Wort zu sprechen, da, sodaß ich dachte, daß er eingeschlafen sei oder anderen Gedanken nachhinge. Plötzlich erhob er sich eiligst, riß das Handtuch vom Kopf, sprang vom Sopha auf, eilte zum Spiegel, knüpfte sich mit zitternden das Halstuch um, rief mit lauter Stimme Nastasia und befahl ihr, ihm den Ueberzieher, den neuen Hut und den Stock zu geben.

„Ich halte es nicht länger aus," erklärte er mit

gebrochener Stimme, „ich kann es nicht, ich kann es nicht!.. Ich gehe selber.“

„Wohin?“ ich sprang ebenfalls auf.

„Zu Lembke. Cher, ich muß es thun, ich bin dazu verpflichtet. Dies ist Pflicht. Ich bin Bürger und Mensch, und kein Holzspan, ich habe meine Rechte, ich verlange meine Rechte ... Ich habe zwanzig Jahre hindurch es nicht gethan, habe mein lebelang frevelhaft ihrer vergessen... aber jetzt verlange ich sie. Er muß mir Alles, Alles sagen. Er hat ein Telegramm erhalten. Er darf mich nicht quälen, wenn er mich auch arretiren kann; thue er es!“

„Ich pflichte Ihnen bei,“ entgegnete ich absichtlich so ruhig wie möglich, obwohl ich für ihn sehr fürchtete; „Dies ist allerdings besser, als so kummervoll da zu sitzen, aber Ihre Simmung billige ich nicht; bedenken Sie, in welcher Aufregung Sie sich befinden und wohin Sie gehen. Il faut être digne et calme avec Lembke. Sie sind jetzt wirklich im Stande, sich auf Jemand zu werfen und ihn zu beißen.“

„Ich werde mich selber ausliefern. Ich gehe direkt in den Rachen des Löwen ...“

„Und ich werde mit Ihnen gehen.“

„Ich habe von Ihnen nicht weniger erwartet, ich nehme Ihr Opfer, das Opfer eines aufrichtigen Freundes, an, aber bis zum Hause, nur bis zum Hause: Sie können und dürfen nicht sich noch mehr durch meine Gesellschaft kompromittiren. O, croyez moi, je serai calme! Ich werde mich in diesem Augenblick à la hauteur de tout ce qu'il ya de plus sacré erkennen ...“

„Ich werde vielleicht mit Ihnen in das Haus gehen,“ unterbrach ich ihn. „Gestern hat mich das dumme Komitee, durch Wyßotzki, benachrichtigt, daß man auf mich rechnet und mich zu dem morgigen Fest als Festordner oder als einen der sechs jungen Leute einladet, welche bestimmt sind nach den Präsentirtellern zu sehen, sich mit den Damen zu unterhalten, den Gästen die Plätze anzuweisen

und ein weißrothes Band an der linken Schulter zu tragen. Ich wollte mich weigern, aber weshalb soll ich jetzt nicht in das Haus gehen, unter dem Vorwande mit Julia Michailowna selber zu sprechen? So wollen wir denn beide zusammen hingehen."

Er hörte mit Kopfnicken zu, schien aber nichts zu begreifen. Wir standen an der Schwelle.

„Cher," er streckte die Hand nach der Lampe, vor dem Heiligenbilde in der Ecke, aus, „cher, ich habe niemals daran geglaubt, aber . . . mag es sein! (Er bekreuzigte sich.) Allons."

„Nun, um so besser," dachte ich, als ich mit ihm zur Hausthür hinausging, „unterwegs wird die frische Luft helfen, und wir werden uns beruhigen, nach Hause zurückkehren und uns schlafen legen. . ."

Aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Gerade unterwegs stieß uns ein Abenteuer zu, welches Stephan Trofimowitsch noch mehr erschütterte und ihm einen bestimmten Entschluß eingab . . . und daß ich, wie ich bekennen muß, von unserm Freunde kein solch' entschiedenes Benehmen erwartet hatte, wie er es plötzlich an diesem Morgen noch zeigte. Armer Freund, guter Freund!"

Zehntes Kapitel.

Die Flibustier. Der verhängnißvolle Morgen.

I.

Das Ereigniß, welches wir unterwegs erlebten, war ebenfalls wunderbar. Aber ich muß Alles der Ordnung nach erzählen. Eine Stunde bevor ich mit Stephan Trofimowitsch auf die Straße ging, war eine Schaar von Arbeitern aus der Schpigulin'schen Fabrik, an siebzig Mann, vielleicht auch mehr, durch die Stadt gegangen und von Vielen neugierig angesehen wurden. Sie waren ruhig, fast schweigend und in absichtlicher Ordnung einhergeschritten. Später hat man behauptet, daß diese siebzig Mann von allen Fabrikarbeitern, deren es an neunhundert bei den Schpigulins gab, gewählt worden waren, um zum Gouverneur zu gehen und bei diesem wegen Abwesenheit des Fabrikherrn, Gerechtigkeit wider den Fabriksverwalter zu verlangen, welcher nach Schließung der Fabrik und Entlassung der Arbeiter, sie alle unverschämt betrogen hatte, — eine jetzt keinem Zweifel unterworfene Thatsache. Andere bestreiten bei uns bis jetzt die Wahl und behaupten, daß siebzig Menschen zuviel als Abgesandte gewesen, daß diese Schaar einfach aus den am allermeisten in ihren Rechten Geschädigten bestanden, und nur um für sich selber Gerechtigkeit zu verlangen, gekommen wären, so daß eine allgemeine „Verschwörung" der Arbeiter, von welcher

später viel Lärm gemacht wurde, überhaupt nicht vorhanden gewesen. Die Dritten versichern mit größter Bestimmtheit, daß diese siebzig Mann keine einfachen, sondern entschieden politische, das heißt sehr stürmische, noch dazu lediglich durch heimlich verbreitete Schriftstücke aufgereizte Aufrührer gewesen. Mit einem Worte, ob hier ein fremder Einfluß oder eine Ueberredung vorlag, ist bis jetzt nicht genau bekannt. Meine persönliche Ansicht ist die, daß die Arbeiter die heimlich zugesteckten Flugschriften überhaupt nicht gelesen, und, wenn sie es gethan, kein Wort verstanden hatten, schon aus dem einfachen Grunde, weil die Verfasser der Schriften trotz der ganzen Offenheit ihres Stiles äußerst unklar schreiben. Da aber den Arbeitern in der That das Fell über die Ohren gezogen worden war, und die Polizei, an welche sie sich gewandt, auf ihre Beschwerde nicht hatte eingehen wollen, so war ihr Gedanke ganz natürlich, in Gemeinschaft zum „General selber“ zu gehen, womöglich mit einer Beschwerdeschrift an der Spitze des Zuges, sich vor seiner Außentreppe in Ordnung aufzustellen und nach seinem Erscheinen sich sofort sämmtlich auf die Kniee zu werfen und ihn wie die Vorsehung selber anzurufen. Meiner Meinung nach war hier weder an Aufstand nach an Wahl von Deputirten zu denken, denn der Aufmarsch war ein altes historisches Mittel; das russische Volk liebt von jeher ein Gespräch mit dem „General selber“, einzig und allein, weil es Vergnügen daran findet, wie auch immer das Gespräch endet.

Daher bin ich vollständig überzeugt, daß, wenn auch Peter Stephanowitsch, Liputin, vielleicht auch noch Jemand, sogar auch Fedka sich unter den Arbeitern vorher bewegt, (denn für diesen Umstand existiren wirklich ziemlich sichere Beweise) und mit ihnen gesprochen, sie dies doch nur mit zweien, dreien, höchstens fünfen, blos zur Probe, gethan hatten, und daß dieses Gespräch kein Resultat hatte. Was den Aufstand anbelangt, so hatten jedenfalls die Arbeiter, wenn sie etwas von seiner Propaganda unter ihnen be-

griffen, augenblicklich aufgehört zuzuhören, weil er in ihren Augen falsch und durchaus ungeeignet war. Anders war es mit Fedka, dieser war, wie es scheint, glücklicher als Peter Stephanowitsch. An der drei Tage später in der Stadt erfolgten Brandstiftung nahmen, wie jetzt unzweifelhaft feststeht wirklich zwei Fabrikarbeiter zusammen mit Fedka Theil, und in der Folge, einen Monat später, wurden noch drei frühere Fabrikarbeiter im Kreise aufgegriffen, ebenfalls wegen Brandstiftung und Raubes. Aber wenn es auch Fedka gelungen war, sie zu einem direkten, unmittelbaren Handeln zu verlocken, so waren es doch nur diese fünf, denn von Anderen hat man nichts derartiges gehört.

Mag dem sein, wie ihm wolle, aber die Arbeiter kamen schließlich in ihrer ganzen Menge auf den Platz vor dem Hause des Gouverneurs und stellten sich in Ordnung und schweigend auf. Dann sahen sie mit offenem Munde nach der Außentreppe des Hauses und warteten. Man hat mir erzählt, daß, kaum standen sie da, sie auch sogleich die Mützen abnahmen vielleicht eine halbe Stunde vor dem Erscheinen des Herrn des Gouvernements, welcher in diesem Augenblicke zufällig nicht zu Hause war. Sofort zeigte sich die Polizei, zunächst vereinzelt, dann in möglicher Vollständigkeit; natürlicher Weise ertheilte sie unter Drohungen den Befehl zum Auseinandergehen. Aber eigensinnig, wie eine an einen Zaun gekommene Heerde Hammel, antworteten die Arbeiter, daß sie den General selber sprechen wollten; feste Entschlossenheit war an ihnen ersichtlich. Da hörte das Befehlen auf, an seine Stelle trat schnell Bedenklichkeit, ein geheimnißvoller, mit Flüstern verbundener Anordnungsgeist und barsche geschäftliche Sorge, welche die Gesichter der Beamten verfinsterte. Der Polizeimeister zog es vor die Ankunft von Lembke's selbst zu erwarten. Unsinnig ist die Behauptung, daß der erstere mit einem Dreigespann in voller Karrière herbeigeeilt und schon von der Droschke aus seine Lust zum Prügeln gezeigt. Allerdings kam er gern in

seiner mit einem gelben Hintersitze versehenen Droschke bei uns angestürmt und pflegte, je toller die schonungslos angetriebenen Nebenpferde vorwärts stürmten*), was alle Kaufleute des Marktes in Entzücken versetzte, sich in der Droschke zu erheben und in seiner ganzen Höhe emporgerichtet, an einem an der Seite zu diesem Zwecke angebrachten Riemen sich festhaltend und den rechten Arm, wie eine Statue weit ausstreckend, die Stadt zu übersehen. Aber im gegenwärtigen Falle zeigte er keine Lust zum Prügeln und obwohl er beim eiligen Verlassen der Droschke nicht umhin konnte, ein Kraftwort zu äußern, so that er dies doch nur um seine Popularität nicht zu verlieren. Noch unsinniger ist es zu sagen, daß Soldaten mit aufgepflanzten Bajonnetten herbeikommandirt und telegraphisch Artillerie und Kosaken requirirt worden. Unsinn ist es zu sagen, daß Tonnen mit Wasser, wie sie beim Löschen von Bränden gebraucht werden, herbeigeschafft und das Volk aus ihnen begossen worden. Ilja Iljitsch hatte ganz einfach im Eifer geschrieen, daß Keiner bei ihm trocken aus dem Wasser kommen werde; jedenfalls hat man hieraus die Fässer gemacht, welche dann auch auf diese Weise in die Korrespondenzen hauptstädtischer Zeitungen übergingen. Die sicherste Lesart ist, wie man annehmen muß, die, daß zum ersten Male die Menge von allen zu Gebote stehenden Polizeibeamten umringt und an Lembke ein expresser Bote, der Polizeikommissar des ersten Bezirks, abgesendet wurde, welcher in der Droschke des Polizeimeisters den Weg nach Skworeschniki entlang flog, indem er wußte, daß vor einer halben Stunde von Lembke in seiner Kalesche dorthin gefahren.

Aber ich muß bekennen, daß für mich dennoch eine Frage unentschieden bleibt: wie hat man eine nichtige, das heißt, gewöhnliche Schaar von Bittstellern — allerdings siebzig Mann stark — von ihrer ersten Bewegung,

*) Das mittelste Pferd eines Dreigespanns geht gewöhnlich im Trabe, seine Nebenpferde im Galopp.

von ihrem ersten Schritte ab in mit Erschütterung der Staatsstützen drohende Aufständische verwandeln können? Weshalb hat Lembke selber sich diese Idee zu eigen gemacht, als er zwanzig Minuten nach Absendung des expressen Boten erschien? Ich würde glauben, und dies ist wiederum nur meine persönliche Ansicht, daß es für Ilja Iljitsch, einen Vetter des Gouverneurs, sogar vortheilhaft war, von Lembke diese Schaar in diesem Lichte darzustellen, und grade deshalb um ihn nicht zur richtigen Untersuchung der Sache zu veranlassen; Lembke selber hatte ihn auf diesen Gedanken gebracht. An den beiden vorhergehenden Tagen hatte er mit ihm zwei geheimnißvolle und außergewöhnliche, übrigens sehr konfuse, Gespräche geführt, aus welchen aber Ilja Iljitsch immerhin ersehen, daß sein Vorgesetzter an der Idee von Proklamationen und von der Aufwiegelung der Schpigulinschen Arbeiter zu einem sozialen Aufstande festhielt, und zwar dergestalt, daß es ihm sogar leid gethan hätte, wenn sich die Aufwiegelung als alberne Unwahrheit erwiesen hätte. „Auf irgend eine Weise will er sich in Petersburg auszeichnen," dachte unser schlauer Ilja Iljitsch, als er von Lembke fortging, „mir ist es recht."

Aber ich bin überzeugt, der arme Andreas Antonowitsch wünschte seiner eigenen Auszeichnung halber keiuen Aufstand. Er war ein tüchtiger Beamter, welcher bis zu seiner Verheirathung ungestört und ohne Andere zu stören gelebt hatte. War es denn seine Schuld, daß anstatt unschuldigen fiskalischen Holzes und eines ebenso unschuldigen Minchens eine vierzigjährige Aristokratie ihn zu sich emporgehoben hatte? Ich weiß fast mit Bestimmtheit, daß grade von diesem verhängnißvollen Morgen ab die ersten klaren Spuren des Zustandes sich zeigten, welcher, wie man sagt, den armen Andreas Antonowitsch in eine bekannte Heil-Anstalt in der Schweiz brachte, in welcher er jetzt neue Kräfte sammeln soll. Aber wenn mau einmal zugiebt, daß grade von diesem Morgen ab sich klare Thatsachen von „Etwas" gezeigt haben, so kann

man meiner Ansicht nach auch zugeben, daß schon am Abende zuvor Erscheinungen, wenn auch nicht so klar, von ebensolchen Thatsachen sich gezeigt haben können. Mir ist aus sicherster Quelle bekannt (nehmen Sie an, daß Julia Michailowna selber in der Frage und nicht mehr triumphirend, sondern „fast" bereuend, — denn ein Weib bereut niemals „vollständig", — mir eineu kleinen Theil dieser Geschichte mitgetheilt habe) — mir ist bekannt, daß Andreas Antonowitsch in der vorhergehenden Nacht, sehr spät um drei Uhr Morgens, zu seiner Gattin gekommen war, sie geweckt und von ihr verlangt hatte, „sein Ultimatum" zu hören. Das Verlangen war dergestalt dringend gestellt worden, daß sie genöthigt war von ihrem Lager, unwillig und die Haare in Papilloten, aufzustehen und auf einem Divan sitzend, ihren Gemahl, allerdings mit sarkastischer Verachtung, aber doch immerhin, anzuhören. Da begriff sie zum ersten Male, wie weit Andreas Antonowitsch ihrer Herr war und sie fürchtete sich im Stillen. Sie hätte schließlich zur Besinnnug kommen und nachgeben müssen, aber sie verbarg ihre Furcht und zeigte sich eigensinniger, als früher. Sie (wie jede Gattin, so scheint mir) hatte ihre besondere Art und Weise mit Andreas Antonowitsch umzugehen, welche sie mehr als ein Mal erprobt und welche ihn schon oft bis zur Bewußtlosigkeit gebracht hatte. Dieselbe bestand in einem verächtlichen Schweigen auf eine Stunde, auf zwei, auf vierundzwanzig Stunden, — in einem Schweigen um jeden Preis, was er auch immer sprechen mochte, was er auch immer thun mochte, sogar wenn er auf das Fensterbrett gestiegen wäre, um sich aus der dritten Etage hinabzustürzen, eine für einen gefühlvollen Menschen unerträgliche Art und Weise. Wollte Julia Michailowna ihren Gatten wegen seiner Verstöße in den letzten Tagen oder wegen seines eifersüchtigen Neides auf ihre Fähigkeiten in der Verwaltung bestrafen; war sie unwillig darüber, daß er ihren Verkehr mit den jungen Leuten und unserer ganzen Gesellschaft kritisirte, ohne ein Verständniß

für ihre feinen und weitsichtigen politischen Ziele zu haben; zürnte sie ihm wegen seiner grund- und sinnlosen Eifersucht auf Peter Stephanowitsch, — mochte dem sein, wie ihm wolle, aber sie war entschlossen auch jetzt nicht nachzugeben, ungeachtet der dritten Stunde in der Nacht und der von ihr noch niemals bemerkten Aufregung Andreas Antonowitsch's. Indem er außer sich, auf den Teppichen ihres Boudoirs auf und ab und nach allen Richtungen herum ging, setzte er ihr Alles, Alles auseinander, allerdings ohne jeden Zusammenhang, aber dafür Alles, was in ihm kochte, denn — ‚es wäre schon zu weit gekommen.‘ Er begannn damit, daß Alle über ihn lachten und ihn an der Nase herumführten., „Lachen Sie meinetwegen über den Ausdruck!“ sagte er sogleich mit einem gewissen erregten Tone, als er ihr Lächeln bemerkte, „ja ‚an der Nase,‘ aber es ist wahr! . . . Nein, meine Gnädige, der Augenblick ist gekommen; wissen Sie, jetzt ist keine Veranlassung zum Lachen und zu weiblicher Koketterie vorhanden. Wir sind nicht in dem Boudoir einer gezierten Dame, und nicht zwei übersinnliche Wesen, welche in einem Luftballon sich begegnen, um sich die Wahrheit zu sagen.“ (Er war verwirrt und fand nicht die treffenden Ausdrücke für seine übrigens richtigen Gedanken.) „Sie, meine Gnädige, nur Sie sind es gewesen, welche mich aus meiner früheren Lage herausgebracht, ich habe diese Stellung nur Ihretwegen, Ihres Ehrgeizes wegen angenommen“ . . . Sie lächelte sarkastisch . . . „Triumphiren Sie nicht, eilen Sie nicht. Wissen Sie, meine Gnädige, wissen Sie, daß ich im Stande wäre und es verstände, mit dieser Stellung fertig zu werden, und nicht nur mit ihr, sondern mit zehn solcher Stellungen, denn ich habe Fähigkeiten; aber mit Ihnen zusammen, meine Gnädige, unter Ihren Augen — kann ich ihrer nicht Herr sein; denn unter Ihren Augen habe ich keine Fähigkeiten. Zwei Mittelpunkte können nicht existiren, aber Sie haben zwei eingeführt, — den einen bei mir, den andern bei sich in Ihrem Boudoir, — zwei Mittelpunkte der Gewalt, meine Gnädige,

werde ich niemals erlauben!! Im Dienst, wie in der Ehe, giebt es nur einen Mittelpunkt, zwei sind unmöglich . . . Womit haben Sie mir vergolten?“ sprach er weiter, „unsere Ehe hat nur darin bestanden, daß Sie die ganze Zeit über mir nachgewiesen, ich sei unbedeutend, dumm und sogar gemein, und daß ich die ganze Zeit über allstündlich und in unwürdiger Weise genöthigt gewesen bin, Ihnen zu beweisen, daß ich nicht unbedeutend und durchaus nicht dumm bin und Alle durch meinen Edelsinn in Erstaunen setze, — nun, ist dies nicht für beide Theile entwürdigend?“ Bei diesen Worten begann er oft und schnell mit beiden Füßen auf den Teppich aufzustampfen, so daß Julia Michailowna genöthigt war sich mit ernster Würde zu erheben. Er wurde schnell ruhig, verfiel aber dafür in Sentimentalität und in Schluchzen, indem er sich an die Brust schlug und über das tiefe Schweigen Julia Michailowna's immer mehr und mehr außer sich gerieth. Schließlich schoß er einen entschiedenen Bock, indem er erklärte, daß er auf sie wegen Peter Stephanowitsch eifersüchtig sei. Im Bewußtsein, über die Maßen dumm gewesen zu sein, brauste er bis zur Wuth auf und schrie, daß er nicht erlaube, „Gott zu leugnen“, daß er ihren „gottlosen Salon“ fortjagen werde, daß das Stadtoberhaupt an Gott glauben müsse, und daher auch seine Frau, und daß er die jungen Leute nicht dulden werde; „Sie selber, meine Gnädige, müßten aus eigener Würde auf Ihren Mann halten, seinen Verstand vertheidigen, sogar wenn er nur geringe Fähigkeiten hätte (und ich habe durchaus nicht nur geringe Fähigkeiten!) während grade Sie die Ursache sind, daß mich Alle hier verachten, und grade Sie Alle in diese Stimmung wider mich versetzt haben!“ . . . Er schrie, daß er die Frauenfrage vernichten, diesen Geist ausräuchern, das dumme Subskriptionsfest zum Besten der Lehrerinnen (der Teufel hole sie) morgen verbieten und vereiteln werde; daß er die erste Lehrerin, welche sich sehen lassen würde, morgen früh ‚durch einen Kosaken‘ aus dem Gouvernement fort-

jagen lassen werde. „Ich habe es mir reiflich überlegt!“ schrie er in wüthendem Tone. „Wissen Sie, wissen Sie,“ „daß Ihre Taugenichtse die Leute in der Fabrik aufwiegeln und daß mir dies bekannt ist? Wissen Sie, daß sie absichtlich Proklamationen verbreiten, ab—sicht—lich? Wissen Sie, daß mir die Namen von vier Taugenichtsen bekannt sind und daß ich den Verstand verlieren werde, ihn sicherlich verlieren werde!!! . . .“ Aber da unterbrach Julia Michailowna plötzlich ihr Schweigen und erklärte ernst, daß sie selber schon lange von verbrecherischen Plänen wisse und daß dies alles Dummheit sei, daß er es viel zu ernst nehme und daß was die ausgelassenen Burschen anbeträfe, sie nicht nur jene vier, sondern alle kenne, (sie log); daß sie aber deshalb durchaus nicht beabsichtige den Verstand zu verlieren, im Gegentheil noch mehr an ihren Verstand glaube und Alles zu einem harmonischen Ende zu bringen hoffe; nämlich die jungen Leute zu ermuthigen, sie auf vernünftige Gedanken zu bringen, plötz- und unerwartet ihnen zu beweisen, daß ihre Pläne bekannt seien, und sodann ihnen neue Ziele für eine vernünftige und bessere Thätigkeit zu zeigen. O, wie wurde in diesem Augenblicke dem Andreas Antonowitsch zu Muth! Als er erfahren hatte, daß Peter Stephanowitsch ihn wiederum betrogen und in so grober Weise zum Besten gehabt hatte, daß er ihr bei weitem mehr und eher als ihm entdeckt hatte, und daß schließlich vielleicht Peter Stephanowitsch selber der Haupturheber aller verbrecherischen Pläne war, gerieth er in Wuth: „Wisse, unvernünftiges aber giftiges Weib,“ schrie er, indem er mit einem Male sich über Alles hinwegsetzte, „wisse, daß ich Deinen unwürdigen Liebhaber sogleich arretiren und in Ketten legen lassen und auf die Festung schicken werde, — oder hier vor Deinen Augen selbst sofort aus dem Fenster springen werde!“ Auf diese Tirade brach Julia Michailowna, vor Wuth grün im Gesicht, sofort in ein lautes Gelächter in den verschiedensten Modulationen aus, grade

so wie auf einen französischem Theater eine für hunderttausend Franken verschriebene Pariser Schauspielerin, welche die Kokette spielt, dem Manne in's Gesicht lacht, welcher auf sie eifersüchtig zu sein wagt. Von Lembke eilte nach dem Fenster, aber plötzlich blieb er wie eine Bildsäule stehen, legte die Hände auf die Brust und sah bleich wie ein Todter mit einem Unglück verkündenden Blicke die Lachende an: „Weißt Du, weißt Du, Julia . . .“ sprach er schwer athmend, mit flehender Stimme: „weißt Du, daß ich Etwas thun kann?“ Aber bei dem neuen, noch stärkeren Ausbruch von Gelächter, welcher seinen letzten Worten folgte, biß er die Zähne zusammen, stöhnte und stürzte sich plötzlich — nicht nach dem Fenster — sondern mit hoch erhobener Faust auf seine Gemahlin! Er ließ die Faust nicht niederfallen, „nein, bei Leibe nicht;“ aber dafür verschwand er auf der Stelle. Er eilte mit leisen Schritten in sein Arbeitszimmer, warf sich angezogen wie er war, mit dem Gesicht auf das zurecht gemachte Bett, vergrub seinen Kopf in das Kissen und lag zwei Stunden so da — ohne Schlaf, ohne Ueberlegung, mit einem Steine auf dem Herzen und mit dumpfer, nicht zu bewältigender Verzweiflung in der Seele. Bisweilen zitterte er vor Seelenpein krampfthaft am ganzen Körper. Es kamen ihm verschiedene zusammenhangslose und durchaus gleichgültige Dinge in's Gedächtniß; bald dachte er zum Beispiel an die alte Wanduhr, welche er vor fünfzehn Jahren in Petersburg gekauft, und von welcher der Minutenzeiger abgefallen war, bald an den munteren Beamten Millois, und wie sie beide im Alexanderpark einmal einen Sperling gefangen und nach dem Fange mit einem durch den ganzen Park schallenden Gelächter sich daran erinnert hatten, daß der eine von ihnen schon Kollegienassessor sei. Ich glaube er schlief um sieben Uhr Morgens, ohne es zu bemerken, ein, er schlief ruhig und hatte die besten Träume. Als er um ungefähr zehn Uhr erwachte, sprang er plötzlich aus dem Bett, erinnerte sich mit einem Male an Alles und schlug sich fest mit

der flachen Hand vor die Stirn; er nahm kein Frühstück zu sich, ließ weder Blümer vor, noch den Polizeimeister, noch den Beamten welcher ihn daran erinnern wollte, daß die Mitglieder der —schen Versammlung ihren Vorsitzenden diesen Morgen erwarteten, er hörte auf nichts und wollte nichts verstehen, lief vielmehr wie besessen nach der von Julia Michailowna bewohnten Quartierhälfte. Dort erklärte ihm Sophia Antropowna, eine alte adelige Dame, welche schon lange bei Julia Michailowna lebte, daß diese bereits um zehn Uhr mit einer großen Gesellschaft, in drei Equipagen, zu Barbara Petrowna Stawrogin nach Skworeschniki gefahren sei, um die dortigen Lokalitäten, welche für das künftige, zweite, in vierzehn Tagen beabsichtigte Fest bestimmt seien, anzusehen und daß dies schon vor drei Tagen mit Barbara Petrowna verabredet worden sei. Betroffen von der Nachricht kehrte Andreas Antonowitsch in sein Arbeitszimmer zurück und befahl ungestüm, die Pferde anzuspannen. Er konnte es kaum erwarten. Seine Seele verlangte nach Julia Michailowna, er wollte sie nur einmal ansehen, nur fünf Minuten in ihrer Nähe sein; vielleicht würde sie ihm einen Blick zuwerfen, ihn bemerken, wie früher lächeln, und ihm verzeihen! „Wie ist's mit den Pferden?“ fragte er. Mechanisch schlug er ein auf dem Tische liegendes dickes Buch auf, (bisweilen befragte er auf diese Weise ein Buch, indem er es auf gut Glück aufschlug und auf der rechten Seite die obersten drei Zeilen las). Er traf auf die Stelle: „Tout est pour le mieux dans le meilleur des mondes possibles.“ Voltaire, Candide. Er spuckte aus und eilte, sich in den Wagen zu setzen. „Nach Skworeschniki!“ Der Kutscher hat erzählt, daß der Herr den ganzen Weg hätte jagen lassen, aber sofort nach dem er in die Nähe des herrschaftlichen Hauses gekommen wäre, befohlen hätte, umzukehren und wiederum nach der Stadt zu fahren: „Schneller, ich bitte Dich, schneller!“ „Bevor wir zum Stadtwall gekommen waren, befahlen sie mir, wiederum zu halten, stiegen aus der Equipage und gingen über den Weg auf ein

Feld, ich dachte, es geschehe eines Unwohlseins halber, aber sie blieben stehen und fingen an Blumen zu betrachten, und so standen sie eine gewisse Zeit, es war wirklich wunderbar, ich war damals schon recht im Zweifel.“ So hat später der Kutscher erklärt. Ich erinnere mich des Wetters an diesem Morgen, es war ein kalter und klarer aber windiger Septembertag, vor dem über den Weg gegangenen Andreas Antonowitsch breitete sich die öde Landschaft kahler Felder aus, deren Getreide schon längst eingeerntet war; der wehende Wind schaukelte die kümmerlichen Reste abgestorbener, gelber Blumen . . . Wollte er sich und sein Geschick mit welken und durch den Herbst und Frost eingegangenen Blumen vergleichen? Ich glaube nicht. Mit Bestimmtheit glaube ich sogar, daß er sich überhaupt an nichts bei den Blumen erinnerte, trotz der Erklärungen des Kutschers und des in demselben Augenblicke in der Droschke des Polizeiministers angekommenen Bezirkskommissars, welcher später behauptet hat, daß er wirklich seinen Vorgesetzten mit einem Busch gelber Blumen in der Hand angetroffen habe. Dieser Polizeikommissar, ein Exekutivbeamter mit Leib und Seele, Namens Waßili Iwanowitsch Flibustierow, war noch nicht lange in unserer Stadt, hatte sich aber bereits durch seinen maßlosen Eifer, durch seine gewissermaßen lauernde Bereitwilligkeit für alle Gelegenheiten exekutiver Thätigkeit und durch einen angeborenen taumeligen Zustand ausgezeichnet und einen Namen gemacht. Aus der Droschke gesprungen und bei dem Anblicke der Beschäftigung seines Vorgesetzten nicht wenig verblüfft, meldete er, mit einer verblüfften aber überzeugten Miene, ohne Weiteres, daß es in der Stadt nicht ruhig sei.

„Ach? Wer?“ wandte sich Andreas Antonowitsch zu ihm, mit einem strengen Gesicht, aber ohne das mindeste Erstaunen oder irgend eine Erinnerung an die Kalesche und den Kutscher, als ob er zu Hause im Arbeitszimmer wäre.

„Der Kommissar des ersten Bezirks Flibustierow, Euer Excellenz.. In der Stadt ist Aufruhr.“

„Flibustier?“ fragte nachdenklich Andreas Antonowitsch. —

„So ist es, Euer Excellenz. Die Schpigulin’schen sind in Aufruhr.“

„Die Schpigulinschen?“

Bei dem Namen „die Schpigulinschen“ schien ihm Etwas einzufallen. Er zitterte sogar einen Augenblick und legte den Finger an die Stirn: „die Schpigulinschen!“ Schweigend, aber noch immer nachdenklich ging er ohne sich zu beeilen, nach der Kalesche, stieg ein und befahl in die Stadt zu fahren. Der Kommissar folgte ihm in der Droschke.

Ich glaube, daß er sich unterwegs viele sehr interessante Dinge der verschiedensten Art unklar vorstellte, aber schwerlich eine feste Idee oder eine bestimmte Absicht hatte, als er auf den Platz vor dem Gouverneur-Gebäude kam. Aber kaum sah er die in Ordnung und fest dastehende Schaar von ‚Aufrührern‘, die Kette von Polizisten, den kraftlosen (und vielleicht absichtlich kraftlosen) Polizeimeister und die allgemein auf ihn gerichtete Erwartung, als auch alles Blut ihm nach dem Herzen schoß. Blaß stieg er aus der Kalesche.

„Die Mützen herunter!“ befahl er kaum hörbar und schwer athmend. „Auf die Kniee!“ rief er unerwartet, unerwartet für sich selber, und gerade in dieser Plötzlichkeit lag auch vielleicht die ganze folgende Entwickelung der Sache. Es geschah dies, wie es auf Rutschbergen in der Fastnachtswoche zugeht; ist es möglich, daß der herabsausende Schlitten in der Mitte des Rutschberges anhält? Andreas Antonowitsch hatte sich sein ganzes Leben lang durch Selbstbeherrschung ausgezeichnet, niemals Jemanden angeschrieen und niemals mit den Füßen gestampft; aber solche Menschen werden um so gefährlicher, wenn ihr Schlitten zufällig einmal den Berg hinabge-

rissen wird. Alles drehte sich vor seinen Augen im Kreise. —

„Flibustier!“ schrie er noch wüthender, und seine Stimme versagte ihm. Er stand da ohne zu wissen, was er zu thun habe, aber doch sich bewußt und mit seinem ganzen Wesen empfindend, daß er jedenfalls sogleich Etwas thun müsse.

„O, Gott!“ hörte man aus dem Haufen. Ein Bursche bekreuzigte sich; drei, vier Mann wollten wirklich niederknieen, aber die übrigen bewegten sich in ihrer ganzen Masse an drei Schritt vorwärts, und plötzlich schrieen Alle mit einem Male: „Euer Excellenz . . . man hat uns zu vierzig Kopeken pro Mann gemiethet . . . der Fabriksleiter . . . Du darfst nicht sprechen“ u. s. w. u. s. w. Es war unmöglich Etwas zu verstehen.

O weh! Andreas Antonowitsch konnte nichts verstehen, er hatte die Blumen noch in der Hand. Ein Aufruhr war ihm so klar, wie soeben Kibitken dem Stephan Trofimowitsch klar gewesen. Und zwischen den ihn anstarrenden Aufrührern bewegte sich vor seinem geistigen Auge deren „Aufwiegler“ Peter Stephanowitsch, welcher seit dem gestrigen Tage ihn auch nicht einen Augenblick verlassen hatte — Peter Stephanowitsch, der von ihm gehaßte Peter Stephanowitsch . . .

„Ruthen!“ schrie er noch unerwarteter.

Ein Schweigen des Todes trat ein.

So also ist es im Anfange, nach den genauesten Nachrichten und nach meinen Vermuthungen zugegangen. Aber die weiteren Nachrichten sind ebenso wenig genau wie meine ferneren Muthmaßungen . . . Uebrigens hat man einige Thatsachen.

Erstens erschienen die Ruthen übermäßig schnell; ersichtlicherweise waren sie von dem gern peitschenden Polizeimeister in Bereitschaft gehalten worden. Gestraft wurden übrigens im Ganzen nur zwei Mann, ich glaube nicht, daß es drei gewesen sind; das behaupte ich bestimmt. Die reine Erfindung ist es, daß alle oder mindestens die

Hälfte der Leute bestraft worden. Albern ist auch die Behauptung, daß eine vorübergehende arme, aber adlige Dame gefaßt und aus irgend einem Grunde gepeitscht worden, und doch habe ich selbst von dieser Dame später in einer Korrespondenz einer Petersburger Zeitung gelesen. Viele haben bei uns von einer auf dem Kirchhofe wohnenden Armenhäuslerin Awdotja Petrowna Tarapygin, erzählt, daß sie bei ihrer Rückkehr von einem Besuch und auf dem Gange nach ihrem Armenhause, sich auf dem Platze aus natürlicher Neugierde unter die Zuschauer gedrängt und beim Anblick des Vorganges ausgerufen: „Das ist eine Schmach“ und ausgespuckt hätte. Dafür wäre sie gefaßt und ebenfalls „zum Rapport verlangt worden“. Dies ist nicht nur gedruckt worden, man hat sogar bei uns in der Stadt sogleich für sie eine Subskription eröffnet. Ich selbst habe zwanzig Kopeken gezeichnet. Und wie war es in Wirklichkeit? Es erweist sich jetzt, daß eine solche Armenhäuslerin Tarapygin bei uns überhaupt nicht existirt! Ich selbst bin, um mich zu erkundigen, in das Armenhaus auf dem Kirchhofe gegangen; dort war eine Tarapygin vollständig unbekannt und überdies fühlte man sich sehr beleidigt, als ich von dem herumlaufenden Gerüchte erzählte. Ich erwähne dieser nicht vorhandenen Awdotja Petrowna besonders deshalb, weil mit Stephan Trofimowitsch fast dasselbe wie mit ihr geschehen wäre, wenn sie wirklich existirt hätte; möglicherweise ist er sogar die Veranlassung zu diesem ganzen dummen Gerücht von einer Tarapygin gewesen, das heißt ist einfach in der weiteren Entwickelung der Klätscherei zu einer Tarapygin gemacht worden. Vor Allem begreife ich nicht, wie er von mir fortschlüpfen konnte, als wir beide kaum auf den Platz gekommen waren. Da ich etwas Schlimmeres ahnte, wollte ich ihn um den Platz herum direkt zur Außentreppe des Gouvernementsgebäudes führen, war aber selbst neugierig und blieb auf eine Minute stehen, um den ersten Besten zu fragen, und plötzlich sehe ich Stephan Trofimowitsch nicht

mehr an meiner Seite. Instinktmäßig eilte ich ihn an der gefährlichsten Stelle zu suchen; es ahnte mir, daß sein Schlitten einen Rutschberg hinabsauste. Und wirklich fand ich ihn gerade im Mittelpunkte des Ereignisses. Ich erinnere mich, daß ich ihn an der Hand faßte; aber ruhig und stolz sah er mich mit unbeschreiblicher Würde an.

„Cher," sprach er mit einer Stimme, in welcher eine zerrissene Saite zitterte, „wenn Alle hier auf dem Platze vor unseren Augen so unzeremoniös schalten und walten, was läßt sich da blos von „diesem" erwarten . . . wenn es sich trifft, daß er selbstständig handeln kann."

Zitternd vor Unwillen und mit dem allzu lebhaften Wunsche herauszufordern wies er mit seinem drohenden anklagenden Finger auf den zwei Schritt entfernt stehenden und uns anstierenden Flibustierow hin.

„Diesem!" schrie der, daß einem Hören und Sehen verging. „Wer ist „dieser?" „Und wer bist Du?" er trat mit geballter Faust näher. „Wer bist Du?" brüllte er wüthend und voller Erregung (ich bemerke, daß er Stephan Trofimowitsch dem Ansehen nach sehr gut kannte). Noch einen Augenblick, und er würde ihn sicherlich am Kragen gepackt haben; aber zum Glück wandte Lembke auf das Geschrei den Kopf um. Mit Unschlüssigkeit aber aufmerksam sah er Stephan Trofimowitsch an, als wenn er an Etwas dächte, und machte plötzlich ungeduldig eine abwehrende Handbewegung. Flibustierow schwieg. Ich zog Stephan Trofimowitsch aus der Menge. Uebrigens wollte er vielleicht selbst schon längst verschwinden.

„Nach Hause, nach Hause!" so drang ich ihn, „wenn man Sie nicht geschlagen hat, so verdanken Sie es nur Lembke."

„Gehen Sie, mein Freund, ich thue Unrecht Sie mit hinein zu ziehen. Sie haben eine Zukunft und Ihre Karriere vor sich, aber ich — mon heure a sonné."

Er ging fest die Außentreppe des Gouvernementsgebäudes hinauf. Der Portier kannte mich. Ich erklärte,

daß wir beide zu Julia Michailowna wollten. Im Empfangssalon setzen wir uns nieder und warteten. Ich wollte meinen Freund nicht verlassen, hielt es aber für überflüssig, ihm noch Etwas zu sagen. Er hatte das Aussehen eines Menschen, welcher sich dem Tode für das Vaterland geweiht hat. Wir hatten uns nicht neben einander gesetzt, sondern in verschiedene Ecken, ich näher an der Eingangsthür, er gerade entgegengesetzt, nachdenklich den Kopf gesenkt und beide Hände leicht auf den Stock gestützt. Seinen breitkrämpigen Hut hielt er in der linken Hand. Wir saßen an zehn Minuten so da.

II.

Lembke trat plötzlich mit schnellen Schritten in Begleitung des Polizeimeisters ein, sah uns zerstreut an und wollte ohne uns weitere Aufmerksamkeit zu schenken, rechts in sein Arbeitszimmer gehen; aber Stephan Trofimowitsch stellte sich vor ihn und versperrte ihm den Weg. Stephan Trofimowitsch's große, anderen durchaus unähnliche Gestalt brachte Eindruck hervor; Lembke blieb stehen.

„Wer ist dies?“ brummte er unschlüssig, indem er den Polizeimeister zu fragen schien, ohne übrigens im mindesten den Kopf nach ihm hinzuwenden, da er Stephan Trofimowitsch fortwährend ansah.

„Der verabschiedete Kollegienassessor Stephan Trofimowitsch Werchowenßki, Euer Excellenz,“ antwortete Stephan Trofimowitsch, indem er mit Würde den Kopf etwas senkte. Seine Excellenz fuhr fort ihn aufmerksam, übrigens mit einem sehr stumpfsinnigen Blicke, anzusehen.

„Worüber?“ und er wandte mit dem Lakonismus eines höheren Beamten mürrisch und ungeduldig sein Ohr dem Stephan Trofimowitsch zu, welchen er schließlich für einen mit einem schriftlichen Anliegen gekommenen Bittsteller hielt.

„Ich bin heute einer Haussuchung durch einen im Namen Eurer Excellenz handelnden Beamten unterworfen worden; daher wünschte ich . . ."

„Der Name? Name?" fragte ungeduldig Lembke, als wenn er plötzlich Etwas erriethe. Stephan Trofimowitsch wiederholte noch würdevoller seinen Namen.

„Ah—ah—ah! Das . . . das ist die Pflanzstätte . . . Verehrter Herr, Sie haben sich von einem solchen Gesichtspunkte aus gezeigt . . . Sie sind Professor? Professor?"

„Ich hatte früher die Ehre einige Vorlesungen der Jugend der —schen Universität zu halten."

„Der Ju—gend!" Lembke schien plötzlich zu zittern, obwohl ich wette, daß er noch wenig begriff wovon die Rede war und vielleicht sogar mit wem er sprach.

„Ich verehrter Herr, werde dies nicht gestatten," er wurde plötzlich sehr aufgebracht. „Ich will von der Jugend nichts wissen. Von ihr gehen die Proklamationen aus, von ihr das Attentat gegen die Gesellschaft, verehrter Herr, Seeräuberei, Flibustierthum . . . Welche Bitte belieben Sie zu haben?"

„Im Gegentheil, Ihre Gemahlin hat mich gebeten, morgen an ihrem Feste Etwas zu lesen. Ich bitte nicht, ich bin gekommen mein Recht zu verlangen . . ."

„Am Feste? Es wird kein Fest gegeben. Ich werde Ihr Fest nicht gestatten! zu lesen? zu lesen?" schrie er wüthend.

„Ich würde sehr bitten, daß Sie mit mir höflicher sprächen, Euer Excellenz, nicht mit den Füßen aufstampfen und mich nicht wie einen Knaben anschreien."

„Begreifen Sie vielleicht mit wem Sie sprechen?" Lembke erröthete.

„Vollständig, Euer Excellenz."

„Ich bin der Schutz der Gesellschaft und Sie zerstören sie. Sie zerstören sie! . . Uebrigens erinnere mich Ihrer: sind Sie es, der Erzieher im Hause der Generalin Stawrogin gewesen ist?"

„Ja, ich bin Erzieher gewesen . . . im Hause der Generalin Stawrogin.“

„Und im Verlauf von zwanzig Jahren haben Sie eine Pflanzstätte für alles das geschaffen, was sich jetzt angehäuft hat . . . Alles ist Ihre Frucht. Ich glaube, ich habe Sie soeben auf dem Platze gesehen. Aber nehmen Sie sich in Acht, verehrter Herr, nehmen Sie sich in Acht; Ihre Gedankenrichtung ist bekannt. Seien Sie versichert, daß ich Sie im Auge habe. Ich, verehrter Herr, kann Ihre Lektionen nicht gestatten, kann es nicht. Mit solcher Bitte wenden Sie sich nicht an mich.“

Er wollte wiederum an ihm vorbeigehen.

„Ich wiederhole, daß Sie sich zu irren belieben, Euer Excellenz: Ihre Gemahlin ist es, welche mich gebeten hat zu lesen und zwar keine Lektion, sondern etwas Litterarisches am morgigen Feste. Aber ich weigere mich jetzt selber zu lesen. Meine ergebenste Bitte ist, mir, wenn es möglich ist, zu erklären, auf welche Weise, weshalb und warum ich heute einer Haussuchung unterworfen gewesen bin. Man hat mir einige Bücher, Papiere und für mich werthvolle Privatbriefe fortgenommen und sie in einen Karren durch die Stadt gefahren . . .“

„Wer hat nachgesucht?“ Lembke fuhr plötzlich zusammen, kam vollständig zur Besinnung und wurde über und über roth. Er drehte sich schnell zum Polizeimeister um. In diesem Augenblicke erschien die gebückte, lange, unbehülfliche Gestalt Blümer an der Thür.

„Dieser Beamte da,“ Stephan Trofimowitsch zeigte auf ihn. Blümer trat mit einer schuldigen, aber durchaus nicht ergebenen Miene vorwärts.

„Vous ne faites que des bêtises,“ warf ihm unwillig und gallig Lembke in's Gesicht und schien sich plötzlich zu verwandeln und mit einem Male in sich zu gehen.

„Entschuldigen Sie . . .“ flüsterte er in außerordentlicher Verlegenheit und roth bis über die Stirn, „dies alles . . . alles dies war wahrscheinlich nur Ungeschicklich-

keit, ein Mißverständniß ... nur ein Mißverständniß."

„Euer Excellenz," bemerkte Stephan Trofimowitsch, „in meiner Jugend bin ich Zeuge eines charakteristischen Vorfalles gewesen. Einmal trat Jemand im Korridor des Theaters schnell an einem Anderen heran und gab ihm vor dem ganzen Publikum eine schallende Ohrfeige. Als er sofort sah, daß das geschlagene Gesicht durchaus nicht dasjenige war, welchem die Ohrfeige bestimmt gewesen, vielmehr ein anderes, welches nur eine gewisse Aehnlichkeit mit jenem hatte, sprach er zornig und eilig, wie ein Mensch, welcher seine goldene Zeit nicht zu verlieren hat, grade so wie jetzt Euer Excellenz: „Ich habe mich geirrt ... entschuldigen Sie ... dies war ein Mißverständniß, nur ein Mißverständniß." Und als der Beleidigte sich nicht beruhigte und Lärm erhob, bemerkte ihm jener mit außerordentlichem Unwillen: „Ich sage Ihnen ja, daß dies ein Mißverständniß war, weshalb lärmen Sie noch?"

„Das ... das ist allerdings sehr lächerlich ..." Lembke lächelte verzerrt, „aber ... aber sehen Sie denn nicht, wie unglücklich ich selbst bin?"

Er schrie fast auf und ... wollte, wie mir schien, das Gesicht mit den Händen bedecken.

Dieses unerwartete krankhafte Aufschreien fast Schluchzen, war unerträglich. Dies war wahrscheinlich seit dem gestrigen Tage der erste Augenblick des vollständigen, klaren Bewußtseins von allem Vorgegangenen — und einer sogleich darauf folgenden vollständigen, erniedrigenden nicht zu bewältigenden Verzweiflung, noch einen Augenblick, und er würde vielleicht in ein im ganzen Saale hörbares Schluchzen ausgebrochen sein. Stephan Trofimowitsch hatte ihn anfänglich in zorniger Aufregung angesehen, dann senkte er plötzlich den Kopf und sprach mit einer von tiefem Gefühl durchdrungenen Stimme:

„Euer Excellenz, beunruhigen Sie sich nicht mehr wegen meiner streitsüchtigen Beschwerde und lassen Sie mir nur meine Bücher und Briefe zurückstellen ..."

Er wurde unterbrochen. In demselben Augenblicke

kehrte Julia Michailowna mit der ganzen Gesellschaft, welche sie begleitet hatte, zurück. Aber hiervon möchte ich eine möglichst genaue Beschreibung geben.

III.

Zunächst traten sämmtliche Insassen von allen drei Equipagen mit einem Male in das Empfangszimmer. Der Eingang zu den Zimmern Julia Michailownas war separat, direkt von der Außentreppe aus, linker Hand; aber dieses Mal gingen Alle durch den Salon, und ich glaube grade deshalb, weil sich in ihm Stephan Trofimowitsch befand und der ganze Vorfall mit ihm, ebenso wie die ganze Geschichte mit den Schpigulinschen Arbeiten, Julia Michailowna bereits bei der Einfahrt in die Stadt zu Ohren gekommen war. Der Erzähler war Ljamschin gewesen, welcher, wegen eines Verstoßes zu Hause gelassen, an der Ausfahrt nicht Theil genommen und auf diese Weise früher als jeder Alles erfahren hatte. Mit boshafter Freude war er auf einer gemietheten Kosakenmähre schleunigst den Weg nach Skworeschniki entlang geritten, um die zurückkehrende Kavalkade mit den heiteren Nachrichten zu begrüßen. Ich glaube, daß Julia Michailowna als sie diese erstaunlichen Neuigkeiten hörte, trotz ihrer ganzen festen Entschlossenheit, doch ein wenig in Verwirrung gerieth, übrigens wahrscheinlicher Weise nur auf einen Augenblick. Die politische Seite der Frage zum Beispiel, konnte sie nicht in Besorgniß versetzen: Peter Stephanowitsch hatte ihr schon an vier Mal zu verstehen gegeben, daß die frechen Schpigulinschen Arbeiter alle durchgepeitscht werden müßten, und er war seit einiger Zeit wirklich für sie eine außerordentliche Autorität geworden. „Aber ... immerhin wird er mir das bezahlen“ dachte sie bei sich, wobei sich das „er“ auf ihren Gatten bezog. Ich bemerke flüchtig, daß Peter Stephanowitsch

diesmal an der allgemeinen Ausfahrt, wie es schien absichtlich, nicht Theil genommen und ihn vom Morgen ab Niemand gesehen hatte. Ich muß auch noch bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß Barbara Petrowna, welche die Gäste bei sich aufgenommen, zusammen mit ihnen (und zwar in ein und demselben Wagen mit Julia Michailowna) nach der Stadt zurückkehrte, um an der letzten Sitzung des Komitee's für das morgige Fest bestimmt Theil zu nehmen. Sie mußten ebenfalls die durch Ljamschin über Stephan Trofimowitsch mitgetheilten Nachrichten interessiren, vielleicht sogar aufregen.

Die Abrechnung mit Andreas Antonowisch begann sofort. O weh, er merkte dies vom ersten Blicke ab auf seine Gemahlin. Mit offener Miene, mit einem bezaubernden Lächeln näherte sie sich schnell Stephan Trofimowitsch, reichte ihm die kleine, mit einem vorzüglichen Handschuhe bekleidete Hand und überschüttete ihn mit den schmeichelhaftesten Begrüßungen, — als wenn sie diesen ganzen Morgen über keine andere Sorge gehabt hätte, als schnell herbeizueilen und Stephan Trofimowitsch dafür auf's freundlichste zu behandeln, daß sie ihn endlich in ihrem Hause sehe. Sie machte nicht die geringste Anspielung auf die Haussuchung am Morgen, — sie that als ob sie noch nichts wüßte. Sie wechselte kein Wort, keinen Blick mit ihrem Manne, — als wenn er überhaupt nicht im Salon wäre. Nicht genug damit, sie nahm Stephan Trofimowitsch sogleich herrisch in Beschlag und führte ihn in's Gastzimmer — als wenn er mit Lembke keine Auseinandersetzungen gehabt und wenn er sie gehabt, ihre Fortsetzung sich nicht lohnte. Ich wiederhole nochmals, es scheint mir, daß Julia Michailowna trotz ihres ganzen Welttones in diesem Falle nochmals einen groben Verstoß begangen hat. Besonders half ihr dazu Karmasinow, welcher auf die besondere Bitte von Julia Michailowna an der Ausfahrt Theil genommen und auf diese Weise, obwohl mit einem sauern Gesichte, Barbara Petrowna endlich einen Besuch gemacht hatte,

worüber dieselbe in ihrer Schwachheit in vollständiges Entzücken gerathen war. Schon von der Thür aus, — er traf später als die Uebrigen ein, — schrie er auf, als er Stephan Trofimowitsch sah, eilte ihn zu umarmen, indem er sogar Julia Michailowna unterbrach.

„Wieviel Jahre, wieviel Winter! Endlich doch . . . Excellent ami.“

Er wollte sich mit ihm küssen uud streckte ihm natürlich die Wange hin. Der erschütterte Stephan Trofimowitsch war genöthigt, sie zu küssen.

„Cher,“ sagte er noch an demselben Abende zu mir, als er sich an den ganzen Tag erinnerte, „ich dachte in diesem Augenblicke: wer ist gemeiner von uns Beiden: er, welcher mich umarmt, um mich herabzuwürdigen, oder ich, der ich ihn und seine Wange verachte und sie küsse, obwohl ich es hätte unterlassen können? . . . pfui!“

„Nun, erzählen Sie, erzählen Sie Alles,“ begann langsam und lispelnd Karmasinow, als wenn man ihm so ohne Weiteres ein ganzes Leben von fünfundzwanzig Jahren erzählen könnte. Aber diese Art von Leichtfertigkeit gehörte zum „feinsten“ Tone.

„Erinnern Sie sich, daß wir uns das letzte Mal in Moskau, bei einem Diner zu Ehren Granowßki's gesehen haben und daß seitdem vierundzwanzig Jahre vergangen sind“ . . . begann sehr vernünftig (und daher nicht im „feinsten“ Tone) Stephan Trofimowitsch.

„Le cher homme,“ unterbrach ihn laut und familiär Karmasinow, indem er allzu freundschaftlich mit der Hand seine Schulter drückte, „ja, führen Sie uns nur schnell zu sich, Julia Michailowna, er wird sich dort setzen und Alles erzählen.“

„Und doch bin ich mit diesem reizbaren, alten Weibe niemals genau bekannt bewesen,“ setzte an demselben Abende Stephan Trofimowitsch sein Klagelied mir gegenüber fort, und zitterte dabei vor Entrüstung, „wir waren fast noch Jünglinge, und schon damals begann ich ihn zu hassen . . . grade so wie er auch mich, natürlicher Weise . . .“

Der Salon Julia Michailowna's füllte sich bald. Barbara Petrowna war in einem besonders aufgeregten Zustande, obwohl sie gleichgültig zu erscheinen suchte, aber ich bemerkte, wie sie zwei bis dreimal auf Karmasinow mit Haß und auf Stephan Trofimowitsch mit Zorn sah, — die zornigen Blicke gingen voraus, Eifersucht und Liebe lag ihnen zu Grunde, denn wenn Stephan Trofimowitsch diesmal Etwas versehen hätte und sich in Gegenwart Aller durch Karmasinow hätte verletzen lassen, so würde sie, scheint mir, augenblicklich aufgesprungen sein und ihn geschlagen haben. Ich habe vergessen zu sagen, daß auch Lisa da war, und noch niemals hatte ich sie froher, sorglos heiterer und glücklicher gesehen. Natürlich war auch Mauritius Nikolajewitsch anwesend. Sodann bemerkte ich in der Schaar der jungen Damen und der ziemlich liederlichen jungen Leute, welche die gewöhnliche Begleitung von Julia Michailowna bildeten und unter welchen diese Liederlichkeit als Fröhlichkeit, und wohlfeiler Cynismus als Verstand gilt, zwei bis drei neue Persönlichkeiten, nämlich einen fremden Polen, der sehr liebenswürdig that, einen deutschen Doktor, einen kräftigen, alten Mann, welcher laut und mit Vergnügen jeden Augenblick über seine eigenen Witze lachte, und schließlich einen jungen Fürsten aus Petersburg, eine automatische Gestalt, mit der würdevollen Haltung eines Staatsmannes und mit ungemein hohen Vatermördern. Aber es war ersichtlich, daß Julia Michailowna diesen Gast sehr schätzte und wegen ihrer Salongesellschaft in Unruhe war . . .

„Cher m—r Karmazinoff," sagte Stephan Trofimowitsch, indem er sich malerisch auf das Sopha setzte und plötzlich nicht schlechter als Karmasinow zu lispeln anfing, „Cher m—r Karmazinoff, das Leben eines Menschen, welcher unserer Generation, einer alten, angehört und welcher seine bestimmten Ueberzeugungen hat, muß sich trotz eines zwanzigjährigen Zwischenraumes als ein gleichförmiges darstellen . . ."

Der Deutsche fing laut und abgebrochen zu lachen,

gewissermaßen zu wiehern, an, indem er augenscheinlich glaubte, daß Stephan Trofimowitsch etwas schrecklich Dummes gesagt hätte. Der sah ihn mit ausdrucksvollem Erstaunen an, ohne übrigens eine Wirkung auf ihn hervorzubringen. Auch der Fürst sah den Deutschen an, nach welchem er sich mit seinen ganzen Vatermördern und mit aufgesetztem Nasenklemmer umgedreht hatte, obwohl ohne die mindeste Neugierde.

„Muß sich als ein gleichförmiges darstellen," wiederholte absichtlich Stephan Trofimowitsch, indem er jedes Wort so gemächlich wie möglich in die Länge zog. — „So war auch mein Leben während dieses ganzen Vierteljahrhunderts, et comme on trouve partout plus de moines que de raison, und weil ich damit vollständig einverstanden bin, so ist die Folge gewesen, daß ich dieses ganze Vierteljahrhundert . . ."

„C'est charmant, les moines," flüsterte Julia Michailowna, zu der neben ihr sitzenden Barbara Petrowna gewendet.

Barbara Petrowna antwortete mit einem stolzen Blicke. Karmasinow aber wurde durch den Erfolg der französischen Redensart höchst unangenehm berührt und unterbrach Stephan Trofimowitsch schnell und laut:

„Was mich anbetrifft, so bin ich in dieser Beziehung beruhigt und lebe jetzt schon das siebente Jahr in Karlsruhe. Als im vergangenen Jahre durch den Stadtrath vorgeschlagen wurde eine neue Wasserleitung zu legen, so habe ich aus vollstem Herzen gefühlt, daß diese Karlsruher Wasserleitungsfrage mir lieber und theurer ist als alle Fragen meines lieben Vaterlandes . . . für die ganze Zeit der sogenannten hiesigen Reformen."

„Ich bin genöthigt beizustimmen, obwohl nur ungern," seufzte Stephan Trofimowitsch, indem er vielsagend den Kopf hängen ließ.

Julia Michailowna triumphirte: das Gespräch wurde tiefsinnig und nahm eine bestimmte Richtung an.

„Eine Leitung zum Abfluß der Unreinigkeiten?“ erkundigte sich laut der Doktor.

„Eine Wasserleitung, Doktor, eine Wasserleitung, und ich habe Ihnen sogar damals geholfen ein Projekt zu entwerfen.“

Der Doktor wollte vor Lachen bersten. Nach ihm lachten Viele, aber ihm diesmal in's Gesicht, was er nicht bemerkte, womit er vielmehr sehr zufrieden war.

„Erlauben Sie mir Ihnen zu wiedersprechen, Karmasinow,“ mischte sich Julia Michailowna schnell in's Gespräch. „Karlsruhe mag ganz schön sein, aber Sie mystificiren gern, und wir glauben Ihnen diesmal nicht. Welcher russische Schriftsteller hat so viele der modernsten Typen dargestellt, so viele der modernsten Fragen gelöst, grade auf die Hauptpunkte hingewiesen, welche den Typus eines in der Gegenwart wirkenden Menschen bilden? Sie, nur Sie, und kein Anderer. Und da wollen Sie uns Ihre Gleichgültigkeit gegenüber dem Vaterlande und Ihr ungemeines Interesse für die Karlsruher Wasserleitung glauben machen! Ha, ha!“

„Ja, ich habe allerdings,“ lispelte Karmasinow, „in dem Typus des Pogoschew alle Fehler der Slawophilen, und in dem Typus des Nikodimow alle Fehler der Anhänger des Westens dargestellt . . .“

„Wären es nur alle gewesen!“ flüsterte leise Ljamschin.

„Aber ich habe dies gethan, nur um die zudringliche Zeit zu tödten und . . . um alle diese zudringlichen Wünsche meiner Landsleute zu befriedigen.“

„Ihnen ist wahrscheinlich bekannt, Stephan Trofimowitsch,“ fuhr Julia Michailowna triumphirend fort, „daß wir morgen den Genuß haben werden, eine vorzügliche Arbeit zu hören . . . einer der letzten, prächtigsten belletristischen Ergüsse Ssemen Jegorowytsch'? er heißt Merci. Er erklärt in dieser Pièce, daß er nicht mehr schreiben werde, es um nichts in der Welt thun werde, wenn auch ein Engel vom Himmel, oder, besser gesagt, die höhere Gesellschaft ihn bitten würde, seinen Entschluß zu ändern. Mit einem

Worte, er wird die Feder für sein ganzes Leben niederlegen, und dieses anmuthige Merci ist an das Publikum gerichtet als Ausdruck der Dankbarkeit für das beständige Entzücken, mit welchem es so viele Jahre seine beständige Arbeit im Dienste des ehrenhaften russischen Gedankens begleitet hat."

Julia Michailowna war auf der Spitze der Glückseligkeit.

„Ja, ich werde Abschied nehmen; ich werde mein Merci sagen und fortreisen, und dort . . . in Karlsruhe . . . werde ich meine Augen schließen," Karmasinow begann allmälig schwach zu werden.

Wie viele unserer großen Schriftsteller (und wir haben sehr viel große Schriftsteller) konnte er kein Lob ertragen, ohne sogleich schwach zu werden, trotz seines Scharfsinns. Aber ich glaube, daß dies verzeihlich ist. Man sagt, daß einem unserer Shakespeares in einer Privatunterhaltung grade so die Worte entschlüpft: „Es ist uns großen Männern, sozusagen unmöglich, anders zu denken" u. s. w.; ohne daß er dies überhaupt bemerkt hätte.

„Dort, in Karlsruhe, werde ich meine Augen schließen. Uns großen Männern bleibt, wenn sie ihr Werk gethan haben, nur übrig, schnell, ohne eine Belohnung zu suchen, die Augen zu schließen. Das werde auch ich thun."

„Geben Sie mir Ihre Adresse, und ich komme zu Ihnen nach Karlsruhe an Ihr Grab," bemerkte der Deutsche unmäßig lachend.

„Jetzt befördert man die Todten auch auf der Eisenbahn," rief unerwartet einer der unbedeutenden jungen Leute.

Ljamschin winselte nur so vor Entzücken. Julia Michailowna machte ein finsteres Gesicht. Nikolaus Wszewolodowitsch trat ein.

„Man hat mir ja gesagt, daß Sie auf das Polizeikommissariat gebracht worden?" sagte er laut, indem er sich zunächst an Stephan Trofimowitsch wendete.

„Nein, es handelte sich nur um eine Privatsache," entgegnete Stephan Trofimowitsch.

„Aber ich hoffe, daß sie nicht den mindesten Einfluß auf meine Bitte haben wird," ergriff Julia Michailowna wiederum das Wort, „ich hoffe, daß Sie ungeachtet dieser fatalen Unannehmlichkeit, von welcher ich bis jetzt keinen Begriff habe, unsere besten Erwartungen nicht täuschen werden und uns nicht des Genusses berauben werden, Ihre Vorlesung bei der litterarischen Morgenunterhaltung zu hören."

„Ich weiß nicht, ich bin jetzt . . ."

„Ich bin wirklich recht unglücklich, Barbara Petrowna . . . stellen Sie sich vor, grade zu der Zeit, da ich mich danach sehne, einen der bedeutendsten und unabhängigsten russischen Geister recht schnell persönlich kennen zu lernen, erklärt Stephan Trofimowitsch plötzlich seine Absicht, uns im Stich zu lassen."

„Das Lob ist so laut ausgesprochen worden, daß ich jedenfalls nicht hätte zuhören dürfen," übernahm Stephan Trofimowitsch die Erwiederung, „aber ich glaube nicht, daß meine geringe Persönlichkeit morgen für Ihr Fest so nothwendig ist. Uebrigens . . ."

„Ach, Sie verwöhnen ihn!" rief Peter Stephanowitsch, welcher schnell in's Zimmer gelaufen kam. „Kaum habe ich ihn umarmt, da giebt es auch eines Morgens plötzlich Haussuchung und Arrest; ein Polizeibeamter faßt ihn am Kragen, und jetzt wiegen ihn die Damen im Salon des Stadtoberhauptes ein! Ja, jetzt thut ihm jeder Knochen vor Entzücken weh; er hat im Schlaf noch von keinem solchen Benefiz geträumt. Jetzt wird er die Sozialisten zu denunziren anfangen!"

„Das kann nicht sein, Peter Stephanowitsch. Der Sozialismus ist ein zu großer Gedanke, als daß ihm Stephan Trofimowitsch nicht huldigen sollte," vertheidigte ihn energisch Julia Michailowna.

„Der Gedanke ist groß, aber seine Prediger sind nicht immer Riesen, et brisons la, mon cher," schloß Stephan

Trofimowitsch, zu seinem Sohne gewendet und sich in schöner Haltung vom Platze erhebend.

Aber da ereignete sich ein ganz unerwarteter Umstand. Von Lembke befand sich schon einige Zeit im Zimmer, aber Niemand schien ihn zu bemerken, obwohl Alle gesehen hatten, wie er eingetreten war. Von ihrer früheren Idee beherrscht hatte Julia Michailowna fortgefahren ihn zu ignoriren. Er hatte in der Nähe der Thür Platz genommen und finster, mit einer strengen Miene den Gesprächen zugehört. Als er die Andeutungen von den Ereignissen am Morgen hörte, hatte er sich in einer gewissen Unruhe umgedreht und den Fürsten, augenscheinlich frappirt durch dessen hervorstehenden, steif gestärkten Stehkragen, staar angesehen; dann hatte er plötzlich gezittert, als er Peter Stephanowitsch eiligst kommen sah und seine Stimme hörte, und kaum hatte Stephan Trofimowitsch seine Sentenz über die Sozialisten ausgesprochen, als er auch plötzlich an ihn heranging, unterwegs Ljamschin anstieß, welcher sogleich mit einer entrüsteten Bewegung und Verwunderung bei Seite sprang, indem er sich die Schulter rieb und that, als ob er erschrecklich schmerzhaft gestoßen worden wäre.

„Genug!" sprach von Lembke, indem er den erschrockenen Stephan Trofimowitsch fest bei der Hand ergriff und sie aus aller Kraft in der seinigen drückte. „Genug, die Flibustier unserer Zeit sind festgestellt. Kein Wort mehr. Maßregeln sind ergriffen . . ."

Er hatte laut, so daß man es im ganzen Zimmer hörte, gesprochen und mit Nachdruck geschlossen. Der hervorgebrachte Eindruck war peinlich. Alle empfanden ein drückendes Gefühl. Ich sah Julia Michailowna erbleichen. Die Wirkung endete mit einem komischen Zufall. Als Lembke erklärt hatte, daß Maßregeln getroffen, machte er eine kurze Wendung und wollte das Zimmer verlassen; aber beim zweiten Schritt stolperte er über den Teppich, neigte sich sehr nach vorn und wäre fast auf die Nase gefallen. Einen Augenblick blieb er stehen, sah sich die

Stelle an, über welche er gestolpert war und ging, nachdem er laut gesagt hatte: „Ist abzuändern“, zur Thür hinaus. Julia Michailowna eilte ihm nach. Mit ihrem Weggange erhob sich ein Lärm, in welchem es schwer war Etwas zu verstehen. Die Einen sagten, daß Lembke verstimmt, Andere, daß er „Anfällen unterworfen“ sei. Die Dritten zeigten mit dem Finger auf die Stirn; Ljamschin streckte in einer Ecke zwei Finger über die Stirn in die Höhe. Es wurden, selbstverständlich nur flüsternd, Anspielungen auf häusliche Scenen gemacht. Niemand griff nach dem Hut, Alle warteten vielmehr. Ich weiß nicht, was Julia Michailowna in der Zwischenzeit that, nach fünf Minuten aber kehrte sie zurück, indem sie sich aus allen Kräften bemühte ruhig zu erscheinen. Sie gab die ausweichende Antwort, daß Andreas Antonowitsch ein wenig aufgeregt sei, dies aber nichts zu bedeuten habe und schon seit seiner Kindheit mit ihm der Fall sei, daß sie es, „am allerbesten“ wisse, und daß das morgige Fest ihn jedenfalls erheitern werde. Dann folgten allerdings nur des Anstandes halber, noch einige schmeichelhafte Worte an Stephan Trofimowitsch, und schließlich die laute Einladung an die Mitglieder des Komitees schon jetzt sofort die Sitzung zu eröffnen. Erst da begannen die beim Komitee Unbetheiligten nach Hause zu gehen; aber die peinlichen Vorfälle dieses verhängnißvollen Morgens waren noch nicht zu Ende . . .

Schon in demselben Augenblicke, da Nikolaus Wßewolodowitsch eintrat, hatte ich bemerkt, daß Lisa schnell und aufmerksam ihn ansah und dann lange, dergestalt lange, daß es Aufmerksamkeit erregte, kein Auge von ihm verwandte. Ich hatte gesehen, wie Mauritius Nikolajewitsch sich rückwärts zu ihr beugte und ihr Etwas zuflüstern wollte, aber augenscheinlich seine Absicht änderte und sich schnell gerade richtete, indem er, als wenn er Etwas verbrochen, Alle ansah. Auch Nikolaus Wßewolodowitsch hatte Neugierde erregt: sein Gesicht war bleicher als gewöhnlich, und sein Blick außerordentlich zerstreut.

Nachdem er eingetreten, und seine flüchtige Frage an Stephan Trofimowitsch gerichtet hatte, schien er desselben augenblicklich zu vergessen, und vergaß auch an die Wirthin heranzugehen. Lisa hatte er kein einziges Mal angesehen, — nicht, weil er es nicht wollte, sondern weil er, wie ich behaupte, sie überhaupt nicht bemerkt hatte. Und plötzlich, nach dem Schweigen, welches auf Julia Michailowna's Aufforderung, ohne Zeitverlust die letzte Sitzung zu eröffnen, folgte, — plötzlich ließ sich die helle, absichtlich laute Stimme Lisa's hören. Sie rief Nikolaus Wßewolodowitsch.

„Nikolaus Wßewolodowitsch, ein Kapitän, Namens Lebjadkin, welcher sich ihren Verwandten, den Bruder Ihrer Frau nennt, schreibt mir immerfort unanständige Briefe und beklagt sich in ihnen über Sie, indem er vorgiebt mir gewisse Geheimnisse über Sie entdecken zu wollen. Wenn er in der That Ihr Verwandter ist, so verbieten Sie ihm mich zu beleidigen und befreien Sie mich von Unannehmlichkeiten."

Eine ernste Herausforderung ließ sich in diesen Worten hören, Alle begriffen dies. Die Beschuldigung war klar, obwohl vielleicht, für Lisa selbst erst in diesem Augenblick. Es war dem Falle ähnlich, wenn sich ein Mensch mit zugemachten Augen von einem Dache stürzt.

Aber Nikolaus Wßewolodowitsch's Antwort war noch wunderbarer.

Zunächst war schon das seltsam, daß er sich durchaus nicht wunderte und Lisa mit der ruhigsten Aufmerksamkeit anhörte. Keine Betroffenheit, kein Zorn drückte sich in seinem Gesichte aus. Einfach, fest, sogar mit der Miene vollständiger Bereitwilligkeit antwortete er auf die verhängnißvolle Frage:

„Ja, ich habe das Unglück, ein Verwandter dieses Menschen zu sein. Ich bin der Mann seiner Schwester, geborenen Lebjadkin, schon seit fünf Jahren. Seien Sie überzeugt, daß ich ihm Ihr Verlangen in der kürzesten

Zeit mittheilen werde, und ich stehe Ihnen dafür, daß er Sie nicht mehr beunruhigen wird.“

Niemals werde ich den Schrecken vergessen, welcher sich in Barbara Petrowna's Gesicht malte. Als ob von Sinnen stand sie vom Stuhle auf, indem sie wie zum Schutz, ihre rechte Hand vor sich erhob. Nikolaus Wßewolodowitsch sah sie, Lisa und die Zuschauer an und lächelte plötzlich mit einem grenzenlosen Hochmuth; ohne sich zu beeilen, verließ er das Zimmer. Alle sahen, wie Lisa vom Sopha aufsprang als Nikolaus Wßewolodowitsch sich umwandte, um fortzugehen, und wie sie eine offenbare Bewegung machte, ihm nachzueilen; aber sie beherrschte sich und unterließ es: ging vielmehr ruhig fort, ebenfalls ohne mit Jemand ein Wort oder einen Blick zu wechseln; selbstverständlich in Begleitung des hinter ihr herstürzenden Mauritius Nikolajewitsch. . . .

Des Lärms und der Reden in der Stadt an diesem Abende erwähne ich nicht erst. Barbara Petrowna schloß sich in ihrem Hause in der Stadt ein, während Nikolaus Wßewolodowitsch, wie man erzählt, ohne sich mit der Mutter getroffen zu haben, direkt nach Skworeschniki fuhr. Stephan Trofimowitsch schickte mich am Abende zu „cette chere amie,“ sie um Erlaubniß zu bitten, bei ihr erscheinen zu dürfen, ich wurde aber nicht angenommen. Er war schrecklich betroffen, er weinte: „Solch' eine Ehe! Solch' eine Ehe! Welcher Schimpf in der Familie!“ wiederholte er jeden Augenblick. Aber er erinnerte sich auch an Karmasinow und schimpfte gehörig auf ihn. Er bereitete sich auch energisch für die morgige Vorlesung vor, und — o Künstlernatur! — sogar vor dem Spiegel! — Er rief sich auch all' seine scharfsinnigen Bemerkungen und Wortspiele, welche er sein ganzes Leben über gemacht und in einem besonderen Hefte niedergeschrieben hatte, wieder in das Gedächtniß zurück, um sie bei der Vorlesung am folgenden Tage vorzubringen.

„Mein Freund, ich thue dies meiner großen Idee

zu Liebe," sagte er zu mir, indem er sich augenscheinlich zu rechtfertigen suchte. — „Cher ami, ich habe mich von einem zwanzigjährigen Aufenthaltsorte entfernt und bin plötzlich fortgereist, wohin — das weiß ich nicht, aber ich bin fortgereist!"

Ende des zweiten Theils.

Druck von G. Zahn & H. Baendel, Kirchhain N.-L.

Messerer

[illegible]str. 1

Hindenburgstr. 1